BRIEFWECHSEL

ZWISCHEN

WILHELM VON HUMBOLDT

UND

AUGUST WILHELM SCHLEGEL

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN

MIT EINER EINLEITUNG VON B. DELBRÜCK

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1908

INHALT.

*

VORWORT.

Die Originale des im folgenden abgedruckten sprachwissenschaftlichen Briefwechsels zwischen Humboldt und Schlegel befinden sich an drei Orten. Die Briefe Humboldts bewahrt bis auf zwei Nummern (1 und 39) die Königliche Universitätsbibliothek in Bonn; die beiden erwähnten, dort fehlenden Nummern befinden sich in Schlegels Nachlaß in der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden. Schlegels Briefe fanden sich in Humboldts Nachlaß in Tegel; eigenhändige Abschriften, die der Schreiber sich von den Nummern 10, 12, 15 und 17 gemacht und zurückbehalten hatte, traten aus den Dresdener Schätzen ergänzend und hie und da berichtigend hinzu. Von den Briefen Humboldts sind Nr. 4 und 34 bis auf den Schlußabsatz, die Nummern 37—40 bis auf die Unterschrift Diktate; bei Nr. 27 ist Schlußformel und Unterschrift abgeschnitten. Der Schloßherrin von Tegel und den Vorständen der beiden genannten Institute spreche ich für die Gestattung der Benutzung der Handschriften meinen herzlichsten Dank aus.

Leider gelang es mir nicht, den Briefwechsel zu einer lückenlosen Reihe zu vereinigen. Zwar wird von Humboldts Briefen, wenn überhaupt etwas, nur wenig fehlen: mit Sicherheit läßt sich hier gar kein Verlust feststellen. Dagegen fehlen sicher mindestens sieben Briefe Schlegels:

sechs davon (vor Nr. 1, nach Nr. 20, 26, 33, 36 und 37) werden in den sie beantwortenden Briefen Humboldts im Eingang erwähnt, eines siebenten aus dem Jahre 1835 gedenkt Alexander von Humboldt nach dem Tode des Bruders (Klette, Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung S. VI). Unglücklicherweise entgeht uns damit der Beginn der interessanten Erörterungen über Bopp.

Die Sanskritworte, die in den Briefen vorkommen, sind nach dem Usus, den Humboldt und Schlegel selbst bei eventuellen Umschreibungen in lateinische Buchstaben befolgt haben, transskribiert worden. Humboldt spricht sich über seine Prinzipien vor seinem großen Kawiwerk aus. Eine moderne Transskription einzuführen schien mir unhistorisch.

Die Anmerkungen sind naturgemäß wesentlich bibliographischer und historisch-faktischer Natur. Die allgemeinen sprachlichen Anschauungen der beiden Korrespondenten im einzelnen einer Kritik vom modernen Standpunkte aus zu unterziehen, ihre Etymologien mit den heute etwa für richtig gehaltenen zu vergleichen, konnte mir natürlich nicht beikommen. Gern wäre ich der Geschichte dieser oder jener einzelnen Behauptung genauer nachgegangen, wenn nicht der Wert derartiger Untersuchungen zu dem Zeitaufwand, den sie kosten, in gar keinem Verhältnis stünde. Eine eingehende Geschichte der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert, die wir noch immer vermissen, ist für derartiges ein passenderer Ort. Vielleicht gibt mir auch eine Schrift über Jakob Grimms sprachphilosophische Anschauungen, die ich vorbereite, Gelegenheit, einzelnes aus meinen Sammlungen auf diesem Gebiete mitzuteilen.

Herr Professor B. Delbrück hat mich bei der Abfassung des Buches, besonders in allen speziell altindischen Dingen, mit Rat und Beihilfe freundlichst unterstützt. Noch mehr als für diese Unterstützung bin ich ihm dafür herzlichst dankbar, daß er, dem Buche das versprochene Geleitwort zu schenken, trotz der mühevollen und zerstreuenden Geschäfte des Prorektorats während unsres Jubiläumssemesters Zeit und Stimmung gefunden hat.

Jena, 27. Juni 1908.

Albert Leitzmann.

BRIEFWECHSEL

ZWISCHEN

WILHELM VON HUMBOLDT

UND

AUGUST WILHELM SCHLEGEL

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN

MIT EINER EINLEITUNG VON B. DELBRÜCK

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1908

vertrat in Gemeinschaft mit Hardenberg die preußisch-deutschen Interessen auf dem Wiener Kongreß. In der nun einbrechenden Zeit der Stille war für ihn kein rechter Platz mehr im preußischen Staatsleben: er bekleidete noch verschiedene hohe Ämter, war z. B. 1817/18 außerordentlicher Gesandter in London (von wo sein erster Brief an Schlegel datiert ist), trat dann aber am 31. Dezember 1819 in das Privatleben zurück. Während all dieses Geschäftstreibens behielt Humboldt seine sprachwissenschaftlichen Ziele unverrückt im Auge. Überall suchte er sich das, was Ort und Gelegenheit bot, anzueignen; eine besondere Förderung waren ihm die Materialien, die sein Bruder Alexander mitbrachte. Eine Reihe von Jahren standen die amerikanischen Sprachen im Vordergrund seines Interesses. In der Zeit des Briefwechsels mit Schlegel nahm das Sanskrit bei ihm eine herrschende Stellung ein.

A. W. Schlegel studierte in Göttingen klassische Philologie und machte sich das Verfahren dieser Wissenschaft früh völlig zu eigen. In Jena, wo er sich von 1796 an aufhielt und die aus der Göttinger Studienzeit herrührende Bekanntschaft W. v. Humboldts erneuerte, begann er jene Übersetzungen aus der englischen und romanischen Poesie, die seinen Namen in weitesten Kreisen berühmt gemacht haben. Um die Zeit, als Humboldt nach Rom ging, hielt Schlegel Vorlesungen über Kunst und Literatur in Berlin, lebte dann längere Zeit im Auslande, namentlich bei Frau von Stael am Genfer See; 1808 hielt er die berühmt gewordenen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in Wien. Schließlich wurde auch er wie Humboldt in die Welthändel verwickelt, wenn auch in viel bescheidenerem Grade, insofern er 1813

und 1814 in den Diensten des Kronprinzen von Schweden tätig war. Im Jahre 1814 begann er, und zwar teilweise in Gemeinschaft mit Franz Bopp, in Paris ein höchst ernsthaftes Studium des Sanskrit, in dem er es mit der Zeit zu einer solchen Höhe brachte, daß er mit Recht als der Begründer der Sanskritphilologie in Deutschland betrachtet wird. Zwar erschien im Jahre 1818 noch eine bedeutsame Arbeit auf anderem Gebiet, nämlich *Observations sur la langue et la litérature provençales*, dann aber gehörte seine Produktion für eine Reihe von Jahren fast ausschließlich dem Sanskrit. Im Jahre 1818 wurde über seine Berufung nach Berlin verhandelt, vom gleichen Jahre an aber finden wir ihn als Professor in Bonn, wo er außer über Sanskrit auch über Gegenstände aus dem Gebiete der europäischen Literatur, z. B. über die Nibelungen Vorlesungen hielt. Denn auch mit dem älteren Deutschen hatte er sich gründlich beschäftigt, wie denn von einer Schlegelschen Rezension über Grimm der wahre Beginn der germanistischen Wissenschaft in Deutschland datiert wird.

Die Interessen der beiden vielseitigen Männer begegneten sich also damals besonders im Sanskrit, welches denn auch den Hauptgegenstand ihres Briefwechsels bildet.

Das Studium dieser Sprache hatte gerade damals mit großen Hoffnungen begonnen, mit Hoffnungen, welche nicht etwa nur auf Aufhellung der Sprache, sondern namentlich auf Ergründung der Urgeschichte und Urreligion der Menschheit gerichtet waren. Der erste Deutsche, der sich einige Kenntnis der zu jener Zeit sehr schwer zugänglichen Sprache erwarb, war Friedrich Schlegel, dessen 1808 erschienenes Buch über die Sprache und Weisheit der Indier in der Tat die

Tore einer neuen Welt öffnete. Dann folgten, wie schon erwähnt, Bopp und Schlegel. Ihnen schloß sich Humboldt an. An Büchern stand ihm nur wenig zur Verfügung, nämlich als brauchbarste der englischen Grammatiken die von Wilkins, als Wörterbuch das von Wilson (über dessen Schwächen Schlegel in der Indischen Bibliothek 1, 295 ff. in einer heute noch lesenswerten Weise gehandelt hat), an Texten als bei weitem wichtigstes Hilfsmittel der Nalus von Bopp (Text mit lateinischer Übersetzung), außerdem ziemlich mangelhafte englisch-indische Ausgaben der Fabelsammlung Hitopadeça und des Epos Rāmāyana, dieses nur zum Teil. Da Humboldt mit seinen Studien so viel später begonnen hat, spielt er naturgemäß in dem vorliegenden Briefwechsel anfangs mehr die Rolle des Schülers, freilich eines Schülers, der seine Fragen mit der Erfahrung eines gereiften Meisters stellt. Aber bald erstarkt seine Kenntnis und schon 1823 erscheint von ihm in der Indischen Bibliothek eine wertvolle, auf eigenen Sammlungen beruhende Abhandlung aus dem Gebiete der Sanskritsyntax.

Außer der Grammatik kommt natürlich auch die indische Literatur und ihr ästhetischer Wert zur Sprache und es werden, wie sich bei dem Interessenkreis der beiden Männer von selbst versteht, auch allerhand andere Fragen der Philologie und Altertumswissenschaft berührt. An dieser Stelle sei namentlich auf ihre Behandlung eines damals brennenden Themas hingewiesen, der Frage nach der Entstehung der Flexion.

In der grammatischen Entwicklung bis auf Bopp hatte sich die Ansicht herausgebildet, daß die vorhandenen Flexionsformen durch Zusammensetzung (Agglutination) ursprünglich bedeutungsvoller Elemente entstanden seien,

z. B. *blinder* aus *blind -er*[1]), *ἐστί* aus *ἐς -τί* (sein er). Dieser ‚mechanischen' Ansicht stellte Friedrich Schlegel in der eben erwähnten Schrift eine ‚organische' gegenüber, wonach die Flexion nicht durch Zusammensetzung, sondern durch innere Entfaltung des Wurzellautes entstanden sein soll. Bopp, der einflußreiche Begründer der vergleichenden Grammatik, schien sich dieser Schlegelschen Theorie anfangs zuzuneigen, trat dann aber mit Entschiedenheit auf die Seite der Agglutinationshypothese, die er bis ins einzelne hinein ausbildete. Nach ihm stammen die Personalendungen des Verbums aus Pronomina, der Aorist und das Futurum enthalten in ihrem *s* das Verbum ‚sein', der Optativ in seinem *i* das Verbum ‚gehen' usw. In diesen Streit greift nun Humboldt ein. Er erklärt sich entschieden gegen Fr. Schlegel, insofern dieser die Begriffe Flexion und Agglutination zur Klassifikation der Sprachen benutzt. Flexion und Agglutination seien vielmehr Erscheinungen, die sich ganz wohl in einer Sprache vereinigt finden könnten. So sei es auch im Indogermanischen. Dort findet sich nach Humboldt gelegentlich Flexion im Schlegelschen Sinne, so bei dem Konjunktiv und Optativ im Griechischen und Deutschen, wo dieser Modus, der stets etwas Ungewisses andeute, dementsprechend meist dunkle und schwebende Diphthonge zeige. Aber im wesentlichen stellt sich Humboldt in diesem Briefwechsel auf Bopps Seite, während A. W. Schlegel die Partei seines Bruders nimmt. Es ist höchst lehrreich zu beobachten, wie es bei der Diskussion im einzelnen zugeht. Was Schlegel gegen

[1]) Die Analyse ist unrichtig und wird hier nur als bezeichnend für die damalige Ansicht angeführt.

Bopp vorbringt, ist hauptsächlich das folgende. Was die Ableitung der Personalendungen *mi, si, ti* aus Pronominalformen betrifft, so lasse sich die Herleitung von *mi* aus dem Pronomen der ersten Person allenfalls hören; *si* (griechisch *σι*) könne auf *σύ* nicht zurückgeführt werden, da das *s* erst im Griechischen verhältnismäßig spät aus *t* (dorisch *τύ*) entstanden sei; im Plural vollends verschwinde jeder Schein von Wahrscheinlichkeit. Solle überhaupt ein Zusammenhang zwischen den Personalendungen und den Pronomina angenommen werden, so sei es viel natürlicher zu glauben, die letzteren seien durch Ablösung aus den Personalendungen entstanden. Die Erklärung von *amavī* aus *ama -fui*, welche Bopp aufgestellt hatte, sei ohne Nutzen, denn schließlich bleibe doch das *ī* von *fui* als unerklärt übrig. Endlich sei es ein Grundirrtum von Bopp, das Verbum substantivum in dieser seiner Bedeutung für so uralt zu halten, daß man ihm zutrauen könne, es habe bei der Entstehung des Aorists und Futurums mitgewirkt. Es sei vielmehr das jüngste Verbum und aus Demonetisation entstanden. Das sind Einwürfe, die innerhalb der Boppschen Richtung eine Zeitlang nicht recht zum Bewußtsein gekommen oder beiseite gelegt worden sind, die wir aber jetzt wieder als völlig zutreffend anerkennen. Humboldt weiß denn auch im einzelnen nicht viel dagegen zu sagen, begnügt sich vielmehr damit, sich auf die unleugbare allgemeine Wahrscheinlichkeit des Agglutinationsprinzips zu berufen, das sich so vielfach, z. B. auch bei den amerikanischen Sprachen bewähre. Schwach ist naturgemäß Schlegels Position, wo es sich um die positive Begründung der organischen Theorie handelt. Nach seiner Ansicht besteht, wie schon angedeutet, die Flexion in der Verwendung eines an sich

bedeutungslosen Vokals zur Bedeutsamkeit, also z. B. die Verwendung des *i* von *δίδωμι* in aktivem, des *ai* von *δίδομαι* in passivem Sinne. Natürlich ist es schwer zu sagen, woher diese Vokale kommen mögen. Einmal (S. 74) bezeichnet sie Schlegel als schwebende Wörter, geeignet sich überall anzuhängen, aber damit ist zur Erklärung nichts beigebracht und man merkt, wie der sonst so geistesklare Mann bei dieser Gelegenheit in romantischen Mystizismus verfällt, indem er von einer angeborenen Genialität des ursprünglichen Menschen redet, eine Vorstellung, gegen die dann wieder Humboldt sich sehr treffend ausspricht. Wenn nun die Diskussion über die Entstehung der Flexion ohne recht greifbares Ergebnis verläuft, so darf das nicht Wunder nehmen. Wir sind auch heute nicht weiter. Der wesentliche Unterschied zwischen damals und jetzt besteht darin, daß man damals in der ersten Frische glaubte, des Problems durch eindringendes Studium und Nachdenken Herr werden zu können, während jetzt unsere Stimmung resigniert ist.

Sehr interessant ist in dem vorliegenden Briefwechsel auch die verschiedenartige Beurteilung, welche der Begründer der vergleichenden Sprachforschung, Franz Bopp, erfährt. Humboldt trat, seit er in Tegel seinen Ruhesitz genommen hatte, zu Bopp in ein enges wissenschaftliches Verhältnis, das sich immer mehr zu einem freundschaftlichen gestaltete. Schlegel, der schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, als Bopp noch ein Anfänger war, führte den vielversprechenden jungen Gelehrten freundlich in die literarische Welt ein und konnte wohl als dessen Gönner betrachtet werden. Bald aber zeigten sich die Keime der Entfremdung. Wir haben schon gesehen, daß Bopp immer

entschiedener von Friedrich Schlegel abrückte, was den Bruder verdroß, der sich dann gelegentlich in seiner Weise gemüßigt fühlte, gegen den literarischen Gegner ein spitzes Xenion zu schleudern: Der Boppard ist ein Schloß am Rhein, die Bopp-Art sind Pedantereien. Dieser Widerstreit der Meinungen wurde von Bopp um so empfindlicher vermerkt, als er gerade in der Erklärung der Flexionsformen sein Hauptverdienst erblickte. Dazu kommt der tiefe, auch sonst so oft zu beobachtende Gegensatz, den man in einen kurzen Ausdruck zu fassen sucht, indem man den einen als Sprachforscher, den andern als Philologen bezeichnet, womit man sagen will, daß dem einen die Naturseite, dem andern die Kultur- und Kunstseite der Sprache näher liegt. Bopp, der in diesem Sinne Sprachforscher war, hatte zu wenig Sinn für gewisse Tatsachen des Sprachgebrauchs, welche dem Betrachtenden als Willkür erscheinen, während Schlegel als fein urteilender Aesthetiker gerade auf das Persönliche sein Auge gerichtet hielt. Auch in der philologischen Technik ließ Bopp einiges zu wünschen übrig, so daß Schlegel an den Boppschen Ausgaben mancherlei auszusetzen fand. Namentlich tadelte er Bopps Verhältnis zu den indischen Grammatikern, deren System uns lehrreich gewesen ist und deren Material für immer unschätzbar bleiben wird. Bopp hatte sie wenig studiert, konnte auch in dem damaligen Stadium der wissenschaftlichen Entwicklung wenig Nutzen aus ihnen ziehen, hätte dann aber freilich auch seine gelegentliche Polemik unterlassen sollen. Auch die hiermit angedeuteten philologischen Meinungsverschiedenheiten fanden ihren Ausdruck in einigen Verslein, und zwar diesmal in sanskritischen. Die beiden Herren stritten sich über die Bedeutung gewisser indischer

Pronomina und in bezug darauf sprach Schlegel (Hitopadesa II, 22) von einem Toren, der so von Finsternis der Unwissenheit umgeben sei, daß er den Unterschied zwischen *tāvat* und *etāvat* nicht kenne, wobei es ihm zustieß, daß er von dem einen der beiden Wörter einen falschen Dualis bildete (*etāvatyoḥ* statt *etāvatoḥ*), worauf nun wieder Bopp (Nalas, 2. Aufl. S. 209) von einem *vir iracundior quam doctior* redet, der *verbis sanscritis, nisi pracrita sunt, contumeliam dicere conatur.* Es ist hübsch zu sehen, wie Humboldt sich zu diesem Streit stellt. Natürlich wahrt er sich sachlich seine Freiheit, aber in moralischer Beziehung tritt er entschieden auf Bopps Seite. Schlegel muß in einem Brief, den wir nicht haben, sich bitter und ungerecht über Bopp geäußert haben, und so, daß Eifersucht hervortrat. Darauf antwortet Humboldt S. 231 ff. mit einer an dem Diplomaten ungewohnten Schärfe und Bestimmtheit; man kann beinahe sagen: er wäscht Schlegel den Kopf. Zugleich erfreut sich der Leser an der feinen Art, wie Humboldt die Herbheit ausgleicht. In einer eigenhändigen Nachschrift spricht er sich über den Tod seiner Frau aus, in einer Weise, wie man nur zu einem Freunde redet.

Hiermit sind wir zu dem persönlichen Erträgnis des Briefwechsels gekommen, hinsichtlich dessen ich dem Leser nicht vorgreifen möchte. Nur ein paar Hinweise seien gestattet. Die beiden Männer waren, wie oben bemerkt wurde, gleich alt, aber ihre Lebensstimmung ist höchst verschieden. Schlegel hat soeben ein neues Amt angetreten, freut sich seiner Erfolge als Professor und blickt voll Ehrgeiz in die Zukunft. Über Humboldt aber liegt schon das Alter: er hat sich von den Geschäften zurückgezogen, ordnet seine Papiere und zieht die Summe seines

Lebens. Neben dieser Verschiedenheit der Stimmung, die zum Teil auf körperlichen Zuständen beruhen mag, tritt zugleich auch ein Unterschied in der Behandlung wissenschaftlicher Dinge deutlich hervor, der auf die tiefsten Naturanlagen der beiden Männer zurückgeht. Schlegel ist durchaus auf das Einzelne gerichtet; er schreitet von einem Problem zum andern, ohne daß seinem Geiste ein systematischer Zusammenhang vorschwebte; seine Meisterschaft zeigt sich in der glänzenden Überwindung der vorliegenden Schwierigkeiten. Humboldt dagegen ist immer auf das Allgemeine gerichtet, das Einzelne nimmt stets nur eine dienende Stellung ein. Es ist unbestritten, daß die Faßlichkeit seiner Darstellung und auch sein literarischer Erfolg unter dieser Tendenz gelitten hat; aber es ist mit Nachdruck zu betonen, daß er genau so wie Schlegel stets bestrebt ist, das Einzelne mit aller skrupulösen Genauigkeit eines Philologen zu erfassen. Was endlich das persönlich-menschliche Verhältnis der beiden betrifft, so nennt Humboldt es Freundschaft. Doch herrscht nicht völlige Gleichheit: Humboldt ist offenbar der Vornehmere und Schlegels Komplimente sind tiefer.

Jena, Juni 1908.

B. Delbrück.

BRIEFWECHSEL
ZWISCHEN WILHELM VON HUMBOLDT UND AUGUST WILHELM SCHLEGEL.

1. Humboldt an Schlegel.

London, den 10. Mai, 1818.

Ich bin mehr, als ich es Ihnen ausdrücken kann, beschämt, Ihr gütiges Schreiben, das mir, nach so langen Jahren der Trennung, ein überaus schmeichelhaftes Zeichen des Andenkens war, erst so unendlich spät zu beantworten. Ich wünschte, verehrungswürdigster Freund, mir einen Antheil an Ihrer Berufung zuschreiben zu können. Ich möchte aber nicht mir ein Verdienst anmaßen, was meine damalige Abwesenheit von dem Aufenthalt des Staatskanzlers mich zu haben verhinderte, und was, soviel ich weiß, HErrn Koreff und Stegemann, oder dem ersteren allein gebührt. Auf jeden Fall wünsche ich von Herzen, daß der Plan in Erfüllung gehen möge. Außer dem Nutzen, den seine Ausführung der Berliner Universität bringen würde, erhielte ich auch dadurch die angenehme Aussicht, wieder einmal in Ihrer Nähe zu leben.

Die Uebersicht, die Sie mir von Ihren Arbeiten und den Werken, die Sie zu liefern gedenken, geben, hat mich in hohem Grade interessirt. Nur bei Ihrem Umfang von gelehrten Kenntnissen, und der Mannigfaltigkeit Ihrer Talente ist es möglich, den Entschluß zu so vielen, und so wichtigen Arbeiten zu fassen. In Absicht Berlins ist mein erster, einigermaßen niederschlagender Gedanke dabei

gewesen, daß es Ihnen dort sehr leicht zu sehr an literarischen Hülfsmitteln fehlen kann. Die Bibliothek ist noch sehr unvollständig, und man muß sich meistentheils auf die Bücher verlassen, die man selbst besitzt.

Gegen das Französisch Schreiben mag es wohl viele Schreier jetzt in Deutschland geben, allein Sie würden Sich ebenso darüber wegsetzen, als, und mit großem Rechte, mein Bruder es thut. Ich kann zwar nicht läugnen, daß auch ich der Meynung bin, daß der Geist eines Schriftstellers nur bei dem Gebrauch Einer Sprache, und zwar derjenigen, die von Kindheit an die seinige gewesen ist, seine ganze Fülle, Gediegenheit und Freiheit hat, und daß derjenige doppelt zu verlieren Gefahr läuft, welcher die Deutsche mit der Französischen vertauscht. Bei den guten Schriftstellern dieser Art merkt man allerdings den Werken selbst keinen positiven Mangel darin an, allein es entsteht das billige Bedenken, ob das Werk nicht noch und viel anders, ohne dies Aufopfern des natürlicheren und vollkommneren Mittheilungsmittels geworden seyn würde. Allein hierbei ist die Besorgniß vielleicht zu weit getrieben, und es kann auch äußere Rücksichten geben, die noch wichtiger sind, und daher den allenfalsigen Verlust übersehen lassen.

Ich wünsche ungemein, recht bald zu erfahren, daß Ihre Anstellung in Berlin gänzlich zu Stande gekommen ist; lassen Sie es mich, ich bitte Sie recht sehr, sogleich wissen, und erhalten Sie mir Ihre gütigen und freundschaftlichen Gesinnungen. Mit der hochachtungsvollsten Anhänglichkeit

Ihr ergebenster,

Humboldt.

NS. Ich bekomme soeben einen Brief meines Bruders, aus dem ich sehe, daß Sie noch immer ohne bestimmte Antwort aus Berlin sind. Ich bin überzeugt, daß es bloß daran liegt, daß die Universität, bei vielen Bedürfnissen neuer Lehrer (die ich wenigstens ihr kenne), jetzt nicht Fonds genug hat, Ihnen ein solches Gehalt zu bieten, als der Curator fühlt, daß Sie erwarten können, und daß die Angelegenheit an den Staatskanzler gebracht worden ist, dessen überhäufte Geschäfte die Erledigung verzögern. Alles Schreiben hilft in solchen Dingen wenig. Sind Sie, wie es mir scheint, und wie ich es ausnehmend wünsche, entschlossen, nach Berlin zu gehen, insofern nur der Punkt des Gehaltes gehörig berichtigt werden kann, so rathe ich Ihnen, eins von beiden zu thun, entweder nach Berlin, oder zum Staatskanzler zu reisen, sobald dieser wieder nach den Rheinprovinzen kommt. Wählen Sie das Erstere, so müssen Sie im Junius dort seyn. Denn es ist wesentlich, daß Sie den Staatskanzler auch (außer dem Departementsminister) finden, und der Staatskanzler will Anfangs Julius (obgleich sich dies freilich wahrscheinlich verspätet) in Aachen seyn. Ziehen Sie das Letzte vor, so haben Sie bis zum Anfang der Zusammenkunft der Souveraine (Ende September) Zeit. Ich würde, wenn Ihre Zeit es erlaubt, die Berliner Reise vorziehen. Sie sehen zugleich den Ort wieder, den Sie bewohnen wollen, und machen besser Ihre Plane. Sie bedürfen nirgend einer Empfehlung; sonst erhalten Sie jede, die Sie wünschen, mit großem Vergnügen mit umgehender Post von mir. Leben Sie recht wohl!

H.

2. Humboldt an Schlegel.

Ich bin Ew. Hochwohlgebohrnen noch meinen Dank für die Uebersendung der Indischen Bibliothek schuldig, die mich ungemein interessirt hat. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie dieselbe recht bald und schnell fortzusetzen Gelegenheit finden mögen. Ich habe seit dem Anfang dieses Jahres meinen längst gehegten Wunsch ausführen können, selbst Sanskrit zu lernen. Ich habe alle mündliche und lebendige Hülfe entbehren müssen, und bin daher freilich erst so weit, daß ich in Büchern mit wörtlicher Uebersetzung (wie der Nalus von Bopp ist) die einzelnen Wörter herausfinden und meist mit Hülfe der Grammatik und des Lexicons analysiren kann. Ich denke indeß durch eifrige Arbeit nun schneller weiter zu kommen. Mein Zweck bei diesem Studium ist mehr die Sprache, als die Literatur, gerade aber in dieser Hinsicht bietet das Sanskrit ein sehr großes Interesse dar. Einige Dinge besonders werde ich vermuthlich noch lange nicht recht begreifen. So z. B. wie es eigentlich mit dem zusammenhängt, was man Wurzeln nennt. Diese Wurzeln und der *status absolutus* (*crude state*) der Wörter liegen, wie außerhalb der Sprache, wenn auch manchmal besonders das Neutrum den Wurzeln gleich ist. Sind sie nun Bildungen der Grammatiker, oder gehören sie einem frühern Zustand der Sprache an? Merkwürdig ist auch, daß die *modi*, außer dem Indicativus, nur Ein *tempus* haben, so daß Wilkins z. B. *tempora* und *modi* zusammenwirft und Alles *tenses* nennt. Aus seiner Grammatik bringt man auch nicht heraus, daß die Sprache wirklich, wie die Griechische, vollständig alle *tempora*, welche die allgemeine Sprachlehre

fordert, sey es nun mit wahren *flexion*en, oder mit Hülfsverben, wie *μέλλω*, zu machen im Stande ist. Am aller wunderbarsten kommt es mir aber vor, daß die heutigen Sprachlehren wenigstens das Sanskrit ganz als eine bloß zu lesende, und nicht auszusprechende Sprache behandeln, da sie gar keine Accentlehre aufstellen. Wilkins sagt, daß die Vedas Accente bezeichnen, und nennt diese den Griechischen ähnlich. Aber auf diese dürftige Nachricht beschränkt sich auch Alles, was bei ihm darüber vorkommt. Dennoch lassen sich hier die interessantesten Fragen aufstellen, und die Sache ist im Sanskrit um so wichtiger, als, genau genommen, nur der Accent bestimmen kann, welche Silben zu Einem Worte gehören, und was ein Wort ausmacht, und als das Sanskrit, auch die bloßen orthographischen Launen abgerechnet, so häufig durch Zusammenziehen ihrer End- und Anfangslaute, oder Veränderung derselben, Wörter verbindet, die in andern Sprachen geschieden sind. Hatten nun diese Wörter verschiedne Accente, oder wurden sie wirklich zu Einem unter demselben? Interessant wäre es auch zu wissen, ob der *acutus* auch, wie im Griechischen im Zusammenhang der Rede zum *gravis* wird?

Ihre Uebersetzung habe ich mit dem größesten Vergnügen gelesen. Die Hexameter sind überaus schön. Nur zwei Fragen möchte ich mir erlauben. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß ein Trochaeus in einem Hexameter ein Unding ist, und daß man auch recht gut, und nicht einmal mit so außerordentlicher Schwierigkeit die Trochaeen vermeiden kann. Allein sollten dann nicht auch die Pronomina, die nicht orthotonirt sind, als Kürzen gelten und aus einem Fuß, der kein Dactylus ist, verbannt werden

müssen? Auf mir lastet z. B. scheint mir doch noch immer ein trochaeischer Anfang. Eben dies halte ich von den Praepositionen, selbst vor und aus nicht ausgenommen. Es ist zwar wahr, daß diese hier genannten Wörter in der Aussprache eine gewisse Länge haben, aber diese Länge, die bloß aus der Natur ihrer Laute fließt, und sich ganz von derjenigen unterscheidet, welche der Sinn giebt, wie in auf mir lastet, scheint mir nicht hinlänglich, einen Fuß im Hexameter als Spondaeus zu bezeichnen. Auch die Endsilben von Erfüllung reichen, meinem Gefühl nach, nicht dazu hin. Die zweite Frage betrift die Caesur nach den ersten beiden Silben im 4. Fuß, wenn dieser ein Dactylus ist. Ganz rein, so daß die beiden ersten Silben die Endsilben des einen, und die letzte des Dactylus Anfangssilbe eines mehrsilbigen Wortes sind, findet er sich bei den Griechen selten, im ganzen Homer kaum 8—9 mal, bei den Lateinern häufiger. Auch Sie haben diese Stellung durchaus vermieden. Nur in einigen Fällen haben Sie dieselbe beibehalten, in welchen es auch wirklich zweifelhaft ist, ob es nicht zulässig seyn dürfte, und über diese wollte ich reden. Ein Beispiel ist | beiden Ge | mahlinnen, auch, obgleich da der Fall etwas anders ist, Stamm | halter zu | seyn des Geschlechtes. Wolf, mit dem ich oft über solche Dinge rede, hält beide Stellungen für vollkommen richtig, weil beiden ganz eng, und als wäre es ein Wort zu Gemahlinnen gehört, und dies ebenso mit zu sey. Ich kann aber darin nicht einstimmen. Der Grund der ganzen Regel, die diesen 4. Trochaeus als Caesur verwirft, scheint mir darin zu liegen, daß es nicht angenehm ist, wenn im Lesen, nachdem man beim 4. Trochaeus einen Augenblick verweilt hat, der Rest des Verses mit einem ◡ – und nicht

mit einem – – oder ⏑⏑– aufs neue anhebt. Dieses Anheben mit dem ⏑ – ist nun aber bei diesen beiden Stellungen doch unvermeidlich, was man auch thun mag, so wie man natürlich liest. Denn Ge- und zu müssen nothwendig immer enger mit mah und seyn verbunden werden, als es den, und ter seyn können, die gewissermaßen nur Austönungen ihrer Vorsilben sind. Gewiß müssen Hexameter unendlich correct seyn, wenn man darauf kommen soll, bei ihnen über solche kleine Unterschiede zu rechten. Auch thue ich es nur, um Ihr Urtheil über die Grundsätze zu wissen. Worin aber diese Hexameter auch so wahrhaft meisterhaft sind, das ist das, was keine Regel beurtheilen kann, sondern worin sich bloß das poetische Gefühl und Talent frei beweist, die Mischung und Folge der Füße und Abschnitte, ohne welche auch die höchste Correctheit doch keinen Wohlklang gewährt. Es ist sehr zu wünschen, daß Sie mehr Stücke auf gleiche Weise behandeln. Doch möchte ich, Sie verschmähten das einheimische Sylbenmaß nachzubilden nicht ganz. Der Hexameter hat doch immer in dieser Anwendung das gegen sich, daß er, wenn dies auch Schuld der Leser ist, zuviel Griechischen Anklang mit sich führt, und dadurch der Eigenthümlichkeit schadet. Unter Ihrer Behandlung würde auch das einheimische Sylbenmaß ganz anders erscheinen, da Sie ihm in den freien Stellen Mannigfaltigkeit und Wohllaut zu geben wissen würden.

Sie werden in Kurzem durch meinen Bruder eine Schrift von mir bekommen, die ich Sie bitte, zu meinem Andenken zu behalten. Es ist eine vermittelst der Vaskischen Sprache angestellte Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens. Ich habe Gelegenheit

gehabt, da ich auch der Urbevölkerung Italiens erwähnen muß, auch Ihrer Meynungen zu erwähnen, und bin, wie Sie sehen werden, mehreren derselben völlig beigetreten. Obgleich diese Schrift sich nur auf die Vergleichung der Ortnamen und auf ihre Etymologie, nicht aber auf die Vergleichung der Sprachen selbst einläßt, so glaube ich, werden Sie mir beistimmen, daß man doch schon aus dem in dieser Rücksicht Entwickelten deutlich erkennt, daß die Vaskische Sprache vollkommen zu den ältesten Europäischen gehört, daß sie besonders mit dem Lateinischen viele Stammwörter gemeinsam besitzt, und daß gar nicht daran zu denken ist, daß sie, wie Leibnitz einmal vermuthete, aus Africa, oder wie Neuere gewollt haben, aus America zu uns herübergekommen sey. Ich würde schon längst eine eigentliche Vergleichung der Sprache selbst mit andern Europäischen angestellt haben, wenn ich nicht gern immer damit von Jahr zu Jahr wartete. Solche Vergleichungen sind wirklich immer in dem Grade mehr gut, in dem man selbst mehr Sprachen weiß, und so bringt ihnen, wenn man indeß nur nicht müßig bleibt, die Zeit von selbst Gewinn. Allein auch die Arbeiten Andrer warte ich noch gern dabei ab, und so wünschte ich vorzüglich, daß wir erst das Werk besäßen, was Sie vorbereiten, und worauf Sie auch in der Indischen Bibliothek einigemale hinweisen. Ich schmeichle mir mit der Hofnung, daß Sie mit den Resultaten meiner Schrift vollkommen einverstanden seyn werden. Auch verrücken dieselben nur weniges von dem, was man schon jetzt in den Schriften der Vorzüglicheren über diese Gegenstände fand, sondern ordnen es nur besser, bestimmen es näher, und stützen es auf bessere und sichrere Gründe. Allein das Einzelne mag

sehr der Nachsicht der Leser bedürfen, und ich empfehle es der Ihrigen. Wenn man viele Jahre so gut als ausschließend in Geschäften gelebt hat, so fehlt einem Manches, was doch einer Schrift nicht fehlen sollte, und so geräth man wohl auch in manchen Irrthum. Vielleicht hätte ich besser gethan, mit der Schrift zu warten, bis einige Jahre Muße länger mich tiefer in die Studien, die ich treibe, eingeführt, und mich mehr darin befestigt hätten. Aber da ich über das Vaskische noch, in ganz eigentlicher Rücksicht auf die Sprache zu schreiben gedenke, so wünschte ich vorläufig zu wissen, was man zu den Resultaten meiner jetzigen Untersuchungen sagen würde, und hätte ich auch dies noch hinausgeschoben, so vergeht doch ein zu großer Theil des Lebens.

Ich werde den Sommer in Schlesien zubringen, bitte Sie aber doch, wenn Sie mir die Freude machen wollen, die eine recht große für mich seyn wird, mir zu schreiben, Ihren Brief nur hierher zu adressiren. Ich bekomme ihn auf diesem Wege gleich schnell und mit mehr Sicherheit.

Erhalten Sie mir und der Zeit, die wir vor langen Jahren zusammen zubrachten, und die mir immer sehr theuer bleibt, Ihr gütiges Andenken, und nehmen Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetesten und freundschaftlichsten Hochachtung an.

Berlin, den 5. Mai, 1821. Humboldt.

3. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 23sten Julius 21.

Ew. Excellenz haben mich durch Ihren so reichhaltigen und aufmunternden Brief vom 5ten Mai auf die erfreulichste Weise überrascht. Ich empfing ihn in Paris, eben unter der Verwirrung der letzten Besorgungen: diese, dann meine Rückreise und die hier vorgefundenen Geschäfte, sind Schuld an der Verzögerung meiner Antwort, die ich Sie gütigst zu entschuldigen bitte. Einen solchen Brief glaubte ich nicht flüchtig und obenhin beantworten zu dürfen. Ew. Excellenz sind mir eigentlich zuvorgekommen: schon längst hatte ich mir vorgesetzt, Ihnen zu schreiben, und für meine jetzigen Bestrebungen Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich betrachte es als eine glückliche Vorbedeutung für das Gedeihen der Indischen Philologie in Deutschland, dafs Sie dem Sanskrit Ihre Neigung zugewendet haben. Hätte ich nur in Ihrer Nähe seyn können, um Ihnen die Mühseligkeit der ersten Schritte zu erleichtern! Denn bey Ihrer Stärke in der vergleichenden Sprachkunde und in der allgemeinen Grammatik werden Sie bald oder vielleicht schon jetzt keiner Hülfe mehr bedürfen. Zu der künftigen Annehmlichkeit des Studiums hoffe ich durch die verbesserte Typographie etwas beyzutragen. Vielleicht ist Ihnen mein *Specimen* zu Gesichte gekommen. Seitdem ist aber fast nichts unverändert geblieben, und ich schmeichle mir, daß das Ganze noch beträchtlich gewonnen haben soll. Alle zur Anlage einer Indischen Druckerey erforderlichen Arbeiten sind unter meinen Augen in Paris vollendet worden, bis auf den Guß, dessen zweckmäßige Ausführung ich durch die früher

gegebenen Anleitungen und durch zurückgelassene Modelle gegoßner Lettern hinlänglich gesichert zu haben denke. In kurzem erwarte ich nun den vollständigen Vorrath, und werde dann auf Befehl des Herrn Ministers von Altenstein die Matrizen und Gußformen nach Berlin senden, wo ein zweyter Guß angefertigt werden soll. Wer wird aber dort Herausgeber seyn?

Ich werde nicht säumen, Hand ans Werk zu legen, und gedenke zuerst den Bhagavad-Gîtâ zu drucken. Die Ausgabe von Calcutta ist äußerst selten und schwer zu haben, dazu wie alles dort gedruckte unbequem zum Gebrauch. Die Conjectural-Kritik hat an diesem Werke nichts zu thun: der Text ist in jeder Sylbe rein erhalten. Die Fehler der gedruckten Ausgabe bin ich im Stande durch Vergleichung der Parisischen Handschriften zu verbessern. Die grammatische Auslegung ist leicht; einen philosophischen Commentar muß ich auf die Zukunft versparen, ich habe die einheimischen Ausleger noch zu wenig benutzen können.

Demnächst denke ich an den Hitôpadêsa zu gehen. Mit diesem Buche verhält es sich nun freylich ganz anders: die Handschriften weichen sehr ab, und, wiewohl schon zweymal gedruckt, liegt der Text noch sehr im Argen. Die Vergleichung der einzigen Parisischen Handschrift hat mir schon einen beträchtlichen Vorrath besserer Lesearten geschafft. Das Buch ist wichtig, weil es eine ganze Litteratur voraussetzt. In der Folge wird man, nach Colebrooke's Rath, auf den Panchatantra zurückgehen müssen: denn da dieser die ältere Redaction jenes Fabelbuches ist, welche unter dem Nuschirvan ins Pehlvi übersetzt worden, und da alle die Schriften, woraus die Sprüche geborgt sind, schon früher vorhanden seyn mußten, so ist keines mehr

geeignet, uns zu einer wenigstens negativen Chronologie der Indischen Litteratur zu verhelfen.

In der Folge, wenn mir der Himmel noch einige Jahre Leben und Gesundheit gewährt, möchte ich wohl eine Ausgabe des ganzen Râmâyana veranstalten. An sich ist diese Unternehmung nicht unübersehlich: der bloße Text wird sich in 5 Octavbände bringen lassen. Alle Varianten beyzufügen, das wäre freylich endlos: man muß sich damit begnügen, die von Seiten des Inhalts merkwürdigen anzuzeichnen. Überhaupt darf man sich nicht schmeicheln, einen einzig authentischen Text auszumitteln, was wohl nur bey solchen Werken möglich ist, wovon es fortlaufende alle einzelnen Sätze wiederholende Commentare giebt. Die Handschriften weichen, nach den wenigen Abschnitten zu urtheilen, die ich habe vergleichen können, zum Verzweifeln weit von einander ab. Wir wollen zufrieden seyn, wenn wir einen sprachrichtigen, zusammenhängenden, nicht lückenhaften und nicht auffallend interpolirten Text haben. Es besser zu machen, wie die Herausgeber der beyden ersten Bücher in Serampore, ist allerdings leicht.

So viel von meinen Planen. Jetzt zu Ihren Fragen, die ich versuchen will, so gut ich weiß und kann, zu beantworten. Der *status absolutus* der Substantive und Adjective ist meines Bedünkens keinesweges eine Fiction der grammatischen Theorie, sondern eine Thatsache: denn er ist, mit wenigen Ausnahmen, die Gestalt, worin das Wort in den *compositis* erscheint. Ich finde vielmehr hier ein großes Misverständniß in der Lehre der Griechischen und Lateinischen Grammatiker, welche den Nominativ für das nackte Wort selbst nehmen, und keine *notam nominativi* anerkennen, welche doch offenbar vorhanden ist. Und zwar

ist die *nota nominativi* im mascul. bey den Griechen in der ersten zweyten und dritten Declination, in dieser auch im femin. ein *Σ*; eben so im Lateinischen mit Ausnahme der ersten Declination, in welcher es wohl keine andre masculina giebt als Etruskische Namen und Wörter. Dieß ist sehr wichtig für die Verwandtschaft der Sprachen: im Indischen, Griechischen, Lateinischen, Gothischen, und nach Herodot auch im Altpersischen ist das *S* allgemeines Kennzeichen des Nom. im mascul., zuweilen auch im femin. — Das *visarga* ist nur eine flüchtigere Aussprache, wie ja auch die Römer *poplu* gesagt haben. Im Etruskischen ist dieses Wegwerfen des ohne Zweifel ursprünglichen *s* allgemein (*Hercle, Vtvχe*), und ich glaube im Homer noch Spuren zu finden (*νεφεληγερέτα Ζεὺς — ἱππότα Νέστωρ*) daß es vor Alters im Griechischen in gewissen Fällen gleichfalls gebräuchlich war. — Mich dünkt, dieß ist auch schon von den Etymologen durch die That anerkannt worden: man weiß daß man nicht *αἴξ*, *mons*, u. s. w. abzuleiten hat, sondern *ΑΙΓ-ος*, *MONT-is*. Im Neutrum ist die *nota nominativi* ein *n* oder *m*, wie im Indischen ebenfalls.

Mit der Wurzel der Zeitwörter verhält es sich etwas anders: sie gehört zwar der Theorie an, ist aber doch keine Fiction. Es ist eine Darlegung der Grundbestandtheile, woraus alle Verwandlungen und Entwickelungen des Wortes wie aus ihrem Princip begriffen werden können. Irgendwo pflegt doch auch die Wurzel als Bestandtheil unverändert zum Vorschein zu kommen. Wenn wir im Griechischen und Lateinischen auf einen grünen Zweig kommen sollen, ich will nicht sagen mit der Etymologie, sondern selbst mit der grammatischen Analyse, so werden wir es auch versuchen müssen, Wurzeln der Zeitwörter aufzustellen,

wiewohl den alten Grammatikern dieser Begriff ganz fremd ist. Das praes. indicat. hat sie noch schlimmer irregeführt als der nom. sing., indem sie beydes für das Wort selbst nahmen.

Die Sautradhâtu's, die Uṇadi-Affixe, sind allerdings der Theorie zu Liebe ersonnen. Sonst aber haben, wie mich dünkt, die Indischen Grammatiker, bey Aufzählung der Wurzeln, die Thatsache des Sprachgebrauchs mit größter Gewissenhaftigkeit aufgefaßt. Sie unterscheiden das nahe Verwandte, und nehmen verschiedene Wurzeln an, wo nur eine Modification der Bedeutung, der Flexion, oder der Aussprache Statt findet. Manches möchte ich nicht für wahre Wurzeln gelten lassen, zB. alle Zeitwörter, die bloß nach der 10 ten Conjugation gehen, denn diese ist meines Erachtens nichts andres als das *caussativum.*

In Absicht auf die *tempora* und *modos* muß man wohl eingestehen, daß die Griechische Sprache sich reicher und mannigfaltiger als die Indische entwickelt hat. Sie verdankt dieß wohl zum Theil den Revolutionen, welche sie erlitten, und denen im Indischen durch frühe Feststellung vorgebeugt ward. So scheinen mir zB. der Griechische Optativ und Conjunctiv ursprünglich nur zwey verschiedene Exemplare derselben Sache zu seyn: der Optativ ist von der älteren Form in *μι* abgeleitet, auf eben die Weise wie der Conjunctiv von der jüngeren Form *ω, εις, ει.* Nachher ist dieß freylich zu feineren Unterscheidungen benutzt worden. Übrigens haben die Indier bey ihrem eigenthümlichen Gedankengange doch noch Überfluß, denn verschiedne Biegungsarten kommen äußerst selten vor. Die *tempora* des Indicativs sind allerdings vollständig bis auf das *plusquamperfectum*, Wilkins hat sie nur falsch benannt,

wie er überhaupt in seiner Terminologie meistens unglücklich ist. Diese Zeiten sind: *praesens*, *imperfectum*, *praeteritum perfectum*, *aoristus* und zwey *futura*, ein *remotum* und ein *proximum*. — Das Sanskrit, das Lateinische, die meisten Sprachen haben nur Einen Imperativ: der Natur der Sache nach scheint es nicht mehrere geben zu können. Die Griechen haben drey oder vier Imperative. Was machen sie damit? Ich finde keine Sylbe hierüber in Matthiae's weitläuftiger Grammatik. Man muß es wohl eingestehen, der grammatische Bildungstrieb kann auch apokryphische Zeugungen ans Licht fördern, und dieß scheint wirklich in der Griechischen Sprache zuweilen geschehen zu seyn. — Die Form, welche Wilkins den *potentialis* nennt, gebrauchen die Indier auf die umfassendste Weise, als *dubitativus*, *concessivus*, *optativus*, *exhortativus* etc. Statt des eigentlichen *coniunctivus*, d. h. um die Abhängigkeit von einer Bedingung auszudrücken, setzen sie häufig den *indicativus* mit einer Partikel; z. B. statt *cura ut fiat*: *cura quomodo fiet*. Den *precativus* sollte man lieber *optativus* nennen. Auch der Aoristus wird mit der *particula averruncandi* als ein verneinender Optativ gebraucht, freylich mit Weglassung des Augments. Übrigens können die fehlenden *tempora*, das *plusquamperfectum* des Indicativs, und beym Conjunctiv alle näheren Zeitbestimmungen allerdings durch paraphrastische Conjugation, nämlich durch ein Participium mit einem Hülfsworte, ersetzt werden. *cf.* Wilkins *p.* 656.

Über die Tonstellung kann ich Ihnen für jetzt noch keine Auskunft geben. Die Kunstwörter *acutus, gravis, circumflexus* stehen gleich zu Anfange des Siddhânta Kaumudi; welche Sylben aber diese verschiedenen Bestimmungen

erhalten, darüber habe ich die Regeln noch nirgends gefunden. Das mit den Veda's ist meines Erachtens anders zu verstehen, nämlich als eine Art von *canto fermo*, Hebungen und Senkungen der Stimme nach ganz musikalischen Intervallen, womit der Überlieferung gemäß die heiligen Bücher vorgetragen werden sollen. Auf ähnliche Art hat unser Otfrid seine Lieder accentuirt: die Accente treffen immer mit den grammatischen zusammen, stehen aber nur da, wo die Stimme die Höhe erreicht, und sich wieder zu senken anfängt. Wenn die Indischen Grammatiker über die Tonlegung schweigen (was ich jedoch nicht weiß), so behandeln sie das Sanskrit nur allzu sehr als eine lebende Sprache, worin das Gefühl hiefür nicht durch Regeln geleitet zu werden bedurfte. Haben die Griechen sich doch auch erst mit den Accenten bemüht, als ihr *διάλεκτος κοινή* eine gelehrte Büchersprache zu werden anfing. Die Römer schrieben aus Nachahmung der Alexandriner zur Zeit des Quinctilians das Lateinische mit Accenten, haben es aber nachher wieder vernachlässigt. Raffles hat bey den Wörtern der Javaner Dichtersprache, welche meistens reines Sanskrit sind, nicht die Quantität der Vocale, sondern den Wortaccent bezeichnet, der dann oft auf die Kürze fällt. Ob es im Sanskrit eben so war und ist, kann ich nicht sagen. Den majestätischen Wohllaut der Sprache im Munde der Brahmanen haben mir Engländer oft gerühmt.

Aus Calcutta wird uns eine abgekürzte und vereinfachte Grammatik des Sanskrit von einem Englischen Geistlichen, Namens Yates, angekündigt. Mir misdünkt daran die Schreibung S u n skrit, aber die Engländer sind hierin fast unheilbar. Ich weiß nicht, wo es Nyerup her-

genommen hat, daß ich die Indischen Grammatiker als Subtilitäten Krämer geringschätze. Ich hege für sie eine gränzenlose Bewunderung, und wollte nur, ich verstände sie erst vollkommen. Ich zweifle nicht, es wird Ihnen einen großen Genuß gewähren, in der Folge an die Originalwerke dieser wissenschaftlichen Köpfe selbst zu gehen, da Sie gewohnt sind, schwere Räthsel aufzulösen.

Bey der Indischen Litteratur hat man eine breite Wahl. Wem die Purâṇa's nicht zusagen, der findet vielleicht mehr Geschmack an der kunstreichen Poesie aus dem Zeitalter des Kalidasa, welcher auch Colebrooke den Vorzug giebt. Ich habe Chezy ganz in Entzücken verlassen über den Amaruṣataka, eine Sammlung erotischer Epigramme oder Idyllien.

Meine Herabkunft der Göttin Ganga habe ich nicht eigentlich für eine Übersetzung ausgegeben. Ich wollte die alte Dichtung dem Inhalte und Charakter nach treu nacherzählen, sonst aber auf meine Weise und in schon einheimisch gewordnen und ansprechenden Formen. Zu wörtlichen Übersetzungen der alten epischen Poesie kann ich überhaupt nicht rathen, theils wegen der Variationen des Textes, theils wegen der unendlichen Wortfülle, die im Original immer mannigfaltig, tönend und geflügelt ist, bey unsrer Armuth aber unvermeidlich in leidige Wiederholungen ausartet. Die Versuche von Bopp und Kosegarten sind abschreckende Beyspiele.

Erlauben mir Ew. Excellenz noch eine Bitte. Ich wünsche zu erfahren, wie viel und was für Handschriften in der Propaganda zu Rom befindlich sind? Vorzüglich auch in was für Schriftarten? Ich befürchte, meistens Talinga, Tamul pp, da ich nur Dêvanâgari und Bengali

brauchen kann. Sie könnten mir vielleicht zu einer Nachricht hierüber verhelfen. Ich mag mich nicht an Niebuhr wenden, weil ich höre, daß er wegen meiner Recension nicht freundlich für mich gesinnt ist.

Ihre Schrift, die ich doppelt erfreut bin, als ein Ehrengeschenk aus Ihrer Hand zu besitzen, führt uns um einen sichern Schritt vorwärts in der alten Völkerkunde. Einer so angestellten Untersuchung zu folgen, ist für mich ein wahrer Genuß, auch unabhängig von dem Ertrage. Noch habe ich die Schrift erst Einmal gelesen, und wage es kaum, Ihnen eine und die andre Bemerkung und Frage vorzulegen. Davon haben Sie mich nun wohl überzeugt, daß das Vaskische eine alte und ächte Sprache ist: daß Sie es dafür halten, ist mir am Ende Beweises genug. Aber sobald sich Ähnlichkeiten mit benachbarten Sprachen kund geben, kann ich dem Verdachte nicht widerstehen, sie möchten nicht ursprünglich sondern durch fremde Einmischungen entstanden seyn. Denn diese ließen sich wohl schwerlich vermeiden bey einem unlitterarischen Völkchen, das lange Jahrhunderte ohne schriftliche Denkmale seiner Sprache von überlegenen Nationen in einen Winkel zurückgedrängt lebte. Dieß ist auch meine allgemeine Ansicht vom Wallisischen und Niederbretagnischen. Z. B. *campoan* ist mir verdächtig als romanischen Ursprungs. Wir haben ja auch *échapper, scampare* von *ex-campare.* Also *campoan,* mit einem einheimischen Suffixe, *in campo,* auf dem Felde, draußen. In dem Fragment eines alten Gedichtes im Mithridates bemerkte ich mehrere dieser Art. Eine Untersuchung über die Zustände und Verhältnisse, worin die Vasken zwischen Gothen, Arabern, Franken und Römischen Provinzialen das Mittelalter hindurch gelebt haben, wäre

eine willkommene Zugabe. Im Norden der Pyrenäen erscheinen sie erst in der letzten Hälfte des Merowingischen Zeitraums, und sind wohl eingezogen als die Westgothen diese Wohnsitze zum Theil geräumt hatten. Wo ich nicht irre, führen ihre Heerführer beym Fredegarius zuweilen Deutsche Namen. Da ganz Gascogne von ihnen den Namen führt, wo doch großentheils romanisch gesprochen wird, so muß hier wohl eine Vermischung der Stämme vorgegangen seyn. Und sollte dieß gar nicht auf die Sprache der Spanischen Vasken zurückgewirkt haben? Schreibt sich nicht auch aus diesen Gegenden der Name der *cagots* her, welcher nach der Etymologie nichts anders bedeuten kann, als Gothische Hunde, d. h. vermuthlich Arrianisch gebliebene Gothen? — Es wäre nun eine schöne Arbeit zu machen, die sich an die Ihrige anschließen würde, nämlich im ganzen Vorrath der Spanischen Sprache die Wörter auszusondern, die nicht Lateinisch, nicht Gothisch, nicht arabisch, sondern Vaskischen Ursprungs sind. Ohne Zweifel sprach man zwar, als die Sueven, Vandalen und Gothen eindrangen, in ganz Spanien, die nordwestlichen Küstenländer ausgenommen, Lateinisch; aber in das Romanische der Bauern konnten sich Wörter aus der Ursprache eingemengt haben.

Mit den Lateinischen Wörtern, welche Sie aus dem Vaskischen herzuleiten geneigt sind, möchte ich wohl noch einen Versuch wagen, eine einheimische Wurzel auszumitteln. *Cūria a coëundo.**) Dem Sinne nach wie *comitium. Coetus* und *coïtus* eben daher. Wohl zu merken, daß die

*) Nicht etwa von dem Infinitiv *ire*; das *r* gehört zur Derivationsform, wie in *centu-ria*.

Römer vor Alters kein *o* hatten, das letzte Wort also zuverläßig einmal *cuitus* geschrieben wurde. — *Mons a movendo*, wie *pons a ponendo, fons a fundendo.* — Wir haben auch *momentum* statt *movimentum. Moveo* ist eine abgeleitete Form, *movi* zeugt von der ursprünglichen. *Μάω*, vor Alters *ΜΑϜΟ. Mons* wäre also das Emporstrebende.

Murus, eine Einfassung, Begränzung, Scheidung, *ἀπὸ τοῦ μείρειν.* In *pomoerium* erkennen wir die alte Form *moerus* (wie *μοῖρα*) oder vielmehr nach dem Etruskischen Alphabet *MVIRVS* oder *MVERVS.* Das ursprüngliche Zeitwort ist verloren, aber in der abgeleiteten Form *mereri*, seinen Antheil bekommen, ist noch die Bedeutung des Griechischen nachzuweisen.

Für *Vertere* weiß ich kein Griechisches Analogon, wohl aber ein Indisches ganz genau entsprechendes: *vrit*, 3 p. praes. *vartati, vertit.* Dann das Gothische: *vairthan*, woher *vairths, versus.* Das Wort ist also genugsam als einheimisch beurkundet, da es sich in dreyen der zu dieser bekannten Familie gehörigen Sprachen findet. — Wahrscheinlich war es auch in der Etruskischen Sprache, wenn der Gott Vertumnus nicht bey der Verpflanzung nach Latium seinen Namen verändert hat, was nicht wahrscheinlich ist, da die Endung (das part. praes. medii oder passivi) auch an andern Etruskischen Götternamen vorkommt.

Über *vrbs* weiß ich für jetzt nichts, als was Varro und Festus sagen. — Sollte das Vaskische *cillarra* nicht eher von dem Gothischen *silubr* herkommen, als umgekehrt? Fremd klingt das letzte freylich, und dieß ist bey Metallnamen häufig der Fall, begreiflicher Weise; aber sehr früh-

zeitig muß das Wort doch den Stammvätern der deutschen Sprachen zugebracht seyn, da es sich, soviel ich weiß, in allen Mundarten findet. — Das Spanische *izquierdo* scheint ausgemacht von dem Vaskischen *Ezquerra* herzukommen. Aber ich möchte von beyden eine Deutsche Ableitung versuchen: *twerch*, *obliquus;* im Gothischen hieß es vermuthlich: *thvairh.* Die Benennungen der linken Hand pflegen immer von solchen Bildern hergenommen zu seyn. — Das in Ihrem Glossar daneben stehende *ezquilla* ist unläugbar Germanisch-Romanisch. Im Italiänischen *squilla;* unser Schelle von schallen. *Landa*, das Feld, ist auch Deutsch — beym Ammianus *caucalandia,* Gothisch *hauhaland,* das hohe Land (Siebenbürgen); ganz in der Nachbarschaft der Vasken ist der Name *les landes,* wie zum Andenken der Gothischen Bewohner stehen geblieben.

Sie sehen, welche Gefahr dabey ist, wenn man einem Etymologen die Schleusen seiner Liebhaberey aufzieht. Ich verschone Sie mit dem übrigen. Nur, da Sie bemerken, daß der Vaskischen Sprache, wie den Americanischen das *F* fehlt, will ich hinzufügen, daß mir eben dieß schon an der Sprache der Gallier aufgefallen ist. Ich erinnere mich, bey allen Orts- und Personennamen und andern Wörtern nur eine einzige Ausnahme gefunden zu haben, die eben deswegen verdächtig ist. Auch die andern *adspiratae* θ und χ fehlen. Dieß macht einen schneidenden Gegensatz mit dem Deutschen Sprachstamme.

Italien berühren Sie nur im Vorbeygehn: ich möchte Sie wohl um nähere Erörterungen Ihrer Ansicht bitten. Aus Hellenischen Colonien läßt sich die Verwandtschaft der Alt-Italischen Mundarten mit dem Griechischen nicht erklären; diese Colonien sind alle sehr jung; die Troja-

nischen und Vortrojanischen sind *mera Graeculorum somnia;* unter den historischen sind auch die Annalen von Cumä apokryphisch. Dieß geht in eine weit höhere Vorzeit zurück, vor der Trennung der Italischen und Pelasgischen Stämme. Wie hätte sich sonst in Italien so viel rein-Indisches erhalten, was in Griechenland erloschen ist? Sind Sie nicht auch der Meynung, daß es in Italien, die späteren Ansiedelungen abgerechnet, nur zwey Hauptsprachen gab, die Etruskische, und die andre, nur in verschiedenen Mundarten, Umbrisch, Lateinisch, Sabinisch, Oscisch, Siculisch durch die ganze Halbinsel hindurch bis tief in Sicilien hinein? Mich dünkt, dieß geht aus allen Ort- und Personennamen, einzelnen Wörtern, Inschriften u. s. w. hervor. Das Etruskische rechne ich freylich auch zu derselben Familie, aber es steht viel weiter abwärts. In keinem Stücke habe ich Niebuhrs Werk unbefriedigender gefunden als in Beziehung auf die Sprachen. Ich habe ehemals viel über diese Sache gesammelt, aber ich weiß nicht, ob ich jemals dazu kommen werde, meine *Origines Italiennes* zu schreiben. Lanzi's Buch ist doch am Ende die einzige Vorarbeit, die wir bis jetzt haben. Wer schreibt uns ein Italisches Onomasticon? und ein Buch über die Geographischen Namen Italiens wie das Ihrige über Spanien? Wenn ich nur Zeit hätte, so dächte ich wohl den Iguvinischen Tafeln völlig auf den Grund zu kommen. Es bleibt doch eins der merkwürdigsten Denkmäler des Alterthums.

Es ist mir unendlich erfreulich, daß Sie den Bau meiner Hexameter im Ganzen billigen. In der Theorie möchte ich schlecht bestehen: ich glaube wohl den Grund von diesem und jenem zu errathen; aber ich begnüge mich damit, die

Praxis der Alten genau zu bemerken und dann mein Gehör zu Rathe zu ziehen. — Von den Gesetzen der Quantität in unsrer Sprache glaube ich hingegen ziemlich genaue Rechenschaft ablegen zu können. Die Abstufung unsrer Längen und Kürzen, und ihre Wechselbestimmung wird anerkannt; die Einwirkung des vorwaltenden Rhythmus, und gewisser Stellen im Verse ist vielleicht noch nicht gehörig entwickelt worden. Bey der Worttheilung müssen die anhängenden Redetheilchen in Betracht kommen: denn wir haben deren, sowohl vorangehende als nachfolgende, wiewohl weder bey Klopstock noch bey Voß davon die Rede ist. Dieß ist um so weniger zu verwundern, da auch unsre meisten Hellenisten keine anschauliche Vorstellung von der Sache haben. Ich wenigstens habe erst durch die Aussprache der Neugriechen erfahren, was eine *particula enclitica* ist. — Beyden Gemahlinnen, das ist gerade wie *mollis amaracus;* Stammhalter zu seyn | des Geschlechtes; hier wird, wie mich dünkt, eben durch die Inversion, das zu seyn mit großer Gewalt zu dem vorhergehenden gezogen. Was die unerlaubte Tmesis im vierten Daktylus betrifft, so können wir es schwerlich dem Homer gleich thun: wenn wir nur einen durch den Sinn gebildeten Abschnitt vermeiden, so können wir uns auf das Beyspiel der Lateinischen Dichter berufen. Auf mir lastet. Mir ist entschieden lang durch die Emphase, es wäre also natürlicher Weise ein Antispast; aber auf wird lang durch die erste Arsis des Hexameters, wo jedes einsylbige Wort, das nicht eine *particula enclitica* ist, lang werden kann. In aufwallendem Zorn ist meines Erachtens ein richtiger Hexametrischer Anfang. Bey der Mittelzeit, wo die grammatische Bedeutsamkeit nicht so herrschend entscheidet, tritt

als untergeordnetes Princip das materielle Gewicht der Sylben, die Dehnung der Vocale, und in gewissen Fällen die Position hervor. Dieß möchte ich noch mehr geltend machen als bisher geschehen ist. Alle Präpositionen, selbst in und an können lang werden: auf, aus, vor möchte ich durchaus nicht als Kürzen gebrauchen; nun vollends durch, welches eigentlich aus zwey Sylben, *thuruh*, zusammengezogen ist. Irgendwo müssen wir diese verwünschten mittelzeitigen Wörtchen doch hinschieben, und ich will mir lieber unvollkommne Längen gefallen lassen, als erzwungene Kürzen. In der letzten Hinsicht sind mir Vossens Hexameter noch viel zu hart. Er hat die Sache allerdings vorwärts gebracht, aber nun möchte er sie gern auf dem Punkte festhalten, über welchen er nicht hinaus gekonnt hat. In seinem Buche über die Zeitmessung zeigt sich praktische Fertigkeit, zugleich aber eine völlige Abwesenheit der Gedanken. So weiß er zB. nicht zu erklären, warum un zuweilen kurz und unbetont ist, andremale die Länge und den Ton bekommt. Und doch war der Unterschied ganz logisch zu fassen: sind die Begriffe *contradictorie* entgegengesetzt, so bleibt un kurz; sind es hingegen *contrarie opposita*, wird die Verneinung positiv, so wird es lang.

Ihren Bruder habe ich recht wohl und heiter verlassen: noch kurz vor meiner Abreise speisten wir sehr vergnügt zusammen im *Palais royal.* Er hat mir versprochen, mir etwas für die Indische Bibliothek zu geben: wenn er nur Wort hält! Die gleiche Bitte möchte ich an Ew. Excellenz wagen. Es liegt so manches in dem Umfange Ihrer Untersuchungen, was in den Kreis meiner Zeitschrift gehört, und wenige Seiten von Ihrer Hand würden für mich ein Ge-

schenk vom größten Werthe seyn. Ich werde die Muße der nächsten Ferien sogleich für das dritte Heft benutzen. Es wird bald einmal ein großer Artikel Berichtigungen nöthig seyn, denn es wird in Deutschland Mode, daß die Crethi und Plethi nicht nur von den Indischen Alterthümern sondern auch vom Sanskrit schwatzen, ohne ein Wort davon zu wissen. — Ich werde nicht umhin können, gegen die Vorhalle des wackern Ritter vieles einzuwenden; unmöglich kann ich seinen vorbrahmanischen Buddhaismus durchgehen lassen. Daß Wolf günstig für mich gesinnt ist, habe ich mit großer Freude erfahren: ich fürchte nur, ich werde bald einmal alles durch das Digamma verderben, wiewohl ich es damit nicht so wie Knight zu machen hoffe.

Dießmal habe ich in Paris Bekanntschaft mit Abel Remusat gestiftet, der ohne Zweifel einer der tüchtigsten Sprach- und Geschichtforscher in Europa ist, und dessen Untersuchungen die meinigen ganz nahe berühren.

Die Zahl der vollgeschriebenen Blätter erinnert mich daran, Ihre Geduld nicht auf eine zu starke Probe zu stellen. Der Empfang Ihres Briefes vergegenwärtigte mir lebhaft, welche Mittheilungen und Anregungen ich dadurch einbüße, daß ich nicht in Berlin lebe. Mich fesselt hier der schöne Rhein, die mildere Luft, die fast ländliche Ruhe und Beschränktheit, und dann die günstige Lage für mancherley Reisen; nun auch schon die Gewohnheit und die Scheu vor einer neuen Einrichtung. Doch ist meine schließliche Ansiedelung hier noch nicht höheren Orts entschieden, und ich habe meinerseits Berlin nicht ganz aus den Augen verloren. Auf jeden Fall hoffe ich bald einmal wieder mit Ihnen zusammenzutreffen, wie ich ja schon in

so manchen Städten und Ländern das Glück hatte. Ich bitte Sie mich Frau von Humboldt [zu empfehlen], und bin mit der ausgezeichnetsten Verehrung

Ew. Excellenz

gehorsamster

den 30sten Julius 21. AWvSchlegel.

4. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 1. November 1821.

Ew. Hochwohlgebohrnen haben mir durch Ihren ausführlichen und lehrreichen Brief vom 23. Julius eine Freude gemacht, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Ich bin dadurch an die Zeit erinnert worden, in der wir uns so oft über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten pflegten, und in die ich mich immer so gern zurückversetze. Damals geschah es freilich mündlich. Allein bis ich vielleicht wieder einmal das Vergnügen habe, in Ihrer Nähe zu seyn, erlauben Sie wohl, daß ich mir schriftlichen Ersatz verschaffe. Ich bitte Sie, an die Beantwortung meiner Briefe immer nur dann zu denken, wenn es Sie von gar nichts andrem wichtigern zurückhält.

Ich danke Ihnen vor Allem für Ihre Beantwortung meiner Fragen über das Sanskrit. Ich habe den ganzen Sommer nichts andres getrieben, und daher wenigstens mehr Fortschritte gemacht, als im vergangenen Winter. Es schien mir nöthig, einmal eine große Zeit dem Studium zu widmen, um mich wenigstens in den Anfangsgründen fester zu setzen. Ihr *Specimen* sah ich im Frühjahr nur einige

Augenblicke, und konnte es mithin mit keinem andern Druck vergleichen. Der Totaleindruck der Schrift schien mir aber sehr gefällig. Ich kann zwar nicht sagen, daß ich in den Typen, die Wilkins gebraucht, etwas vermisse. Wer sich aber so genau, wie Ew. Hochwohlgebohrnen, mit diesem Gegenstand zu beschäftigen Veranlassung hat, dem mag doch vielleicht manches der Umänderung bedürftig scheinen, Der Calcutter Druck im Wilson ist freilich schwieriger, und man hat anfangs Mühe, einige Zusammenziehungen zu erkennen. Doch überwindet man diese Schwierigkeit bald, und die Schönheit und Deutlichkeit des Devanagari Alphabets ist wirklich ein rechter Trost bei den mancherlei Mühseligkeiten des Sanskritstudiums. Einige orthographische Punkte scheinen mir erheblicher. So z. B. denke ich, werden Sie, so wie Wilkins thut, die Nasalbuchstaben, da wo sie durch *anusvârah* ausgedrückt werden können, mit einem solchen schreiben. In Wilson steht das ∸ nur vor der Classe der Consonanten, die keine eigene Nasalbuchstaben haben. Vor den übrigen aber braucht er den ihnen eigenthümlichen Nasalbuchstaben. Dies giebt aber höchst unangenehme Figuren und Consonantengruppen, und ist auch insofern nicht gut, daß, da doch nicht jeder Nasalbuchstabe in dieser Stellung in *anusvârah* verwandelt werden kann, man hierin ungewiß bleibt. Manchmal ist er sich selbst hierin ungleich. So schreibt er *sañgraha* und *saṇgrahaṇô*, obgleich das eine und andre Wort mit der gleichen Praeposition zusammengesetzt ist.

In solchen Dingen, wo verschiedene Herausgeber verschiedene Methoden befolgen, ist eigne vernünftige Wahl nothwendig. Wo aber die angenommene Methode constant ist, da halte ich es auch für besser, ihr zu folgen, wie

sonderbar, und für den Anfänger verwirrend sie auch seyn mag. So in der wunderbaren Stellung des Mittel-*r*, z. B. *nirghôshaḥ* (oder wie man auch findet . . . . . .) wo die natürliche Art zu schreiben . . . . . . wäre, in der ganz grundlosen Vorsetzung des kurzen *i*, in der Unterbrechung der oberen Linie in der Mitte des Worts, wenn ein *visarga* (durch Verwandlung eines End-*r*) in dasselbe tritt, z. B. *duḥkha* (doch wohl zusammengesetzt aus *dur* und *kha*), und andrer offenbarer Composita aus *dur* und *nir*, endlich in denjenigen Wortzusammenziehungen, die, ohne alle Lautveränderung, nur orthographisch sind, wie wenn auf ein Wort, das in einem Consonanten endigt, der gar nicht verändert wird, ein mit einem Vocal anfangendes folgt. Ob man Wortabtheilungspunkte in gedruckten Büchern, ausgenommen in Elementarwerken, machen sollte? darüber bin ich auch sehr zweifelhaft. Bopp hat die Güte gehabt, mir einen Theil meines Exemplars des Nalus so zu bezeichnen, und es hat mir allerdings zu einer ungemeinen Erleichterung gedient. Allein in einigen Fällen wird das Anbringen der Punkte sehr schwer, und beim Lesen verwirren sie manchmal doch. Der Sprung im Uebergang zu den Manuscripten wäre auch davon zu groß. Wirklich gehört die Schwierigkeit, die richtige Abtheilung der Wörter zu treffen, auch nicht zu den größesten im Sanskrit. Ich lese jetzt, und ohne Hülfe einer Uebersetzung, den Hitopadesa, und verstehe natürlich für mich allein, bis ich Bopp fragen kann, vieles nicht. Aber in der Wortabtheilung irre ich sehr selten.

Ich stimme ganz mit Ihnen darin überein, daß sowohl der Nominativus sing. als die 1. p. s. pr. in mehreren Sprachen Beugungsbuchstaben haben, und vielleicht in allen haben

sollten, und daß daher die Sanskritsprache mit ihren Wurzeln von dieser Seite so abweichend nicht ist. Eigenthümlich aber ist ihr immer, daß diese Erscheinung in ihr so constant ist, wie, meines Wissens, keine andre Sprache sie zeigt, und daß auch die reinen Wurzeln doch die vollständige Form von Wörtern haben. Wo die grammatische Ausbildung nicht nothwendig durch den Sinn gefordert wird, wie dies z. B. beim Nominat. sing. der Fall ist, für den es hinlängliches Unterscheidungszeichen wäre, daß er keinen Flexionsbuchstaben hätte, und der, wenn man die Flexion meistentheils aus Agglutination erklärt, nicht wie die andern Casus, eine Praeposition zur Beugungssilbe haben könnte, sondern nichts als den Nom. des *pronomen demonstrativum* oder den Artikel (wie denn das Sanskrit auf den Nominativus sehr oft noch *saḥ* folgen läßt), da muß man wohl annehmen, daß diese grammatische Ausbildung einer späteren Zeit angehört. So hat es mir daher schon längst geschienen, daß jede Sprache aus einem ungeformt gebliebenen, und einem durchaus geformten Theile zusammengesetzt ist. Im Griechischen z. B. gehören die 1ste und 2te Declination ganz dem geformten, die 3te nur zum Theil an. Im Sanskrit ist der ungeformte, wie es mir scheint, ganz neben dem geformten in den Wurzelwörtern aufbewahrt worden, der ungeformte ist aber in vielen Fällen in die Neutra übergegangen. Im Sanskrit steht der sogenannte *crude state* im genauesten Zusammenhange mit dem grammatischen System der Zusammensetzung, und dies mag auch ein Grund seyn, daß jener *crude state* sich so vollständig erhalten hat. Im Griechischen ist es allerdings auch der Fall, daß die *composita* nur die Wurzel des Worts aufnehmen, wie *οἰκο-νόμος,* im Deutschen ist darin eine wunder-

liche Inconsequenz. Aber im Griechischen ist, und ich glaube zu gutem Glück, nur ein kleiner Theil der Sanskrit Zusammensetzungen geblieben. Diese sind oft nur am *crude state* der Wörter kenntlich.

Ich erwähnte erst der Flexion und Agglutination. Ich gestehe, daß ich niemals habe Ihres Bruders Meynung theilen können, der durch dieselben zwei Gattungen von Sprachen feststellen wollte. Mir ist bis jetzt wenigstens noch keine Sprache ohne Agglutination vorgekommen. Ich glaube jedoch, daß es in einigen Sprachen auch (wenn gleich in wenigen Fällen) wahre Flexion geben mag, unter der ich eine durch den Sprachinstinct getroffene Wahl eines Buchstaben verstehe, der durch seine materielle Natur dem durch das zu bezeichnende grammatische Verhältniß ausgedrückten Begriff entspricht. So hat der Dativ in mehreren Sprachen einen sich bestimmt auszeichnenden, die Aufmerksamkeit an sich reißenden Ton (*i* im Griechischen und Lateinischen, *m* im Deutschen, *ê* in der allgemeinen Declinationsform des Sanskrit), ferner der Conjunctiv und Optativ, die etwas noch Ungewisses andeuten, im Griechischen und Deutschen meist dunkle, schwebende Diphthongen. An Flexion dagegen in dem Sinne, daß man grammatischen Verhältnissen willkührlich unterscheidende Zeichen gegeben habe, glaube ich nicht. In Lumsdens Persischer Grammatik, der sonst über die allgemeine Grammatik einiges bisher wenig Erkannte hat, kann ich den dahin einschlagenden Behauptungen nicht beistimmen. Etwas so Absichtliches könnte nur von Grammatikern herrühren, die ihre *Commenta* hernach allgemein zu machen gewußt hätten. Solche Fälle können aber nur selten gewesen seyn, da die Sprache, ihrer Natur nach, vom Volke ausgeht.

Die sichtbare Ableitung so vieler Wörter aus ganz einfachen Wurzeln, worin die meisten Substantiva als Anwendungen von Adjectiven auf bestimmte Fälle erscheinen, macht das Studium des Sanskrit unendlich interessant und wichtig. Was in andern Sprachen schon größtentheils verdunkelt ist, ist hier noch sichtbar. Wenn man aber annehmen muß, daß die Nation, solange das Sanskrit noch eine lebende Sprache war, diesen Zusammenhang fühlte, und die Substantiva sehr häufig nur als *Epitheta perpetua* behandelte, so ist die Frage, ob dies dem Gebrauch der Sprache zur Ideenentwicklung heilsam war. Es bereichert und belebt zwar von der einen Seite, aber kann auch verwirren. Denn das Denken ist bestimmter, wenn das Wort, ohne Nebenbegriff, nur als Zeichen der Sache erscheint.

Ueber die *tempora* bin ich sehr begierig auf Ew. Hochwohlgebornen Entwicklung und Bestimmung. Wilkins klagt *p.* 649., daß die 3 Praeterita und 2 Futura ohne Unterschied gebraucht werden, und Bopp sagte mir dasselbe. Sie scheinen aber in ihnen ein fest bestimmtes Imperfectum, Perfectum und Aorist zu finden. Ich vermuthe, daß Ihnen das 1ste Praeteritum der Aorist ist. So wenigstens steht es im Anfang des Nalus im ersten Vers. Dann aber bin ich in Verlegenheit, ob das 2. das Imperfectum und das 3. das Perfectum, oder umgekehrt ist. Allein selbst ob das 1. Praeteritum gerade immer Aoristbedeutung hat, ist mir sehr zweifelhaft, wenn ich auf die Stellen Acht gebe, wo bald dies, bald das zweite gebraucht wird. So kommen beide hinter einander im Nalus *p.* 166. *sl.* 6. 7. und zwar von demselben Verbum vor, wo der Sinn nur Aoristen fordert, und wo es sehr gekünstelt seyn würde, etwa das 2. Praeteritum, dem Sinn nach, für ein Imperfectum, oder das

erste für ein Perfectum auszugeben. Zwischen den ewig vorkommenden *uwâcha* und *abrawît* kann ich keinen Unterschied des Sinns einsehen, der in fast allen Fällen, wo beide gebraucht werden, der des Aorists ist. Von *brû* giebt es freilich kein 2. Praeteritum, allein doch ein erstes von *wach*. Es hat mir schon geschienen, obgleich ich zu wenig gelesen habe, dies beurtheilen zu können, daß es Verba giebt, bei denen mehr das erste, und andre, bei denen mehr das 2. Praeteritum im Gebrauch ist. Wenn ich ganze Stellen, wo die Praeterita wechseln, vergleiche, finde ich mich auch nicht heraus. Zum Beispiel mag die Rede der Damayantia im 21. Buch des Nalus dienen. Hier scheinen wohl die Verba *sl.* 16. Imperfecta seyn zu können, weil die Handlungen des Wehklagens, des Besteigens des Wagens und des Sehens einander begleiten, und noch fortwährende, unvollendete scheinen. Liest man aber weiter, wird man wieder irre. Denn *pratijagrâha sl.* 20. steht nicht in solcher Verbindung, sondern ist, dem Sinne nach, ein Aorist. In *sl.* 21 hat jedoch das 2. Praeteritum den Sinn des Imperfectum, er wußte es noch fortwährend nicht, dagegen steht *sl.* 26. dasselbe *tempus* wieder als Aorist. Hierin gestehe ich, sehe ich noch wenig klar. Bei den Futura unterscheiden Sie, wie ich sehe, ein *remotum* und *proximum*, wie auch Wilkins thut. Diese gehören dann wohl dem Aorist und der währenden Handlung an, und die Futura der vollendeten, und künftigen werden vermuthlich nur durch Zusammensetzungen angedeutet. Ich habe bemerkt, daß die sogenannten wilden Sprachen sehr genaue Unterschiede der *tempora* haben. In der Mexicanischen Sprache findet man sehr bestimmt bald einfache, bald zusammengesetzte Formen für alle 12 *tempora* des Indicativus.

Die mehreren Imperative des Griechischen scheinen Ihnen ein Luxus zu seyn. Dies möchte ich nicht zugeben. Zwar stimme ich Ew. Hochwohlgebohrnen ganz darin bei, daß es vom Imperativus nicht alle *tempora* geben kann, allein mehr, wie Einen, müßte eigentlich jede vollständig organisirte Sprache haben. In den Grammatiken, auch den so genannten allgemeinen, finde ich allerdings darüber nichts. Allein der Natur der Sache nach, ist ein Imperativus weder von der vergangenen Zeit (für die das Befehlen nicht mehr Nutzen haben kann) noch von der künftigen (denn der ganze Imperativ ist schon auf die Zukunft berechnet) nothwendig. Er beschränkt sich also auf die gegenwärtige, kann aber auch in dieser soviel *tempora* haben, als es *tempora* der gegenwärtigen Zeit giebt. Dies nun sind vier, und es giebt mithin Imperative der gegenwärtigen Zeit 1., der währenden Handlung, die man gewöhnlich Imperative Praes. nennt, *τύπτε,* 2., der vollendeten Handlung, *τέτυφε,* habe das Schlagen vollendet, habe deine Lection heute Abend fertig gelernt, 3., der noch anzufangenden Handlung, *μέλλε τύπτειν, facturus es,* obgleich im Lateinischen diese Zusammenstellung nicht üblich ist, 4., einer Handlung überhaupt, ohne daß darauf gesehen wird, ob man ihren Anfangs- Mittel- oder Endpunkt meint, (Aorist der Gegenwart) *τύψον. nr.* 2. und 3. unterscheiden sich so bestimmt durch ihre Bedeutung von *nr.* 1., daß über sie kein Zweifel seyn kann. Allein auch zwischen *nr.* 1. und 4. ist der Unterschied nicht chimärisch. Bei *nr.* 1. wird bestimmt auf den Zeitraum der Handlung, und die Zeit gesehen, in *nr.* 4. waltet der Begriff der Handlung (unabhängig von dem Punkt, in dem sie steht) und die Idee des Müssens vor. Sie sagen, die Lateiner hätten nur

Einen Imperativ. Zwei Formen aber haben sie offenbar, *ama* und *amato*. Sie nehmen vermuthlich diese beiden für Imperative Praes. Allein in den gewöhnlichen Grammatiken heißt *amato* Imperativus Fut. Hiergegen spricht schon die Etymologie. Indeß können doch schwerlich *ama* und *amato* gleichgültig gebraucht werden. Lassen Sie uns die Stelle des Terenz Eun. III. 5, 48 nehmen: *ubi nos laverimus, si voles, lavato.* Im Deutschen könnten wir nur sagen: so bade dich. Allein ob an dieser Stelle *lava* gleich lateinisch wäre, zweifle ich, obgleich allerdings im Vers vorher *facito* auf derselben Linie mit *cape* steht. Einen Unterschied zwischen beiden Imperativen nehmen alle Grammatiker an, ob er gleich nicht an jeder Stelle beobachtet seyn mag, und beide auch mögen verwechselt werden. Die eigenthümliche Bedeutung des sogenannten Imper. Fut. scheint mir die zu seyn, daß er mehr Gewicht auf das Müssen, oder Mögen, als auf die unmittelbar zu vollstreckende Handlung legt, und daher auch von allem gebraucht wird, was eine ganze Dauer hindurch beobachtet werden soll. Daher ist er die gewöhnliche Gesetzessprache im Lateinischen (wo die Griechen aber den Imper. Praes. brauchen) und drückt auch das Mögen aus, wie bei Cicero: *sexcentas mihi scribito dicas, nihil do.* Damit setze ich in Verbindung, daß nur er, nicht aber der eigentliche Imper. Praes. eine dritte Person hat. Denn im wahren Imperativ ist, wie auch Bernhardi in seiner allgemeinen Sprachlehre auseinandersetzt, die 3. Person nur durch einen Umweg zu erklären. Der Umstand, daß dieser Imperativ eine, sich in die Zukunft erstreckende, währende Handlung andeutet, und Stellen, wie die des Terenz, mögen die Veranlassung zu der Benennung des Imper. Fut. gegeben haben. Er folgt

dort auf ein Futurum und es geht ihm sogar ein Perfectum vorher. Ich würde ihn aber einen Imper. Praes. nennen, der aber meistentheils in Bedeutung eines Aorists, nemlich eines Aorists der Gegenwart, gebraucht wird. Daß die Nüance dem lateinischen Ausdruck eine Schönheit mehr giebt, die wir, ohne schleppend zu werden, nicht nachahmen können, ist gewiß. Im Griechischen sind bestimmt drei einfache Imperative, des Praesens, des Perfect, des Aorists. Ob es von einigen Verben noch einen des Futurum giebt, discutirt Buttmann in seiner ausführlichen Sprachlehre *p.* 418—420. Der Bedeutung nach, können nun, meiner Meynung nach, diese alle vorkommen. Allein die Schwierigkeit ist, daß der Aorist, welcher einen Imperativ hat, im Griechischen eine vergangene Zeit anzeigt, die beim Imperativ viel weniger denkbar ist, als die zukünftige. Ist ein künftiger Imperativ auch nicht nothwendig, so ist er doch möglich, und die wirklichen Sprachen können vieles haben, was, allgemeinen Begriffen nach, nicht gerade erfordert wird. So könnte eine Sprache einen Imperat. Praes. haben für die gleich auszuführenden Befehle, und einen Fut. für die Fälle, wo, wie in jener Stelle des Terenz, die Phrase selbst angiebt, daß der Befehl nur für die Zukunft gilt, und von Bedingungen abhängig ist. *Lavato,* als Imper. Fut. (wenn es einen solchen gäbe) würde doch in jener Stelle nicht durch *lavaturus es* zu ersetzen seyn. Auch Futurum *proximum* und *remotum* kennt die allgemeine Grammatik nicht in der aus reinen und nothwendigen Begriffen fließenden Eintheilung der *tempora.* Dennoch giebt es beide in mehreren Sprachen. Aber für die Vergangenheit ist ein Imperativ mir nicht denkbar. Soviel ich aus den Beispielen sehen kann, und der Imperat. Aoristi im Griechischen sehr

oft wirklich mit dem Imperat. Praes. als ganz gleichbedeutend gebraucht. So die epischen Imperative *ὄρσεο, οἶσε*. Allein oft auch ist gewiß ein bestimmter Unterschied zwischen dem Imperat. Aoristi und dem des Praesens. Jener hat nemlich wirklich die Bedeutung des Aorists, daß bei ihm auf keinen Punkt des Zeitraums gesehen wird, welchen die Handlung einnimmt, sondern nur darauf, daß sie geschehen muß, und vorzüglich dann, daß sie dauernd, fortwährend geschehen soll. Am offenbarsten ist dieser Sinn in der eigenen Art, den Imperativ auf abhängige Weise zu stellen, wie *οἶσθ' ὡς ποίησον*. Da hier der Befehl nicht auf absolute Weise, wie im Indicativus, sondern auf relative, wie im Conjunctivus, steht, so könnte wohl hier der wahre Imperat. Praes. nicht stattfinden, der immer das wirkliche Thun zum Augenmerk hat, wogegen in dieser Redensart nur auf das Müssen überhaupt, nicht auf den Zeitpunkt der Vollstreckung gesehen wird. Den Imperat. Perf. will Buttmann nur in der 2. Person und nur in dem einzigen *γέγωνε* bei Euripides gefunden haben, wo er den Sinn eines Praesens hat, und offenbar auch Praesens einer eignen Form *γεγώνω* ist. Auch von der 3. Person kennt er keine Beispiele im wahrhaft praegnanten Sinn des Perfectum. Doch kann dies bloß daher kommen, daß sich in den uns gebliebenen Schriftstellern nicht der an sich seltnere Fall findet, der diesen Sinn mit sich bringt.

Ich habe dies mehr ausgeführt, um die Sprachen zu rechtfertigen, die mehrere Imperative haben, als um das Sanskrit wegen seines einfachen zu tadeln. Denn wenn es gleich hier einige *tempora* zu wenig hat, so sind dieselben auch in der That entbehrlich. Auf der andern Seite aber hat es gerade im Imperativ einen Luxus, wie Sie es nennen,

der mir minder verzeihlich scheint, nemlich eine 1. Person des Singularis. Diese gehört wirklich zu den Unmöglichkeiten, und ist auch wohl nur ein Werk der Grammatiker. Auch die Imperativform der 1. Person des Pluralis läßt sich nur darum eher vertheidigen, weil man sie, wenn auch nicht der Form, doch dem Sinn nach, wenigstens für die mit dem Ich verbundenen Personen, als eine zweite ansehen kann. Unser: gehen wir, liebe ich auch nicht; doch kann man dies auch für einen Conjunctiv, wie *eamus*, nehmen.

Die Nachricht über die Sanskrit Manuscripte der Propaganda hoffe ich Ihnen gewiß durch Niebuhr zu erhalten. Wir schreiben uns zwar selten, er ist aber in regelmäßigerem Briefwechsel mit meiner Frau, und ich werde die Gelegenheit des ersten Briefes an ihn benutzen.

Ich danke Ew. Hochwohlgebohrnen ausnehmend für Ihre Bemerkungen über das Vaskische, die sehr vielen Werth für mich gehabt haben. Es war in dieser Schrift nicht meine Absicht, den Ursprung der Sprache selbst zu entwickeln, oder nur etwas eigentlich Haltbares darüber zu sagen. Ich habe bloß angedeutet, inwiefern dies mit meinem Gegenstand zusammenhängt, habe es aber künftiger Untersuchung vorbehalten. Nur zwei Punkte erlauben Sie mir hier zu berühren.

1., Das Vaskische ist wirklich eine eigne Sprache, und zwar eine ältere als die Griechische und Lateinische in der uns bekannten Form. Sollte dies bloß aus den Wörtern bewiesen werden, so würde ich es nicht so entschieden behaupten. So eigenthümlich auch die Masse der Wörter im Ganzen klingt, und ist, so muß man immer in solchen Aeußerungen behutsam seyn. Da man nicht alle Sprachen

kennt, nur wenige gleich genau, und da ja viele Wörter der bekannten, und ganze Sprachen untergegangen seyn können, so ist es unendlich schwierig, alle andre Möglichkeiten abzuschneiden, und zu sagen: so ist es. Allein der grammatische Bau kann nicht trügen. Er ist über allen Zweifel hinaus original, und so alterthümlich, so sehr den Sprachen, die noch wenig Veränderungen erlitten haben, ähnlich, daß dies allein entscheidet. Da nun die Wortformation diesem Bau entspricht, so beweist dies schon indirect auch für die Wörter, und man hat nunmehr doppelten Grund, die wahrhaft eigenthümlichen dieser für ursprünglich Vaskisch zu nehmen.

2., Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es im Vaskischen Griechische, Lateinische, Deutsche und vermuthlich noch Wörter andrer Sprachen giebt. Ist man aber einmal überzeugt, daß die Sprache keine bloße Mengsprache, wie etwa das Romanische und Wallachische ist, sondern eine eigenthümliche, so kann die Frage nur die seyn, ob alle Wörter solcher Art nur in die Sprache als fremde aufgenommen worden sind, oder ob einige, und mehrere wirklich ursprünglich beiden Sprachen angehört haben, und daher eine Verwandtschaft beider beweisen.

Der erste Fall findet offenbar bei mehreren dieser Wörter Statt. *Zamaria,* Pferd, ist nichts, als das *Saumarius* des Mittelalters. Dahin möchte ich auch *tala* in einigen Ortnamen Talori, Talamina, Talabriga (meine Schrift 53.) von *talare,* schneiden, verwüsten, rechnen, und es thut mir leid, dies nicht, als ich die Schrift drucken ließ, bedacht zu haben. Allein alle mehreren Sprachen gemeinschaftliche Wörter sind nicht von dieser Art. Das Urtheil über ein einzelnes kann sehr zweifelhaft seyn. Ein sichres

Kennzeichen scheint es mir aber, wenn das Wort im Vaskischen eine ausgebreitete Familie ausmacht. Denn dies ist der Fall niemals bei bloß aus einer andren Sprache adoptirten Wörtern. Dies nun ist der Fall bei der Wurzel *men- mon-*, die ich mit *mons* verglichen habe. Daß das Vaskische *mendia* und *mons* eine innere (d. h. dem Nebeneinanderwohnen von Vasken und Römischen Provincialen längst vorhergegangene) Verwandtschaft beweist, halte ich für gewiß. *Mons* von *movere* abzuleiten, gestehe ich, würde mir nie einleuchten. Ein Berg ist, wie das Sanskritische *naga* bezeugt, sehr wenig beweglich, und wenn Sie an Emporstreben erinnern, so legen Sie das Charakterisirende erst in *movere* hinein, welches es an sich nicht hat. Ueberhaupt würde ich solchen Etymologieen nie Raum geben. Es mögen allerdings einige und viele Wörter wirklich so entstanden seyn, wenn man aber ihnen auf diesem Wege nachgehen will, so erhält die Phantasie ungeheuren Spielraum, und den ihr abzuschneiden, muß gerade der Zweck des etymologischen Studiums seyn. Wollte man dennoch eine solche Ableitung annehmen, so würde mir *mons* eher *a manendo* herzukommen scheinen. Das *o* ist darin kein bedeutendes Hinderniß, da von *μένω μέμονα* gebildet wird. Ob nun aber die Vaskische Sprache diese Berg bedeutende Wurzel der Lateinischen oder umgekehrt dankt, ist noch immer eine zweite Frage. Nur weil die grammatische Structur des Vaskischen alterthümlicher, als die des Lateinischen ist, und weil die Iberer, meiner Meynung nach, einmal Urbewohner Italiens waren, glaube ich freilich das Letztere. Ueber *campoan* und *campus* möchte ich nicht so entschieden sprechen. Nur fiel mir auf, daß gerade die Bedeutung Feld im Vaskischen wenig, oder nicht vorkommt, aber viel mehr

die weitere von draußen, und daß fremde Wörter weniger einheimische Suffixa erhalten. Die von Ihnen angeführten Beispiele sind aus Töchtersprachen hergenommen, in diesen sind sie natürlich häufig. Allein da verändert sich auch der Begriff des Fremden gänzlich, und eine Lateinische Tochtersprache kann man doch die Vaskische auf keinen Fall nennen. Bei *murus* hat man die Wahl zwischen dem Grundbegriff von *μείρειν* (schneiden, trennen, den aber das Verbum nur noch in der Ableitung theilen hat) und dem vom Vaskischen *murua*, Haufe, *pile*. Mir scheint der letztere natürlicher auf Mauer zu leiten, allein bestehen möchte ich nicht darauf. Ist ein Wort nicht bloß in einer, sondern in mehreren Sprachen vorhanden, so kann auch dies ein Moment zur Beurtheilung an die Hand geben. So würde ich nicht bestreiten, daß *landa* (vermuthlich die Französischen *Landes*), vom deutschen Land, im Vaskischen wohl Gothischen Ursprungs seyn könne. Aber von *erria*, Erde, würde ich dies nicht leicht zugeben, da die Wurzel sich auch im Griechischen findet. Die Aehnlichkeit von Silber und *cillarra* ist auch mir oft aufgefallen. Aber was für den Vaskischen Ursprung zeugt, ist die Vaskische Etymologie selbst. *Ciloa*, auch *zuloa* (wovon viel abgeleitete Wörter kommen) heißt Loch, Grube, *arra* ist die gewöhnliche Adjectivendung, also das, was aus der Grube kommt, der allgemeine Begriff der Metalle auf ein einzelnes angewandt. *Ciloa* und *zuloa* erinnern wieder an Siehl, Canal, andre Ableitungen und Umänderungen von Sahl und das lateinische *Sulcus*, wenn dies nicht von *ἕλκω* kommt. Kurz man stößt so oft auf gemeinschaftliche Urwörter, daß man auf eine sehr tief im Alterthum verborgen liegende Verwandtschaft dieser Sprachen geführt wird. Ob *urrea* ein einheimisches Wort, oder das lateinische

aus dem Griechischen (wie es scheint) herkommende *aurum* ist, läßt mich zweifelhafter. *Oritu* heißt blaß werden, *oria* gelb, *gorra* roth. Eisen, um dies hier mit zu erwähnen, hat einen ganz Vaskischen Namen, *burnia, burdina,* ebenso Blei, *beruna,* Kupfer nur einen abgeleiteten, *urraida,* goldähnlich. Metall heißt *menasta* von den engen Gängen der Gruben.

Nach Anführung dieser einzelnen Beispiele gestehe ich Ew. Hochwohlgebohrnen, daß ich über diese ganze Materie der Verwandtschaft der WestEuropäischen Sprachen noch keine bestimmte Meynung definitiv gefaßt habe. Meine Ueberzeugung ist vielmehr, daß man noch gar nicht einmal die Data, darüber urtheilen zu können, besitzt. Wer aber etwas wahrhaft Erschöpfendes darüber unternehmen will, muß, nachdem er sich sichre Grundsätze gebildet hat, außer dem Deutschen, Griechischen und Lateinischen Sprachstamm die Celtischen Sprachen und das Vaskische, und beide letztere bis auf einen gewissen Grad gründlich kennen, und dann nach einander jede dieser Sprachen durcharbeiten. Bis jetzt giebt es noch keine einzige wahrhaft genügende etymologische Bearbeitung nur Einer Sprache. Alles geht auf einzelne Beispiele hinaus, und ist auch da höchst unbestimmt, weil selten einer nur alle diejenigen Sprachen hinlänglich kennt, die wirklich zusammengehören. Wenn ich etymologischer Bearbeitungen erwähne, so meine ich solche, wie Sie in Ihrem Briefe vom Spanischen anführen, daß man prüfte, wieviel Vaskische, Lateinische, Arabische, Gothische, endlich zweifelhafte Wörter die Sprache besitzt. Auf diese Weise hat man das Griechische und Lateinische noch nicht bearbeitet, und dies ist doch das erste und wichtigste Erforderniß. Die große Menge von Sanskrit Wurzeln und Wörtern im

Griechischen, Lateinischen (vorzüglich, wie Sie sehr richtig sagen, auch von unmittelbar empfangenen) und Deutschen leidet keinen Zweifel. Jetzt wäre vor Allem zu untersuchen, ob die Celtischen Sprachen und das Vaskische auch gleich viele Sanskritwurzeln enthalten, oder nicht, und ob also vielleicht z. B. das Lateinische zwei verschiedene Stämme, den Sanskritischen und den WestEuropäischen, in sich vereinigt. Ich kenne bis jetzt kaum zwei bis drei Sankritwörter im Vaskischen. Aber ich tauge zu solcher Arbeit nicht sonderlich, auch wenn ich mehr Sanskrit wissen werde. Selbst nicht abzuläugnende Aehnlichkeiten entgehen mir zu leicht.

Die *origines Italiennes* sollten Ew. Hochwohlgebohrnen nicht aus den Augen lassen. Es ist das wichtigste, und auch am schwierigsten zu behandelnde Land. Aber ich stimme Ihnen ganz bei, daß die Theilung des Griechischen vom Lateinischen eine alte, vermuthlich in Asien geschehene ist. Nichts ist so unrichtig, als die gewöhnliche Vorstellung mehrerer Philologen, die ich lange getheilt habe, daß das Lateinische gleichsam ein Dialect des Griechischen sey. Es hat ursprünglich und unmittelbar aus dem Sankrit geschöpft, und im Abendlande auch neue Zusätze erhalten. Ob es nun, ehe es aus dem Sanskrit schöpfte, oder vielmehr in dem Zustande seiner Einerleiheit oder Verwandtschaft mit ihm, auch schon noch frühere ältere Wurzeln besaß, die sich sonst nirgend finden, und nur ihm angehören, ist eine zu erörternde Frage. Vom Griechischen ist dies offenbar, so wie das Sanskrit wieder eine ganze Masse von Wörtern besitzt, die nicht in das Griechische, Lateinische oder Deutsche übergegangen sind.

Ihre Einladung, Ihnen etwas für Ihre Zeitschrift zu schicken, ist mir sehr schmeichelhaft gewesen, und ich

werde mich gewiß bemühen, Ihren Wunsch, der viel mehr noch der meinige ist, zu erfüllen. Ich bin nur nicht sehr fruchtbar in eignen Arbeiten, und habe noch weniger das Talent, von allgemeinen Untersuchungen einen Punkt gehörig abzusondern und einzeln zu behandeln. Doch werde ich gewiß diese Schwierigkeiten zu überwinden suchen. Bis dahin bin ich so frei, Ihnen eine schon gedruckte Abhandlung zu übersenden, da Ihnen die dicken Bände der Academie vielleicht nicht so bald zu Gesicht kommen. Ich erbitte mir für die Arbeit Ihre nachsichtsvolle Beurtheilung.

Daß Ew. Hochwohlgebohrnen der Rhein fesselt, begreife ich sehr wohl. Darum schmerzt es mich indeß nicht weniger, daß wir Sie hier entbehren. Ein, doch kleiner Trost dabei für mich ist nur der, daß ich selbst sehr wenig hier bin. Denn sogar im Winter gehe ich oft auf ganze Wochen aufs Land.

Ew. Hochwohlgebohrnen werden eine Scheu vor meinen Briefen bekommen, und es gefährlich finden jemanden zu schreiben, der eine so freie Muße hat, als ich. Ich verspreche Ihnen aber, nie wieder so weitläuftig zu werden. Ihr Brief war aber so reichhaltig, und berührte so viele meinen jetzigen Beschäftigungen so nahe liegende Materien, daß mich dies gegen meine Absicht verführt hat. Leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken. Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit

der Ihrige,

Humboldt.

5. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 25sten November 1821.

Ew. Excellenz bitte ich um Erlaubniß heute nur vorläufig meinen lebhaftesten Dank für die gehaltvolle Sendung auszudrücken, wodurch Sie das Archiv meiner Indischen Correspondenz so glänzend bereichert haben. Ich bin eben im größten Gedränge meiner Amtsgeschäfte, indem ich täglich drey Vorlesungen halte. Ich sehe daher voraus, daß ich es nicht sogleich werde möglich machen können, einen solchen Brief einigermaßen nach Würden zu beantworten. Unterdessen lese und studire ich den Brief und die Abhandlung, und finde darin die mannigfaltigsten Anregungen zum Nachdenken, und muß es immer von neuem beklagen, daß ich nicht wenigstens zuweilen Gelegenheit habe Ew. Excellenz um so manche Aufschlüsse über die Lieblingsgegenstände meiner Forschung zu bitten.

Damit aber dieses unbedeutende Blatt doch nicht so ganz leer erscheine, so sende ich eine kleine Brahmanische Neuigkeit mit, eine nach Vollendung des Gusses meiner Lettern in Paris angestellte Druckprobe. Es sind einige Verse aus dem Gesetzbuch des Manus, aber ich bitte, sie nicht in Rücksicht auf die Correctheit zu betrachten, denn da mein gelehrter Freund, Herr Fauriel, das Amt des Setzers hat übernehmen müssen, so haben sich natürlich Druckfehler eingeschlichen. Ich wünsche zu erfahren wie es Ew. Excellenz in typographischer Hinsicht gefällt. In den Typen von Wilkins offenbart sich allerdings die Vortrefflichkeit Englischer Kunstarbeit, aber im Ganzen sind sie zu mager, und weichen dadurch vom Charakter der Originale ab. Auch hat er für einige Buchstaben Formen gewählt,

die nach meiner Erfahrung nicht in den schönsten Devanagari-Manuscripten vorkommen. Für diese ist die Lesung der ersten Indischen Drucke eine bessere Vorbereitung. Meine Druckerey ist nun auch weit reicher mit Buchstabengruppen versehen als die seinige, in welcher man oft zu Nothbehelfen seine Zuflucht nehmen muß. Was aber das Wichtigste ist, so schmeichle ich mir, durch Vereinfachung des Satzes vermöge einer ganz neuen Erfindung einen dauernden Nutzen gestiftet zu haben. Die Sache ist zu verwickelt, um durch bloße Beschreibung ganz deutlich gemacht werden zu können. Bey dem Anblick dieser Probe werden Ew. Excellenz schwerlich errathen, wie sie gesetzt ist.

Ich empfehle mich angelegentlich zu ferneren Mittheilungen, und bin mit der ausgezeichnetsten Verehrung

Ew. Excellenz

gehorsamster

AWvSchlegel.

6. Humboldt an Schlegel.

Schon längst wollte ich Ew. Hochwohlgebohrnen für Ihren gütigen Brief vom 25. November meinen herzlichen Dank abstatten, so wie für die gütige Aufnahme, welche mein Brief, der wirklich der Entschuldigung bedurfte, bei Ihnen gefunden hat; aber ich hoffte Ihnen etwas mittheilen zu können, das ich Ihnen mitzutheilen wünschte, und dies hat sich noch immer nicht thun lassen.

Die neue Schriftprobe hat mir ungemein gut gefallen. In einigen Buchstaben finde ich sie der früheren vorzu-

ziehen, namentlich in dem *N*. Ich hätte sie indeß ein klein wenig größer gewünscht. Die Striche, mit welchen das *i* über die Linie hervorgeht, scheinen mir, da wo sie die Linie berühren, ein wenig zu fein. Da sie die Fortsetzung des Körpers des Buchstabens sind, so würde ihr Zusammenhang mit diesem besser ins Auge fallen, wenn sie gleiche Dicke mit ihm hätten. Die Manuscripte mögen wohl so seyn. Allein die von der Hand geführte Feder, die oft einen Buchstaben durch zweimaliges Ansetzen macht, hat andre Gesetze, als der Druck. Die Verbindung des *d* und *r* scheint mir auch nicht recht deutlich. Besonders fällt dies auf, wo sich ein *û* daran anschließt. Der Strich des *r* scheint mir zu sehr herunter zu gehen, und das *d* nicht genug seinen natürlichen Endstrich zu behalten. Außer diesen wahren Kleinigkeiten aber, über die man auch noch sehr leicht verschiedene Ansicht haben könnte, wüßte ich nichts zu erinnern. Werden denn nun die Buchstaben bald hier ankommen? Es wäre sehr zu wünschen, daß Ew. Hochwohlgebohrnen bald in Bonn davon Gebrauch machen könnten, und daß auch Bopp hier dazu in Stand gesetzt würde.

Indem ich Ew. Hochwohlgebohrnen meinen Dank für die gütige Mittheilung wiederhole, verbleibe ich mit den hochachtungsvollsten und freundschaftlichsten Gesinnungen

Ew. Hochwohlgebohrnen

ergebenster,

Berlin, den 19. Januar 1822. Humboldt.

7. Humboldt an Schlegel.

[Burgörner, 19. Mai 1822.]

Niebuhr hat mir auf die Anfrage, die ich bei ihm, auf Ew. Hochwohlgebohrnen Veranlassung, that, geantwortet, daß es auf der Vaticana zwar tamulische, allein keine Sanskrit Manuscripte giebt, daß er auf der Propaganda aber noch nachsuchen will.

Eben als ich dies Ew. Hochwohlgebohrnen mittheilen wollte, erhalte ich das dritte Heft Ihrer Indischen Bibliothek, das mir so vorzüglich lehrreich gewesen ist, daß ich mir die Freude nicht versagen kann, Ihnen selbst dafür sogleich zu danken, und Sie zugleich um Erlaubniß zu bitten, Ihnen einige Fragen dabei vorzulegen.

Die, meinem Urtheile nach, sehr schön geschriebene lateinische Abhandlung hat mich ungemein angezogen, und ich habe sie mehr als einmal gelesen, da sie mehrere Punkte enthält, die sich auch auf dem Wege meiner Untersuchungen befinden.

Ew. Hochwohlgebohrnen verwerfen *p.* 283. die Meynung, daß das *Bas Breton* Celtischen Ursprungs seyn sollte. Allein dürfte das nicht, ungeachtet der von Ihnen an dieser Stelle angeführten Gründe, wirklich der Fall seyn? Möge auch dieser Dialect in seiner heutigen Gestalt erst im 5. *saeculum* von Britannien herübergekommen seyn, so ist die Vorfrage die, ob nicht eben die einheimische Sprache Britanniens Celtisch war? Dies nun ist mir, obgleich ich die Sprachen selbst zu wenig kenne, höchst wahrscheinlich. Denn ich nenne Celtisch nur die Sprache der alten Gallier, und die Gallischen Ortnamen und mehrere Gallische Worte der Alten finden in diesen alteinheimischen Sprachen Englands

ihre Erklärung und Ableitung. Ich möchte daher immer dabei bleiben, daß dieser Punkt erst durch fernere Untersuchung dieser Sprachen so weit gebracht werden könne, daß sich ein entscheidendes Urtheil darüber fällen ließe.

Sehr anziehend ist mir S. 285—287. gewesen, was über die Wichtigkeit des grammatischen Baues bei Beurtheilung der Sprachabstammung gesagt ist. Es ist mir, wie aus der Seele geschrieben, und ich habe in einigen in der Akademie vorgelesenen Abhandlungen gerade auch geäußert, daß die grammatischen Eigenthümlichkeiten, als inniger mit der Denkweise verwandt, nicht, gleich den Wörtern, wandern können. Sehr gewünscht aber hätte ich, Ew. Hochwohlgebohrnen hätten diesen Punkt weiter verfolgt und mehr ausgeführt. Denn im Einzelnen erheischt er freilich viele, und zum Theil schwierige und feine Bestimmungen, zu denen ich vorzüglich oft jetzt geleitet werde, da ich mich mit der Untersuchung von Sprachen beschäftige, welche bei anscheinend sehr ähnlichem grammatischem Bau große lexikalische Verschiedenheit haben. Zuvörderst muß man wohl verstehen, was man ähnliche, oder verschiedene Grammatik nennt. Auch bei völliger Gleichheit im Ganzen kann es große Verschiedenheiten im Einzelnen geben, wie man am Mangel der Geschlechtsbezeichnung im Englischen (der aber wohl nur aus der flachen, verwischenden Aussprache herkommt) und dem Dänischen Passivum sieht. Ferner gehen wohl auch einzelne grammatische Eigenthümlichkeiten von einem Volke auf das andre über. So dürfte die Englische Gerundiv Construction, die man gewöhnlich *participium indeclinabile* nennt, *it having been cet.* nur aus dem Lateinischen, oder Französischen angenommen worden seyn. Nach vielem Nachdenken hierüber scheint

es mir, daß man weit sicherer aus der grammatischen Beschaffenheit auf die Verschiedenheit, als auf die Verwandtschaft der Sprachen schließen kann. So ist die Grammatik immer das sichere Fundament, worauf ich mein Urtheil stütze, daß das Baskische eine eigenthümliche und Muttersprache ist, und wenn auch $^3/_4$ ihrer Wörter mit Recht könnten der Verderbung aus bekannten Sprachen zugeschrieben werden, würde jenes Urtheil dadurch nicht bei mir wankend werden. Ebenso gewiß ist es, daß, wenn auch das Lateinische wirklich Baskische Wörter und sogar in großer Anzahl haben sollte, es darum doch immer in keine nähere Verwandtschaft mit dieser Sprache träte, als die dadurch begründet wird. Denn es giebt natürlich mehrere Grade und Arten der Verwandtschaft. Allein für weit schwieriger halte ich den Schluß auf die Verwandtschaft aus dem grammatischen Bau, und wenigstens muß man dabei, dünkt mich, nothwendig genau die verschiedenen Theile unterscheiden, aus welchem der grammatische Bau besteht. Man kann darin, meiner Erfahrung nach, unterscheiden: 1. dasjenige, was bloß auf Ideen und Ansichten beruht, und wovon man eine Schilderung machen kann, ohne nur Einen Laut der Sprache zu erwähnen; z. B. ob die Sprache eigne Verba hat, oder jedes Wort als ein Verbum behandeln kann, ob das Pronomen bloß den Begriff der Person enthält, oder auch den des Seyns und dadurch zum Verbum substantivum wird, ob es ein *passivum* giebt, oder man das *passivum* nur wie ein impersonales Activum behandelt u. s. f. 2. die technischen Mittel, die grammatischen Verschiedenheiten zu bezeichnen, ob durch Affixa, Umlaut, Silbenwiederholung u. s. f. 3. die wirklichen Laute, die grammatischen Bildungssilben, wie das *a priva-*

ihre Erklärung [illegible] Wo die Aehnlichkeit
dabei bleiben [illegible] ist kein Zweifel über die
suchung dieser [illegible] schwierig wird die Frage
daß sich ein [illegible] einen, oder anderen indeß?
Sehr anzie[illegible] genaue Aehnlichkeit mit der Mu-
die Wichtigkeit [illegible] Wörter. Er gehört zum Theil zum
der Sprachabeter [illegible] Theil der Sprache, um so mehr, da in allen
Seele geschrieb[illegible] viele [illegible] ehemalige Wörter sind. An sich
vorgelesenen [illegible] wandte Sprachen können daher auch darin gegen-
grammatischen [illegible] einander annehmen. Das Englische, dessen
Denkweise ver[illegible] durchaus Deutschen Ursprungs ist, so viele
können. Sehr [illegible] Wörter [illegible] Besitz solcher Silben aus
gebohrnen hätte [illegible] wie die privative *in* und *ir*, und viele
ausgeführt. [illegible] beweisen. Es zeugt aber, daß nur *in* ihm
und zum Theil [illegible] da es dies auch mit lateinischen Wörtern
denen ich vor[illegible] Theil der Grammatik scheint mir am
mit der Unter[illegible] Verwandtschaft hier dagegen zu beweisen.
bei anscheinen[illegible] ist und die Aehnlichkeit oder Ver-
lexikalische [illegible] am wenigsten allgemeine Gründe haben
wohl versteh[illegible] zufälligeren historischen beruhen muß.
Grammatik [illegible] doch am Ende Alles zurück, wieviel
kann es groß[illegible] in Ansichten gegründet ist, die einen
man am Men[illegible]heit bei dem Menschengeschlecht über-
(der aber w[illegible] gewissen unter gleichen Verhältnissen
sprache [illegible] haben. Ew. Hochwohlgebohrnen scheinen
Ferner gein[illegible]maßen zu verwerfen, indem Sie sagen
thümlichkeit [illegible] *naturae ejusmodi inventa pendere non*
dürfte [illegible] ich bin in der auf diese Stelle folgenden
wöhnlich [illegible] Ihrer Meynung, daß nicht alle Sprachen
nur aus den [illegible] Gang genommen zu haben brauchen.
worden sey [illegible] daß es keine Sprache giebt, in welcher

nicht wahre Agglutination eine sehr große Rolle spiele, so wenig theile ich die Meynung einiger, die alle Flexion verwerfen, und billige noch weniger alle neuerlich gemachten Versuche der Analyse von Agglutinationen. Es ist daher gar nicht mein System, daß alle Grammatik ursprünglich ein an einander Reihen wirklicher Wörter gewesen sey, und daß dies gedauert habe, bis der Gebrauch die Spuren verwischt habe. Einiges ist auch ursprünglich nicht ein solches Agglutiniren gewesen, und nicht bloß in den gebildeten, sondern in ganz rohen Sprachen, wo z. B. eine Amerikanische Sprache den Optativ immer durch Verdoppelung des Vocals bildet, *waadehan* statt *wadehan*, um die Sehnsucht anzuzeigen, eine andre bei Bildung des Particips den Vocal in einen Diphthongen verwandelt u. s. f. Es ist hernach nicht bloß die Zeit gewesen die verändert hat, und nicht jede Nation ist alle Stufen durchlaufen, sondern einige haben viele übersprungen und sind sogar auf einem ganz andern Wege, als der mechanische ist, zum Ziele gelangt. Denn, meiner Art nach, die Geschichte der Sprachen zu erklären, nehme ich immer die beiden Fundamente an: diejenige Sprachentwicklung, die sich aus allgemeinen Begriffen nachweisen läßt, und die daher, wie Alles, was wir logisch verfolgen können, mechanisch ist, nur in der Art mechanisch, als eine Verrichtung der Intellectualität es seyn kann; und hernach diejenige Abweichung von diesem Gange, und diejenige Abkürzung desselben, welche die Individualität der Nation bewirkt, die, wenn sie zur Vortreflichkeit führt, genialisch ist, und nicht mehr logisch vorausgesehen, oder schrittweise nachgewiesen werden kann. Indem ich daher wirklich von etwas Allgemeinem in der Grammatik aller Sprachen aus-

gehe, was wirklich *a lege naturae pendet*, bin ich gegen mehrere grammatische Aehnlichkeiten, die vorzüglich von den oben *nr.* 1. und 2. benannten Punkten abhängen, in Absicht des Urtheils über die Abstammung mistrauisch. Indem ich aber im höchsten Grade anerkenne, daß jene Naturgesetze in den individuellen Geistesanlagen der Nationen die mannigfaltigsten Bestimmungen finden können, so bin ich weit entfernt zu behaupten, daß aus den Amerikanischen Sprachen im Verlaufe der Zeit Sanskrit werden müsse, oder daß dieses ehedem müsse einen solchen Ursprung gehabt haben. Sollte ich daher die Frage, ob bei Bestimmung der Verwandtschaft der Sprachen mehr auf die Grammatik, oder den Wortvorrath zu geben sey? beantworten, so würde ich sagen, daß auf der einen Seite das Urtheil aus der Grammatik sicherer sey, weil sie inniger mit der Individualität der Nation verbunden ist, und nicht leicht von einer Nation zur andern überwandert, auf der andern aber unsichrer, weil der grammatische Bau mehr von allgemeinen Bedingungen des menschlichen Denkens abhängig, und das Feld möglicher Verschiedenheit minder groß ist. Jedes Urtheil, das nicht auf diese doppelte Beschaffenheit der Grammatik sorgfältige Rücksicht nimmt, scheint mir allemal bedenklich. Daß alle Sprachen in Absicht der Grammatik sich sehr ähnlich sehen, wenn man sie nicht oberflächlich, sondern tief in ihrem Innern untersucht, ist unläugbar. So ist im Mexikanischen das Augment des *perfectum* *o* (also ähnlich dem *a* und dem *ε*), so ist in mehreren Amerikanischen Sprachen die Silbenwiederholung, so giebt es viele Fälle, wo in ihnen das *praesens* vermöge einer Partikel zur vergangenen Zeit wird, wie im Sanskrit durch *sma*, oder der Indicativ zum Conjunctiv, wie im

Griechischen durch ἂν und κε, u. s. f. Die Zeit halte ich übrigens nicht für gleichgültig, und mehrere grammatische Verschiedenheiten halte ich wirklich mehr für Folgen der Zeit, als der Nationalität. Ich beziehe dies vorzüglich auf die Sprachentwicklung, vermöge welcher aus wirklichen Phrasen wahre Formen werden. Es scheint mir auch ganz natürlich, daß der menschliche Geist, solange bis durch irgend einen Funken ein individueller intellektueller Trieb in ihm entsteht, einen instinctmäßigen Gang verfolgt, der natürlich bei allen Nationen sich sehr ähnlich seyn muß. Richtet sich der individuell intellektuelle Trieb auf die Sprache mit Macht und zur Zeit, wo sie noch biegsam ist, so entsteht nun eine eigenthümliche grammatische Form, und die Sprache erleidet nicht mehr große Veränderungen. Erwacht er zu spät, wenn die instinctmäßige Form schon zu unbiegsam geworden ist, so dringt er nicht mehr durch sie durch. Dieser ganze Punkt ist in der Sprachuntersuchung so wichtig, daß Sie mir darum verzeihen müssen, wenn ich in dem Wunsche, einmal gelegentlich Ihre Meynung darüber zu vernehmen, weitläuftiger darüber war.

Sehr gefreut hat es mich übrigens, daß Sie S. 276. die flüchtige Anhäufung von Nachrichten über viele Sprachen auf ihren wahren Unwerth zurückgeführt haben. Wenn man die Arbeit über eine Sprache wie ein *experimentum in anima vili* ansieht, so lernt man geradezu nichts daraus. Verfolgt man aber mit philologischer Genauigkeit jede, so habe ich noch immer auch die scheinbar barbarischste lehrreich gefunden.

Die Abhandlung über Wilson, den ich seit einem Jahr täglich in Händen habe, hat mich aufs höchste interessirt.

Möchten Sie nicht (S. 321.) zu den Wörtern, die Wilson irrig mit einem *b* schreibt, auch *wahu* rechnen? Die Wurzel *wah*

ist doch unser wachsen, und das Lateinische *vastus* spricht auch dafür. Ueberhaupt gestehe ich, daß das Lob, welches Sie Wilson hierin beilegen, mir Wilkins mehr zu verdienen scheint. So hat es mir wenigstens bei Vergleichung seiner *radicals* und seines Hitopadesa mit Wilsons Lexicon geschienen.

Ew. Hochwohlgebohrnen sprechen S. 332. dem Sanskrit die selbständigen Praepositionen ab, und sagen, daß es derselben nicht bedarf, weil die Declination zureiche. Sicher ist es, daß die Sprache sich meistentheils der Casus bedient und wenig der Indeclinabilien, die man Praepositionen nennen könnte. Ob dies aber zu ihren Vorzügen gehört, möchte ich bezweifeln. Denn die Casus, namentlich Locativus und Instrumentalis, werden bisweilen in wunderbarer Art gebraucht, und die doch mir der Deutlichkeit Schaden zu thun scheint. Was aber den ersten Punkt betrift, so habe ich schon öfter darüber nachgedacht, und wünschte wohl genauer darüber von Ihnen belehrt zu werden. Mir hat es immer geschienen, daß zwar dieser Theil der Sanskrit Grammatik nicht dieselbe Ausbildung erhalten hat, als andre, aber daß doch in der Sprache Wörter vorhanden sind, aus denen in andern Sprachen wahre Praepositionen geworden sind, und daß in einigen Fällen dieser wahre Uebergang in Praepositionen auch im Sanskrit sichtbar ist. Es kommt freilich hier ganz auf den Begriff und die Ansicht an, die man von diesem Redetheil im Allgemeinen hat. Bei der hier vorliegenden Frage kommt es, dünkt mich, nur darauf an, ob die Sprache gewisse Wörter hat, die man nicht füglich anders, denn wie Praepositionen erklären kann, d. h. wie Wörter, die (wenn sie auch an sich declinabel wären) dennoch als *indeclinabilia* gebraucht werden, die bloß bestimmt sind, ein Verhältniß zu bezeichnen,

und dadurch ein von ihnen regiertes Wort in eine bestimmte Abhängigkeit von sich stellen. Nach dem Wenigen, was ich bisher im Sanskrit gelesen, finde ich einen dreifachen Fall, wo man an Praepositionen denken kann. 1. wo ein Indeclinabile zwar als Praeposition übersetzt werden kann, aber ebenso gut auch ein zum Verbum gehörendes Adverbium seyn kann. Dies ist der Fall mit dem häufigen *saha*, auch mit *sârddham* Ramayana *l.* 1. *S.* 1. *sl.* 31. wo man dies Wort als zum Verbum gehörig durch zugleich übersetzen, und den Begriff von mit in dem Instrumentalis suchen kann. So ist wohl auch *prabhṛiti* Hitopadesa *editio Londinensis p.* 34. *l.* 24. wo der unmittelbar vorhergehende Ablativ den Begriff von dem Augenblick an ausdrücken, und das Indeclinabile (was wenigstens hier im absoluten Zustande so steht) als Adverbium fernerhin übersetzen kann. 2. wo ein declinirtes Substantivum, oder absolut genommenes Adjectivum oder Participium das ausdrückt, wozu andre Sprachen Praepositionen gebrauchen. Auch da aber sind die Fälle verschieden, und nähern sich mehr, oder weniger den Praepositionen. Ganz substantivisch ist z. B. Ramayana *l.* 1. *S.* 1. *sl.* 101 *bharatasyantikam* in die Nähe des Bharata zu ihm. Denn das Substantivum, das man auch als Praeposition ansehen könnte, regiert den Genitiv und seine Bedeutung braucht gar nicht verändert zu werden. Allein viel anders ist Nalus IV. 3. *twatkṛitê,* man kann freilich auch hier Alles ohne Praeposition erklären, und sagen: in dem von Dir Geschehenen, aber man muß, um zu einem deutlichen Sinn zu gelangen, das doch wieder übersetzen. Dabei fällt mir eine andre Frage ein. Wird das *kṛitê* immer mit dem Ablativ oder auch mit dem Genitiv construirt und muß man Hitopadesa *p.* 34. *l.* 19. *tasyâḥ kṛitê*

für einen Ablativ oder Genitiv nehmen, da die Endung beides seyn kann? Noch praepositionsartiger, wenn ich so sagen darf, ist Nalus IV. 26. *ritê tâm.* Hier ist allerdings auch ein Locativus eines Participiums, es ließe sich auch allenfalls der Accusativ erklären, wenn man sagte, daß dies Participium, so wie die sogenannten *participia indeclinabilia* und der Infinitiv, denselben Casus als das Verbum regierten. Allein Alles das ist sehr gezwungen, da hingegen die Bedeutung von außer viel natürlicher ist. 3. endlich aber giebt es Fälle, die ich nun schlechterdings nicht anders zu erklären weiß, und wo sonst sich in Zusammensetzung befindende Praepositionen allein stehen. Bei meiner armseligen Lecture ist mir aber freilich davon nur *prati* vorgekommen. Zwei Stellen im Ramayana scheinen mir keine andre Erklärung zuzulassen. *l.* 1. *S.* 1. *sl.* 72. Da *badaḥ* ein masculinum ist, so muß das Wort hier im Accusativ stehen; dieser Accusativ kann das Verbum (hier nur das Participium mit ausgelassnem Verbum Seyn) nicht regieren. Er kann also nur von *prati* regiert seyn und man muß übersetzen: es wurde versprochen, gelobt, sich entschlossen von R. zur Erweckung des V. Wäre indess auch diese Constructionsschwierigkeit nicht, so wüßte ich hier der Partikel keine schickliche Adverbialbedeutung zu geben. Die zweite Stelle macht mich noch mehr irre. *S.* 3. *sl.* 39. Soll hier *prati* auf den Accusativ gehen? Ich kann es nicht anders nehmen, und der Grund liegt wohl darin, daß, wenn auch das Verbum gehen den Accusativ regiert, doch das Substantivum dies nicht gleich natürlich thun kann. Die Englische Uebersetzung hat in diesem Satz eine Negation. In dem Text scheint mir aber nur zu liegen, der Selbstvorsatz, die Entschließung R. über das Gehen (Locativ)

nach K. Endlich die Stelle im Nalus I. 17. Hier würde ich allerdings die Partikel lieber durch gegenseitig (als Adverbium) übersetzen. Das erste Wort des Verses ist von der Art, daß es in sich vollständig ist: einer den andren *i. e.* wechselseitig. In Bopps Uebersetzung muß man *alterius* auf *desiderium* beziehen. Im Text ist aber, nach Ihrer gewiß sehr richtigen Bemerkung (S. 353.), der erste Theil des Worts ein Nominativ. Das *ô* kann nur von dem Visarga vor dem elidirten Vocal des folgenden Worts herkommen. Der letzte Accusativ wird also vom ersten Nominativ regiert, und das Ganze bildet meines Erachtens eine Art Adverbium.[1]) In den beiden Beispielen aus dem Ramayana ist noch merkwürdig, daß die frei stehende Partikel dieselbe ist, als die mit dem Verbum zusammengesetzte, was sich auch im Griechischen häufig findet. — Nehme ich nun Alles zusammen, das frei stehende *prati*, was in einer Stelle (wenn ich sie recht fasse) einen Casus regiert, den das Verbum nicht regieren kann, ferner daß bei *kritê, ritê* der Sinn viel natürlicher und leichter wird, wenn man sie wie Praepositionen auffaßt, endlich daß wohl die meisten Praepositionen, wenn nicht alle, aus declinirten Substantiven, die dann indeclinable Partikeln geworden sind, entstanden sind, so möchte ich doch nicht die frei stehenden Praepositionen im Sanskrit ganz wegwerfen, sondern sagen, daß es deren wirklich giebt, aber nicht so ausgebildet, wie im Griechischen und Lateinischen, daß aber die Sprache auf dem Wege war, und die Elemente enthielt, aus denen

[1]) Ein sehr deutliches Beispiel des allein stehenden *prati* ist Nalus X. 11. Man könnte hier freilich sagen, die Praeposition sey vom Verbum getrennt, wie bisweilen im Griechischen. Aber dann wird es mehr ein Wortstreit.

auch diese Gattung der Redetheile vollkommen hervorwachsen konnte.

S. 340. sprechen Sie ja ein ordentliches Abschreckungsanathem über unberufene Sanskritschüler aus. Indeß ist es, glaube ich, wirklich so, daß gewisse Schwierigkeiten, auch bei aller Ausbildung der Hülfsmittel, immer dieser Sprache eigenthümlich bleiben werden. Wenigstens fühle ich an mir, daß man, auch bei eifrigem Studium, lange ein sehr armseliger Schüler bleibt.

Der Irrthum mit *nir* und *ni* ist um so auffallender in Wilson, als Wilkins geradezu und deutlich, gerade wie Ew. Hochwohlgebornen, beide Partikeln, als Gegensätze angiebt.

Sie tadeln gewiß mit Recht die Schreibung Sunscrit S. 367. Sollte man aber nicht immer, wie auch Wilkins thut, Sanskrita Sprache sagen? Die Abkürzung ist nicht einmal dem Ohre gefällig. Ich gestehe, daß ich, ohne Ihre und Bopps Autoritaet, es unfehlbar thun würde.

Ein neues allgemeines Wörterbuch wird freilich nicht so bald zu Stande kommen, und ist, nach Wilson, auch, wie es mir scheint, kein so dringendes Bedürfniß. Allein ein nicht so weitschichtiges, und äußerst nützliches Unternehmen wäre ein Wörterbuch, oder wenn man will Vocabularium, das nur die gelesensten Hauptwerke umfaßte, aber da in die verschiednen Bedeutungen, vorzüglich der Verba eingienge und die Hauptstellen citirte. Umfaßte ein solches Wörterbuch den Hitopadesa, Ramayana, Mahabharat und Manu's Gesetze, so wäre im Grunde das Bedürfniß erfüllt. Denn wo dies Wörterbuch für andre Schriften nicht ausreichte, gienge man auf Wilson zurück, und hülfe sich selbst.

Mit großer Freude habe ich aus S. 367. gesehen, daß Sie eine eigne Grammatik hoffen lassen. Bleiben Sie ja bei diesem Gedanken. Wenige Dinge werden dem Studium so förderlich seyn.

Und nun bitte ich Ew. Hochwohlgebohrnen herzlich wegen der Länge dieses Schreibens um Verzeihung und empfehle mich Ihrem gütigen Andenken. Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit

der Ihrige,

Humboldt.

8. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 29sten Mai 1822.

Ew. Excellenz haben mich durch Ihren Brief vom 19ten Mai auf die angenehmste Weise von der Welt überrascht. Mich drückte das Gefühl einer lange rückständigen Schuld: ich wußte in der That kaum, wie ich nach einer solchen, freilich unwillkührlichen, Versäumniß vor Ihnen erscheinen sollte. Ich sendete mein drittes Heft als den Vorläufer meiner Entschuldigungen, mit dem festen Vorsatz ihn bald durch einen Brief einzuholen. Nun ist mir die Güte Ew. Excellenz dennoch zuvorgekommen, und es freut mich unendlich, zu sehen, daß mein Bote seinen Auftrag so gut ausgerichtet hat.

Ihr Urtheil ist das erste auswärtige, welches mir zukömmt: das erste und das gültigste. Wenn ich hoffen könnte, in Europa und Asien zehn solche Leser zusammen zu bringen, so wäre meine Mühe reichlich belohnt. Meine Warnung, das Sanskrit nicht als eine flüchtige Liebhaberey

zu treiben, gilt nur [für] die Neugierigen, welche es lernen wollen, wie man etwa Indianische Vogelnester auch einmal zu schmecken begierig ist. Ew. Excellenz haben die Proben, welche ich verlangte, hundertfältig abgelegt; und wenn Sie auch eine Sache eben erst anfangen, so sind Sie dennoch kein Anfänger, sondern ein Meister, weil Sie ein gebohrner Meister sind.

Der Lateinische Aufsatz ist schon vor ein paar Jahren geschrieben. Ich sahe wohl, daß vieles darin der Entwickelung und näheren Bestimmung bedürfte, allein dieß hätte mich zu weit geführt: ich habe nichts hinzugefügt, als die Bemerkungen über das Digamma. Bey der Abhandlung über Wilson fiel mir immer das Versprechen ein, das ich den Lesern zu Anfange gegeben, sie sollten in jedem Hefte nur wenige Blätter zu überschlagen finden. Sonst hätte ich weit mehr ins einzelne gehen können, Beyspiele genug hatte ich dazu im Vorrath: doch fiel es mir freylich sehr beschwerlich, weil mein Setzkasten noch nicht in Ordnung war, und ich jeden Devanagari-Buchstaben aus der ganzen Masse einzeln heraussuchen mußte.

Von meiner Grammatik sind zwey Capitel, über die Buchstaben und die Buchstaben-Verbindung völlig ins reine gebracht, die ich auch von meinen Zuhörern abschreiben lasse. In dem letzten schmeichle ich mir ein paar wesentliche Irrthümer von Wilkins berichtigt zu haben. Ich hoffe doch auf alle Weise, daß die Erlernung noch beträchtlich erleichtert werden kann.

Für die mir zugesendete Vorlesung über die Aufgabe des Geschichtschreibers sage ich Ew. Excellenz meinen herzlichsten Dank. Durch die Güte Ihres Herrn Bruders hatte sie mir schon in Paris einen großen Genuß gewährt.

Ich habe schon einmal die Bitte gewagt, mir etwas für meine Indische Bibliothek zu schenken, welche durch einen Beytrag auch nur von wenigen Blättern die schönste Zierde gewinnen würde. Die Bitte wäre sogleich erfüllt, wenn Ew. Excellenz mir gestatten wollten, den wissenschaftlichen Theil Ihres Briefes nur geradezu abzudrucken.

Wiewohl ein Brief von solchem Gehalt zu vielfältiger Erwägung und langem Nachdenken einladet, so will ich doch dießmal sogleich aus dem Stegereif antworten, so gut es gehen mag, um nicht von neuem in das Vertagen hineinzugerathen.

Zuvörderst wünsche ich mir Glück dazu, daß die Ansichten Ew. Excellenz über einige Punkte, namentlich über die Frage von der Ursprünglichkeit der Flexionen, oder ihre Entstehung aus Agglutination, nicht so weit von den meinigen abweichen, als ich besorgt hatte. Ich wurde bedenklich wegen der Durchführung einiger in den *Observations* aufgestellten Sätze. Mit Bopp gedachte ich zwar schon fertig zu werden, aber wenn Gegner wie Ew. Excellenz oder Abel Remusat ins Feld rücken, so gewinnt die Sache ein andres Ansehen. Remusat neigt sich ebenfalls zu der Lehre von der Agglutination, und mag für seine Tartarischen Sprachen wohl Recht haben. Aber Bopps Versuch, im Griechischen und Sanskrit die Conjugation des Praesens (weiter geht es ja doch nicht) aus den persönlichen Fürwörtern herzuleiten, scheint mir ganz mislungen. Mit der ersten Person auf *μι* hat es einigen Schein; aber dieser verschwindet schon bey der zweiten auf *σι*, denn hier würde *τι* erfodert, weil die Verwandlung von *τυ* in *συ* erst sehr spät erfolgt ist, im Jonischen Dialect zu Homers Zeit noch nicht ganz durchgedrungen war, und im Aeolischen und Dorischen

niemals ganz durchgedrungen ist. Und nun vollends der Pluralis! Wie lauten die ältesten Formen von wir, ihr? *ἄμμε, ὔμμε,* oder *ἄμες, ὔμες.* Wenn es nun statt *τύπτομες, τύπτετε* hieße: *τύπταμες,* wir schlagen, *τύπτυμες,* ihr schlagt, so möchte sich die Hypothese hören lassen. Endlich *bharati* und *bharanti, τυπτετε* und *τυπτοντι;* hier ist die Mehrheit bey gleichbleibender Endung durch ein eingeschobenes *n* angedeutet: wo findet sich aber in diesen Sprachen irgend ein Beyspiel, daß der Plural der *nomina* oder *pronomina* durch ein *n praefixum* ausgedrückt wäre?

Daß eine Sprache, welche die Conjugation besäße, sich ohne *pronomina* behelfen könnte, läßt sich begreifen; wenn hingegen eine Sprache schon *pronomina* hätte, aber keine Conjugation, so glaube ich, sie würde immer auf der Stufe des Negerfranzösischen verharren: *moi aller, toi aller, lui aller.* Psychologisch betrachtet gehören die *pronomina* überhaupt nicht zu den frühesten Wörtern, wie jeder an den Kindern wahrnehmen kann; sie sind ja Substitutionen. Wenn einmal durchaus das eine aus dem andern erklärt werden soll, so möchte ich noch lieber annehmen, die Pronomina seyen durch Ablösung der Personal-Endungen entstanden, als umgekehrt. Aber nach der Beschaffenheit der Sylben und Buchstaben sehe ich in diesem Kreise von Sprachen keine Möglichkeit hiezu; wiewohl ich nicht abläugnen will, daß das *ω* statt *μι* in einer gewissen Beziehung mit *ἐγω* statt *aham* stehe.

Daß es auch in alten und ungemischten Sprachen scheinbare Flexionen giebt, welche in der That mit Auxiliaren gebildet sind, gebe ich zu, und behaupte es sogar. Ich meyne aber, diese Formationen wären sämtlich sehr jung im Vergleich mit den ächten Flexionen, sie gehörten einer andern

Epoche des menschlichen Geistes an, und ließen sich erkennen, wie die neuen Thon- oder Gips-Schichten, die man über einem Urgebirge gelagert findet. Auch setzt der Gebrauch solcher Auxiliare immer schon das Daseyn der Flexionen voraus. Das erste Futurum im Sanskrit gehört ausgemacht zu dieser Classe, und Bopp hätte darüber gar nicht zweifelhaft reden dürfen. Auch *amaveram, amavissem,* statt *amavi-eram, amavi-essem,* (zwar nicht nach der besten Logik) lasse ich mir gefallen; aber *amavi* aus *ama-fui,* das ist ganz etwas anders. Denn fürs erste ist hiemit nichts ausgerichtet für die Erklärung von *lĕgo, lēgi, iăcio, iēci, curro, cucurri;* und hievon hätte doch alles ausgehen müssen, weil die dritte Conjugation im Lateinischen die Grundform ist, während man die übrigen nur wie die *verba contracta* im Griechischen zu betrachten hat. Ich erkläre *amavi* ganz anders: *amā-i, amaϝi*; das Digamma ist bloß eingeschoben, um den Hiatus zu vermeiden, oder vielmehr um den charakteristischen Vocal ohne Verschmelzung in einen Diphthongen rein zu bewahren. Aber ich will einmal *ama-fui* zugeben, so ist damit noch nichts gewonnen, denn nun muß ich die Entstehung eines Praeteritums *fui* aus dem Praesens *fuo* erklären, und hätte ich dieß an einem einzigen Verbum begriffen, so gölte es mir auch für alle übrigen, und ich brauchte das Hypothesen-Gerüste nicht. Es hieß ohne Zweifel vor Alters *fufui,* wie *πέφυα* und *babhūva.* Da haben wir also das *augmentum reduplicationis,* welches nun doch einmal für allemal nicht durch fremde Zuthaten erklärt werden kann.

Überhaupt scheint es mir ein Grundirrthum von Bopp zu seyn, daß er das *verbum substantivum* als das erste betrachtet, da es vielmehr als solches, wenigstens in dieser ganzen

Familie von Sprachen gewiß, das letzte aller *verba* war. Denn es ist ja aus der Demonetisation entstanden, aus der Reduction eines concreten Daseyns auf die Existenz überhaupt, und endlich auf die logische Copula. Daß *fuo* ursprünglich im Lateinischen dasselbe bedeutete wie *φύω*, daß es erst sehr spät zur Ergänzung des defectiven *esse* gebraucht ward, erhellet aus einer Menge abgeleiteten Wörtern: *foetus, foemen, foemina* (gleichsam *φυομενα* im Sinn des Mediums), endlich aus jenem unanständigen Wort, welches dem Griechischen *φυτεύω* buchstäblich entspricht, und ohne Zweifel ursprünglich wie dieses ehrbar war, als ein *caussativum* von *fuo*: ich säe, pflanze, mache wachsen. Die concrete Bedeutung von *ἐσμι* ist in den übrigen Sprachen verwittert, im Sanskrit glaube ich sie noch zu erkennen. *ās* heißt sitzen, und geht nach derselben Conjugation wie *ăs* seyn: was ist nun natürlicher, als daß durch die Verkürzung des Vocals die Abstraction ausgedrückt wurde? Das Gewicht des Wortes wurde gleichsam erleichtert, wie der Begriff unbestimmter geworden war. Haben doch noch in neueren Zeiten die Romanischen Völker auf gleiche Weise das Stehen zum Seyn umgestempelt.

Den Untergang so mancher Flexionen, die in allen Sprachen dieser Familie gewiß vorhanden waren, erkläre ich mir aus der verwahrlosten Aussprache in unlitterarischen Zeiträumen. Wenn der Unterschied des Activums und Passivums im Sanskrit und im Griechischen auf einem kurzen Vocal oder einem Diphthongen beruhte, so mußten die Lateiner, sobald sie die schließenden Vocale abkniffen und statt *amati, amanti* sagten *amat, amant,* ihr Passivum einbüßen. In solchen Fällen half man sich nun nach derselben Methode, welcher die neueren analytischen Sprachen

Europa's ihr Daseyn verdanken, wie ich in der Schrift über das Provenzalische gezeigt habe. Da die Lateiner doch ein *passivum* brauchten, so bildeten sie es durch Agglutination der Partikel *re*, welche die Rückwirkung ausdrückte, mit dem Activum. Das einzige *legimini* steht seltsam fremdartig dazwischen. Ich möchte es für den Plural des passiven Participiums halten: *legimini*, *λεγόμενοι*. Daß in *Vertumnus*, *auctumnus*, *alumnus*, *columna*, u. s. w. die alte Conjugation des Passivums noch hervorblickt, hat schon Lanzi bemerkt. Die Lateiner haben sich noch leidlich aus dem Handel gezogen, wiewohl die vielen *r* ein übles Schnarren verursachen. Ist nicht das Schwedische *passivum* auf *s* auf ähnliche Weise entstanden wie man im Italiänischen sagt *si dice* für *dicitur*? Den Untergang des organischen Passivums im Deutschen haben wir ja so zu sagen erlebt. Denn im Ulfilas findet es sich noch, und zwar, was selbst Grimm übersehen hat, nach einer doppelten Hauptform. Die zu der zweiten gehörigen *verba* stehen in Grimms D. Gr. *p.* 441 beysammen. Er hat merkwürdige Beyspiele gegeben, wie man in der Fränkischen Zeit, da das *passivum* verloren war, das *activum* geradezu dafür gesetzt, weil man sich noch nicht zu den Auxiliaren entschlossen hatte. Mit dem Agglutiniren hat es in der Deutschen Sprache wegen der Sprödigkeit des Stoffes, seitdem wir die schöne Vielsylbigkeit der Gothen verloren hatten, niemals recht gelingen wollen.

Im Angelsächsischen ist allerdings durch die Aussprache eines Küsten- und Nebellandes manches abgestumpft worden, aber den Geschlechts-Unterschied an dem Artikel oder demonstrativen Pronomen *the* hat erst die Normännische Eroberung ausgelöscht; der Angelsächsische nom. sing. in

den drey Geschlechtern ist noch ganz dem Gothischen ähnlich.

Zu einer grammatischen Übereinstimmung, woraus Verwandtschaft der Völker erwiesen werden soll, halte ich alle die drey Stücke für erfoderlich, welche von Ew. Excellenz so lichtvoll unterschieden werden: die psychologische Richtung, die technische Methode, und endlich das hörbare Material. Aber meines Erachtens braucht die Übereinstimmung nicht allgemein und durchgängig zu seyn, sondern eine theilweise Statt findende Einerleyheit reicht völlig hin. Ja je specieller der Fall, desto stärker der Beweis, weswegen die Anomalien am besten zu brauchen sind. ZB. das Verbum *vid* (Classe 2), wissen, hat die Eigenheit, daß das praet. perf. statt des *praesens* gebraucht wird. Eben dasselbe gilt von dem entsprechenden Griechischen *εἴδω*, und von unserm wissen bis auf den heutigen Tag. Ich weiß ist ausgemacht das praet. perf. der starken Conjugation: die Einsylbigkeit, die Einerleyheit der ersten und dritten pers. sing., das Anwachsen im Plural beweisen dieß unwiderleglich. Allein die meisten Deutschen wissen dieß nicht, weswegen die Schwaben niemals ermangeln zu sagen er weißt. Grimm hat ganz richtig gezeigt, daß die Anomalie einiger Deutscher *verba* bloß darin besteht, daß das praet. perf. der starken Form als *praesens* gebraucht wird, und nachher ein neues *praeteritum* der schwachen Form gebildet worden. (D. Gramm. *p*. 435, 36.)

Nun lauten die *paradigmata* folgendergestalt.

	Sanskrit.	Griechisch.	Gothisch.
Sing.	1. *vēda*	*ϜOIΔA*	*vait*
	2. *vettha*	*ϜOIΔAΣ*	*vaist*
	3. *vēda*	*ϜOIΔE*	*vait*

		Sanskrit.	Griechisch.	Gothisch.
Plur.	1.	*vidma*	*ϜΟΙΔΑΜΕΣ*	*vitum*
	2.	*vida*	*ϜΟΙΔΑΤΕ*	*vituth*
	3.	*viduh*	*ϜΟΙΔΑΣΙ*	*vitun*

Ich habe im Griechischen die alte und ächte Form hergestellt. Vgl. Matthiae Gramm. *p.* 315. Was in den gewöhnlichen Grammatiken als der dual. und plur. von *οἶδα* aufgeführt wird, gehört gar nicht hieher. Was ist nun gegen eine solche zugleich materielle und formale Übereinstimmung einzuwenden? Ich gestehe, für mich hat sie die Stärke eines geometrischen Beweises, daß die Vorfahren der Indier, der Griechen und der Germanier irgend einmal ein einziges Volk ausmachten, und daß die letzten beiden die Anomalie schon aus ihren Asiatischen Ursitzen mitgebracht. Ich sehe wohl einen psychologischen Grund ein, warum gerade bey diesem *verbum* das *praeteritum* für das *praesens* gilt: wissen ist nämlich gesehn oder erfahren haben; aber dieß schwächt die Beweiskraft nur wenig.

Aristoteles wirft die Frage auf, ob die Sprache der Natur oder der Übereinkunft ihren Ursprung verdanke? und entscheidet sich nach der Erfahrung von der unübersehlichen Verschiedenheit der Sprachen für das letzte. Das Dilemma des großen Denkers war, dünkt mich, nicht recht gestellt. Wenn man die beiden Begriffe Natur und Übereinkunft übersetzt durch Nothwendigkeit und Willkühr, so sieht man gleich, daß noch ein drittes in der Mitte liegt, nämlich die menschliche Freyheit, die sich nach naturgemäßen Gründen selbst bestimmt. Es war eine Einladung, nicht eine Nöthigung der Natur. Hier liegt das große Gebiet der edleren Sprachbildung, das Symbolische. Es konnten

für denselben Begriff verschiedene Zeichen gewählt werden, die doch alle treffend und ähnlich waren. Ich glaube daher, daß auch solche Übereinstimmungen in den grammatischen Formen, welche psychologisch erklärbar sind, zum Beweise der genealogischen Verwandtschaft, in Verbindung mit andern, gebraucht werden können.

Wenn wir nun sehen, daß verwandte Sprachen solche kleine Anomalien, und andre Eigenthümlichkeiten, mit unglaublicher Tenacität Jahrtausende hindurch behauptet haben, und daß sie auf der andern Seite so unendlich weit auseinandergegangen sind, ohne daß man plötzliche Zerrüttungen und Mischungen vermuthen dürfte, so führt dieß auf das geschichtlich unendlich wichtige Resultat von der langen Trennung der Völker und dem hohen Alter des Menschengeschlechtes.

Die Verschiedenheit muß auf zweierley Art erklärt werden: durch das Vergessen des Alten und das Erfinden von etwas neuem. Das erste spielt aber dabey bey weitem die größte Rolle. Haben wir nicht an unsrer eignen Sprache das vierzehnhundertjährige Schauspiel des allmählichen Unterganges der tönendsten Mannigfaltigkeit der Formen bis zum beinahe gänzlichen Verstummen, ohne andern Ersatz als den der Surrogate für den logischen Bedarf?

Die Deutsche Sprache hat von jeher, so lange wir sie kennen, kein Futurum gehabt, und ermangelt dessen bis auf den heutigen Tag. Haben nun die Germanier ihr altes Futurum vergessen, oder haben die Stammväter der Griechen und Indier das ihrige erst seit der Trennung von jenen erfunden? Das erste ist mir wahrscheinlicher, weil die Bildungsweise durch Einschiebung des Zischlautes zwischen

die Wurzel und die Personen-Endungen des *praesens* im Griechischen und im Sanskrit dieselbe ist. Dazu kommen noch die Spuren im Lateinischen: *facso* u. s. w.; vermuthlich hieß *amabo* ehemals *amaso*. *Legam, leges* ist ein Surrogat für *λεγσω*, entlehnt von dem conj. praes. Bopp will auch hier wieder ein Auxiliar-Verbum wittern, aber vergeblich. — Wie dem auch sey, die alten Deutschen fragten wohl nicht viel nach der Zukunft, oder sie betrachteten sie rüstig, als wäre sie wirklich schon gegenwärtig. Wiewohl der Gebrauch des *praesens* für das Futurum, wie wir ihn noch im Notker sehen, unaufhörliche Misverständnisse verursachen mußte, haben sie sich über sechs Jahrhunderte so beholfen, ehe sie sich entschieden zu den Auxiliaren bequemten; so eingefleischt war ihre Abneigung vor jenem Zusammenbacken der Begriffe zum Ausdruck einer einfachen Thatsache, welches Bopp zum Grundprincip unsrer und der sämtlichen verwandten Sprachen erheben will.

Ew. Excellenz unterscheiden vortrefflich bey dem intellectuellen Geschäft der Sprachbildung das logisch-mechanische und das genialische. Man könnte jenes auch das Discursive, dieses das Intuitive nennen. Ich meyne nur, wo sich das Genialische spüren läßt, sey es das ältere, und gehe in eine Vorzeit zurück, welche von unserer Geschichte nicht erreicht wird, während die mechanische Sprachbildung durch alle Zeitalter fortgehen kann. Ew. Excellenz reden in einem unendlich interessanten Briefe über die Erfindung der Buchstabenschrift, woraus mir mein Freund Welcker eine Stelle mitgetheilt hat, von geistigen Trieben, welche erwachen mußten, wenn es dazu kommen sollte. Ich meyne, bey einem Theile des ältesten Menschengeschlechts wären jene geistigen Triebe ursprünglich wach gewesen, und erst nach-

her durch den Druck des irdischen Lebens eingeschlafen, als schon alle Grundlagen des gesitteten Lebens gesichert waren. Bey manchen Völkern dürften jene Triebe nur durch fremde Mittheilung erwecklich seyn. Ich kann die ganze Menschengeschichte nicht begreifen, ohne die Annahme jener Platonischen Gesetzgeber, eines Menschengeschlechts, das ursprünglich erleuchtet war, dem eine divinatorische Erkenntniß einwohnte, welche nicht aus der Erfahrung geschöpft war, sondern ihr vorauseilte. Die Erziehung der Völker war auch eine von den genialischen Künsten der Vorwelt, welche sich durch Überlieferung noch bis in den Zeitraum unsrer Geschichte hinein fortgepflanzt hat, der neueren Welt aber ganz ausgegangen ist. Freylich ließen sich nicht alle Unterschiede aufheben, weil sie physiologisch bedingt und erblich sind. In Absicht auf die Culturfähigkeit kann ich nicht weniger als drey Stufen annehmen: die ursprünglich selbstthätigen, die für fremde Anregung empfänglichen, und endlich die ganz tellurischen Menschen, bey denen der himmlische Funken niemals zünden konnte. Remusat mag zum Lobe seiner Chinesen sagen was er will: ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Schrift, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Moral, wie fein und spitzfindig das alles seyn mag, liefert doch nur den traurigen Beweis, daß auch die höchste Cultur, deren eine apokryphische Menschenart fähig war, ewig einen mühseligen, geist- und gemüthlosen Charakter behalten muß.

In den edleren Sprachen nun scheint mir der genialische Bildungstrieb gleich vom Anfange an rege gewesen zu seyn, und alle wahrhaft fruchtbaren Principien der Entwicklung schreibe ich der entferntesten Urzeit zu. Hingegen das Zusammenflicken mit dem Verstande, wo die

ursprüngliche Einheit der Anschauung verloren war, die Surrogate, die Misbildungen und Fehlgeburten des grammatischen Instinkts sind das Machwerk späterer Zeiten; und dieß wird sich oft historisch nachweisen lassen. Ich kann die Einflüsse der Zeit nicht unbedingt als günstig für die Entwickelung der Sprachen betrachten, am wenigsten nach einem chronologischen Maaßstabe. Die schöpferische Sprachbildung erscheint wie ein Moment; dann folgten oft lange Zeiträume der Vergessenheit und Verwahrlosung, und endlich die späte Nachhülfe, um sich ein brauchbares Werkzeug zur Handhabung der Erfahrungswelt zu verschaffen. Ich kann daher nicht umhin zu glauben, daß die gemeinschaftliche Muttersprache des Indischen, Persischen, Griechischen, Lateinischen und Germanischen eine unendliche Fülle von intuitiven und imaginativen Reichthümern in Wörtern und Formen besessen haben muß, wenn sie auch dialectisch noch ganz unangebaut war. Die großen Vorzüge des Sanskrit scheinen mir zu seyn, daß die Verwilderung nur in geringem Grade Statt gefunden, und daher aus der Urzeit am meisten gerettet worden; dann daß es Jahrtausende lang das Organ einer begeisterten Philosophie und Poesie gewesen, welche sich an jene ältere Phase des Menschengeschlechts anschlossen. Die Mängel rühren daher, daß die Sprache durch geheiligte Auctoritäten fixirt worden ist, ehe man darauf bedacht gewesen war, für alle Bedürfnisse des analytischen Verstandes Einrichtungen zu treffen.

Wenn jene Platonischen Gesetzgeber ihre höhere Eingebung besonders dadurch bewährten, daß ihre Bezeichnungsweise dem Wesen der Dinge entsprach, so mußten sie auch dasjenige, was in der Natur kein selbständiges Daseyn hat, sondern nur an den Substanzen und wirkenden Kräften in

stetem Wechsel zum Vorschein kommt, mit einem Worte die Verhältnisse, bildlich eben so wandelbar und wiederum anhängend bezeichnen, durch schwebende Wörter, geeignet sich überall anzufügen, die aber, um bedeutsam hörbar zu werden, immer eine Unterlage bedurften. Solche Wörter waren die ursprünglichen Flexionen. Die Entstehung aus der Agglutination setzt einen gewissen Grad von Analyse und Abstraction voraus, und das Intuitive geht doch immer dem Discursiven voran.

Ich habe mich so weit verstiegen, daß Ew. Excellenz es schon längst überdrüssig geworden seyn werden, mir zu folgen. Es ist Zeit einzulenken, um noch einige einzelne grammatische Punkte zu erörtern.

Ich redete *p.* 332 von den Präpositionen im allgemeinen, nach der angenommenen Lehre; ich wollte die Ausnahmen, die mir allerdings gegenwärtig waren, nicht erwähnen, weil mich dieß zu einer Beweisführung genöthigt haben würde, und sie doch nur von geringem Umfange sind. Mit der Bemerkung Ew. Excellenz über *prati* hat es seine vollkommne Richtigkeit: es regiert, für sich allein stehend, den Accusativ, und wird diesem immer nachgesetzt. Bey besserer Muße werden sich leicht Beispiele sammeln lassen: aber die von Ihnen angeführten sind vollkommen gültig. Im Ramayana *L.* I. *Sect.* III. *sl.* 39. hat die Ausgabe von Serampore, wie so oft, eine falsche Leseart, die ich dießmal aus einer Parisischen Handschrift verbessern kann:

apratijṇā cha rāmasya gamanē kōsalān prati.

Nun ist alles deutlich: „Und die Weigerung des Ramas wegen des Hingehens pp.“ Die zweite Verschiedenheit der Leseart, der acc. plur. masc. statt des acc. sing. fem. könnte eine kleine Modification in der Bedeutung herbeiführen:

Die Weigerung gegen die Kosaler p statt: die Weigerung nach Kosalâ hinzugehen. Die Erzählung muß dieß ausweisen. Die Wirkung der Präposition bleibt aber dieselbe. — Es giebt noch eine Ausnahme mit der Präposition *ā*, sie wird dem Substantiv vorgesetzt, damit zusammengeschrieben, und regiert den Ablativ oder Genitiv, dieß habe ich noch nicht ausmitteln können. Ramayana *L.* I, *Sect.* V, *sl.* 2:

āmanōḥ puṇyakīrtīnāṃ rājṇāmamitatējasāṃ.

Regum virtute celebratorum a Manue inde, der nämlich ihr Stammvater war. Ein andres Beispiel steht in den Versen, die Wilson in seiner Vorrede *p.* XVIII. anführt:

āsētōrātusārādrēḥ, a ponte inde,

nämlich, von der Brücke des Ramas an bis zu dem Schneegebirge. Wilson hat irrig das *visarga* ganz weggelassen statt es in *r* verwandelt über das nächste Wort zu setzen. Der *terminus ad quem* steht also auch in demselben Casus. Doch ich glaube, man muß es lieber so fassen: von der Brücke an, auf der einen Seite, von dem Schneegebirge an auf der andern.

Dieß ist also ein wirklicher Anfang des Griechischen und Lateinischen Sprachgebrauchs, jedoch ein sehr geringer. Daß in diesen und den verwandten Sprachen aus Adverbien nicht nur, sondern aus Adjectiven, Substantiven, Participien, wahre Präpositionen geworden, ist nicht zu läugnen; von den Beispielen im Sanskrit aber, wo ein Adverbium einen Casus zu regieren scheint, kann ich kein einziges gelten lassen. *tām ritē* fasse ich wie: diese ausgenommen, *hanc excipiendo.* In *tvatkṛitê* ist der erste Bestandtheil nicht der Ablativ, sondern der *status absolutus.* Ich kann mich nicht erinnern, denjenigen *status absolutus,* der über den Paradigmen steht,

jemals in der Composition gefunden zu haben: die Grammatiker haben ihn wohl nur von dem Casus 5 plur. entlehnt, um die anomale Declination einigermaßen zu construiren. Häufig ist hingegen *mat* und *tvat;* Wilson's Artikel über das letzte ist durchaus irrig; in dem Artikel über *mat* aber ist die Sache richtig gefaßt, und das dort gesagte darf nur auf die zweite Person übertragen werden. *tvatkritê* ist ein Compositum, gerade wie deinetwegen. Hingegen in *tasyâh kritê* ist das erste nichts anders als der gewöhnliche Genitiv der Abhängigkeit von einem andern Sustantiv: *huius puellae gratiâ.* Wenn Adverbia der Gemeinschaft mit dem Casus 3 stehen, so ist dieß gerade wie der Engländer sagt: *together with him*; *saha têna*; was dort die Präposition, drückt hier der Casus aus. Drücken wir doch auch im Deutschen sowohl das Werkzeug als die Gemeinschaft durch mit aus. Wenn Ew. Excellenz es dem Sanskrit zum Vorwurf machen, daß die *casus* zuweilen auf seltsame Art gebraucht werden, so will ich dieß nicht ganz abläugnen: doch bitte ich zu bemerken, daß die Benennung der *casus* nur von Einer Hauptbestimmung hergenommen werden konnte. Wie würde es ablaufen, wenn man im Griechischen und Lateinischen den Gebrauch der Casus, auch ohne Präposition, nach ihren Namen zergliedern wollte? Es wäre wohl überhaupt an der Zeit, statt der üblichen Benennungen mehr philosophische, jedoch gleichfalls Lateinische einzuführen. Ich schlage vor:

Subiectivus statt Nominativus,
Obiectivus — Accusativus,
Inclinativus — Dativus,
Egressivus — Ablativus,
Relativus — Genitivus.

Dieß letzte hat schon Colebrooke in seiner Grammatik. Die Namen, welche Wilkins den beiden eigenthümlichen Casus des Sanskrit ertheilt, Instrumentalis und Locativus, gefallen mir auch nicht; der erste nicht, weil er aus der Analogie herausgeht, der zweite nicht, wegen der speciellen Bedeutung des Wortes. Den ersten könnte man *effectivus* nennen (Colebrooke hat: *caussativus*); den zweiten *commorativus* oder Immanentivus.

Ich hatte bey *p.* 283 das Unwesen im Sinne, welches Pezron, Court de Gebelin, Le Brigant pp mit dem Niederbretonischen getrieben. Daß in dem Bau und den Wörtern noch irgend eine, wiewohl sehr entstellte, Celtische Grundlage aufgesucht werden könne, bin ich nicht gesonnen zu läugnen. Aber was ist zu machen? Den Celtomanen ist ja in keiner Sylbe zu trauen. Ew. Excellenz würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir nachweisen wollten, wo ich einen vernünftigen Unterricht über die Grammtik dieser Sprache finden kann. Uns wäre geholfen, wenn wir darüber eine kritische Arbeit hätten, wie die Ihrige über das Baskische. Wann hat man angefangen, in dieser Sprache zu schreiben, und was ist an zusammenhängenden, ächten, nicht zum Behuf einer Hypothese ersonnenen Texten gedruckt vorhanden? Ein Französischer Antiquar, de la Rue wo ich nicht irre, glaubte eine Spur Niederbretonischer Poesie aus dem 12ten Jahrhundert in der Provenzalischen Erwähnung eines *lai Breton* zu finden. Aber dieß ist ein Misverständniß: *lai Breton* heißt ein Lied in Nordfranzösischer Sprache. Wie hätte ein Troubadour wohl an dem unverständlichen Kauderwelsch Gefallen finden sollen! Der Gesang der Nachkommen Ossians in Hochschottland ist auch ein Gejauze, wodurch alle Katzen in die Flucht gejagt werden; ein junger Genfer, der die Hebriden bereist hat, konnte es zum Todtlachen nachahmen.

Um das Historische des Nieder-Bretonischen habe ich mich sehr genau bekümmert: ich wollte in einem *Essai sur la formation de la langue françoise* ausführlich davon handeln. Daß das südliche Britannien von Gallien aus bevölkert worden, sehe ich als gewiß an; es fragt sich nur, ob dieß vor oder nach der Einwanderung der Deutschen Völkerschaften in Belgien geschehen? Das Belgische war doch vermuthlich eine Mischsprache, nicht bloß eine verschiedene Mundart des mittleren Celtischen: Julius Caesar hätte sich schwerlich so ausgedrückt, wie er thut, wenn er nicht dort einen andern Dollmetscher nöthig gehabt hätte. Aber gesetzt auch, die in Britannien eingewanderten wären reine Celten gewesen, so konnte dennoch auf andre Weise eine Mischung erfolgen: denn Tacitus hält die westlichen Britten für Iberier, und sein Zeugniß hierüber ist von besonderm Gewicht. Die nahe Verwandtschaft des Alt-Brittischen mit dem Celtischen geht indessen aus manchen Städtenamen und andern unwidersprechlich hervor. Nun aber haben die Britten mehr als dreihundert Jahre unter Römischer Herrschaft gestanden. Es ist ein Wunder, daß die Lateinische Sprache nicht ganz herrschend geworden, was in Gallien durch die garnisonirenden Truppen, durch die überall verbreiteten Latinisirten Sklaven, durch die Colonien, die *negotiatores,* durch alle Militär- Civil- und Polizey-Anstalten der Römer unglaublich schnell erfolgte. Daß sich der Brittischen Sprache schon damals viel Lateinisch eingemischt, davon werden sich die Spuren vielleicht im Angelsächsischen nachweisen lassen. Nun ging ein Theil der Britten, vor den Sachsen flüchtend, nach der Mitte des 5ten Jahrhunderts auf die Gallische Westspitze hinüber. Hier lebten sie, außer der beständigen Nähe der Franken und Romanischen Einwohner,

eingeklemmt zwischen zwey Sächsischen Colonien, wovon in der Merovingischen Zeit die eine bey Bayeux die andre bey Nantes saß; nachher hatten sie die Normannen zu Nachbarn. Was ist aus allem diesem zu folgern? Daß, wenn man im Nieder-Bretonischen Wörter findet, die Lateinischen und Deutschen ähnlich sind, diese als späte Einmischungen betrachtet werden müssen, daß man nicht umgekehrt das Lateinische und Deutsche aus dem *Bas-Breton* ableiten darf, wie es die Celtomanen wollen, und wie sichs leider auch Wachter und zum Theil Leibniz haben weiß machen lassen. Den grammatischen Typus mag man mit dem Wälschen, Hochschottischen und Irischen vergleichen, wenn sie einen haben. Ich kann die Stelle jetzt nicht auffinden, aber ich bin gewiß beym Nennius, einem Brittischen Geschichtschreiber des 9ten Jahrhunderts gelesen zu haben, daß die zurückgebliebenen Britten ihren Brüdern jenseit des Meeres einen Namen gaben, welcher bedeutete *confuse loquentes*. Welche Fortschritte in der Confusion mögen sie nun erst in den seitdem verflossenen tausend Jahren gemacht haben!

Ich hatte noch ein artiges Capitel über den Imperativ, wozu ich auf Veranlassung eines frühern Briefes gesammelt hatte. Aber dieser Brief muß endlich ein Ende nehmen, sonst möchte es meinen Gönner gereuen, sich so anregend und belehrend mit mir unterhalten zu haben.

Ew. Excellenz haben die Angabe des Ortes vergessen; auf dem Umschlage stand der Stempel von Eisleben, ich vermuthe also, daß Sie sich auf einem Landgute in der Nähe befinden. In der Ungewißheit muß ich jedoch diese Blätter den Umweg über Berlin nehmen lassen.

Ich bitte Ew. Excellenz, mein auf alle Weise nachlässiges Geschreibe zu entschuldigen; ich empfehle mich und meine Arbeiten Ihrer ferneren geneigten Theilnahme, und habe die Ehre mit den ehrerbietigsten und dankbarsten Gesinnungen zu seyn

Ew. Excellenz

gehorsamster

AWvSchlegel.

Ich vergaß Ew. Excellenz für die Anfrage bey Herrn Niebuhr meinen Dank zu sagen. Ich vermuthe, in der Propaganda wird sich mehr finden, denn schwerlich hätte man doch wohl unternommen, auch nur eine Probe von Devanagari-Schrift im Druck zu liefern, wenn man nicht Muster vor Augen gehabt hätte. Freilich ist sie sehr schlecht ausgefallen.

Remusats chinesische Grammatik ist mir mit größtem Lobe angekündigt worden. Er hat sie mir zugesendet, aber sie ist noch unterwegs.

Von der Asiatischen Gesellschaft in Paris, einer Privat-Association, werden Ew. Excellenz wohl in den Zeitungen gelesen [haben]. Sie giebt eine Zeitschrift heraus, wovon ich die erste Nummer erwarte. Firmin Didot hat unternommen Devanagari-Schrift zu verfertigen. Der Graf Lasteyrie hatte immer die Lithographie im Kopfe, und mein Freund Fauriel hatte Muster zu einigen Proben geliefert: ich suchte es diesem aber auszureden, und wie es scheint, hat man den Gedanken gänzlich fahren lassen. Die Lithographischen Blätter von Othmar Frank sind ein warnendes Beyspiel.

Bonn den 4ten Junius 1822.

9. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 18. October, 1822.

Von Woche zu Woche wollte ich Ew. Hochwohlgebohrnen inhaltreichen Brief vom 29. Mai, durch den Sie mir eine so große Freude gewährt haben, beantworten, aber da ich mich mit den Gegenständen, welche er betrift, ununterbrochen beschäftige, so kommen mir auch immer theils neue, theils veränderte Ansichten, und so schob ich es von einer Zeit zur andern auf. Jetzt drängt mich nun die Zeit, der leider fast ungeheuren Inlage nichts mehr hinzufügen zu können, als was ich nothwendig über sie selbst sagen muß. Denn Geschäfte nöthigen mich aufs neue aufs Land zu gehen, und da das Paket Ihnen durch einen Courier zukommen soll, muß es von hier abgehen.

Ich nehme mir nemlich die Freyheit, Ew. Hochwohlgebohrnen einen Aufsatz über einen Punkt der Indischen Grammatik zu übersenden, und meine Hauptabsicht dabei ist, daß Sie die Güte haben mögen, ihn zu lesen, und mir, wenn es Ihre Zeit erlaubt, Ihr Urtheil darüber zu sagen.

Zugleich aber wage ich auch, Ihnen den Aufsatz für die Indische Bibliothek anzubieten. Ich fühle aber, daß das ein Wagstück ist, und erwarte also beinahe, daß Sie ihn dazu unpassend finden. Sie können nemlich und werden vermuthlich es für unthunlich halten, Ihren Lesern eine so weitläuftige, und trockne Arbeit über eine einzelne grammatische Frage aufzubürden. Schiene es Ihnen indeß doch passend, auch solche Gegenstände in Ihrer Zeitschrift abzuhandeln, und hielten Sie die Arbeit würdig, darin zu erscheinen, so könnte der Aufsatz, wie Sie schon hier und da gethan haben, mit kleiner Schrift gedruckt werden, und

ließe sich in zwei, selbst in drei Hefte vertheilen. Denn §. 1—6. dann 7. und endlich der Ueberrest bilden drei sich sehr füglich scheidende Theile. Ich ließe mir dies sehr gern gefallen, da mir, immer vorausgesetzt daß Sie die Arbeit dessen werth finden, viel daran liegen würde, mit dem Ersten, was über die Sanskrit Sprache von mir erscheint, gerade unter Ew. Hochwohlgebohrnen Schutz und Auspicien aufzutreten. Vielleicht hätten Sie auch sogar Lust, und fänden, vorzüglich bei der Theilung, Muße, Anmerkungen hinzuzufügen um das von mir Gesagte zu widerlegen, bestätigen, oder besser auszuführen. Das Einzige, worum ich Ihre Freundschaft in Anspruch nehmen würde, wäre, daß, wo Sie wahre Unwissenheitsfehler finden sollten (obgleich ich möglichst gesucht habe, mich davon frei zu halten), Sie die schonende Güte hätten, diese stillschweigend zu berichtigen.

Könnten Sie von meiner Abhandlung keinen Gebrauch für die Bibliothek machen, dann bitte ich Sie, mir dieselbe und zwar wieder durch den Geheimen Legations Rath Himly in Frankfurt am Main, durch den Sie solche erhalten werden, zurückzusenden. Ich werde ihr dann eine andre Bestimmung geben.

Ließen Sie sie aber abdrucken, so könnten wohl auf meine Kosten, ohne alle Verändrung der Seitenzahl oder sonst, 12 Exemplare für mich besonders abgezogen werden.

Der 7. Paragraph, die Auseinandersetzung der Begriffe des Infinitivs, Gerundiums und Supinums wird Ihnen vielleicht eine Episode scheinen, die füglich hätte nur im Resultate aufgenommen werden können. Allein ich möchte sie nicht gern vom Ueberreste trennen; ich habe mich, seit-

dem ich mich mit diesen Gegenständen wieder ernstlicher beschäftige, überzeugt, wieviel Misverstand in diesen Begriffen herrscht, wie wenig auch die, denen sonst selbst Gelehrsamkeit nicht abzusprechen ist, in den allgemeinen grammatischen Begriffen fest sind, wie wenig Uebereinstimmung darin herrscht, wie leicht (z. B. von Herrmann) neue Theorien, fast Einfälle hingestellt werden, ohne daß man es sich zur Pflicht macht das längst Vorhandene zu prüfen, und anzunehmen oder zu widerlegen. Nicht einmal die Theorie der *tempora,* die doch Reiz schon richtig aufstellte, ist irgend allgemein geworden, und noch immer hört man von kurz und lang vergangenen Zeiten, relativen und absoluten reden, ohne daß doch jene wahre nur gründlich zu widerlegen versucht wird. In Frankreich verfährt man wenigstens mit mehr Consequenz. Man findet überall de Sacy's Grammatik befolgt, und so wenig ich wünschte, daß diese bei uns Eingang erhielte, da mir dies wirklich höchst oberflächliche Buch immer des sehr gelehrten Mannes recht herzlich unwerth geschienen hat, so entgeht man dadurch doch der Unannehmlichkeit, alle Augenblicke auf andre Begriffe zu stoßen. Insofern war mir also an der Episode gelegen, in der ich gesucht habe die Begriffe aus ihren allgemeinen Gründen zu entwickeln, und mit den alten Grammatikern zu vergleichen. Für den Zweck von Ew. Hochwohlgebohrnen Zeitschrift paßt vielleicht auch ein Gegenstand, der doch auch die interessiren kann, die nicht selbst Sanskrit treiben.

Sehr leicht aber kann eine so ausführliche Behandlung einer einzelnen grammatischen Frage, selbst wenn sie die Sache völlig ausmachte, kleinlich scheinen. Dies befürchte ich oft selbst, und tröste mich nur, wenn ich auf das Ganze

meines Strebens sehe, das aber freilich vor dem Publikum nicht klar da liegen kann. Einzeln erscheint so etwas freilich kleinlich. Aber längere Erfahrung hat mir nun die Ueberzeugung gegeben, daß jede grammatische Discussion nur dann wahrhaften wissenschaftlichen Gewinn bringt, wenn sie so durchgeführt wird, als läge in ihr allein der ganze Zweck, und wenn man jede, noch so rohe Sprache selbst, gerade mit derselben Sorgfalt behandelt als Griechisch und Lateinisch. Nur auf diesem Wege kann man mit der Zeit zu einem System vergleichender Sprachkunde kommen, und nur so kann man dem jetzt herrschenden Elende entgehen, wo jeder, der darüber schreibt, statt einen kleinen und einzelnen Punkt ganz zu ergründen, Urtheile über das Ganze wagt, denen ganz andre und umfassendere factische Untersuchungen zum Grunde liegen müßten, und daß man ebenso Urtheile über Sprachen ausspricht, deren Grammatiken und Wörterbücher man einmal flüchtig durchlaufen hat. In meinen Untersuchungen über die Amerikanischen Sprachen hoffe ich es dahin zu bringen, daß sich aus den einzelnen, allerdings kleinlichen Untersuchungen Resultate zusammenstellen sollen, die wenigstens historisch sicher genannt werden können, und sich dann auch über Reihen von Sprachen erstrecken können. Bei Remusats treflichem Werk über die Tatarischen Sprachen vermißt man gerade zu sehr den eigentlich grammatischen Sinn. Die noch fehlenden Theile werden freilich davon mehr ergeben, als der bis jetzt erschienene, wenn er aber das Studium recht eigentlich auf die Kenntniß des Organismus dieser Sprachen gerichtet hätte, und darin glücklich gewesen wäre, würden schon seine Grundsätze über die Verwandtschaft und Abstammung der Sprachen reichhaltiger ausgefallen seyn, und er würde

sich auch gehütet haben, die wenigen, die er vorbringt, für so neu zu halten.

Ew. Hochwohlgebohrnen haben die Güte gehabt, mich aufzufodern, Stellen aus meinen frühern Briefen an Sie in Ihre Zeitschrift einrücken zu lassen. Ich danke Ihnen herzlich dafür, muß Sie aber bitten mir zu erlauben, gerade diese ungedruckt zu lassen. Aeußerungen in Briefen sind, meiner Empfindung nach, immer nur für das eigne Studium und Denken gut. Man oder vielmehr ich wage auch das, was ich nur erst ahnde, was ich vollständig nicht gleich zu beweisen wissen würde, was ich vielleicht selbst später zurücknehmen und beschränken müßte. Ich wünsche das Urtheil des Andern hervorzulocken, und dies kann man nur durch entschiedene Behauptungen, scharf hingestellte Sätze. Für den Druck eignet sich das daher nicht. Auch scheue ich mich sehr vor den Urtheilen über Sprachbau, Sprachentstehung überhaupt, und es ist mir nicht einmal lieb, daß die Vorlesungen in der Akademie mir mehrere entlockt haben. Ich bin noch zu sehr im Studium des Factischen begriffen, die Ansicht kann noch zu viel neue Modificationen erleiden, und da ist eine einmal hingewagte Behauptung immer im Wege.

Leben Sie herzlich wohl, und nehmen Sie diese Zeilen und meine Abhandlung mit Güte und Nachsicht auf. Ich freue mich im Voraus der Belehrungen, die mir bei Gelegenheit der Arbeit von Ihnen zukommen werden, und wiederhole Ihnen die Versichrung der Gesinnungen der hochachtungsvollsten Freundschaft, mit welcher ich verharre

Ew. Hochwohlgebohrnen
ergebenster,
Humboldt.

10. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 1sten December 1822.

Ew. Excellenz haben mir durch Ihre reichhaltige Sendung vom 18ten October eine große und seltne Freude gewährt. Ich hätte früher meine lebhafteste Dankbarkeit bezeugt, aber ich wollte nicht gern schreiben, bis ich Ihre vortreffliche Abhandlung mit Ruhe gelesen hätte, und die Ankunft fiel gerade in den Zeitpunkt der Eröffnung meiner Vorlesungen, wo mir keine Stunde freyer Muße übrig blieb. Ich habe die Abhandlung nun gelesen, aber erst Einmal, und das ist wenig für eine so gründliche und meisterhafte Arbeit. Ew. Excellenz legen zuerst Hand an eine schwere wissenschaftliche Aufgabe: die Syntaxis des Sanskrit; denn die paar Blätter bei Carey und Wilkins, welche diese Überschrift führen, sind ja kaum der Rede werth. Sind die Indischen Grammatiker eben so karglaut? Haben sie ihren Scharfsinn so ganz an der Wortbildung erschöpft, daß ihnen für die Wortfügung gar nichts übrig blieb? Ich weiß es nicht, aber auf jeden Fall wird es viel Kopfbrechen kosten, was sie enthalten, gehörig ans Licht zu ziehen; und ich glaube, wir thun wohl unterdessen auf dem praktischen Wege durch Beobachtung des Sprachgebrauchs fortzugehen. Allein dazu gehören zuverlässige Texte, womit wir leider noch sehr schlecht bestellt sind. Doch hierüber nachher. Zuerst wünsche ich Ew. Excellenz Befehle über einige Bestimmungen bey dem Druck des Aufsatzes zu erfahren, welcher der Indischen Bibliothek zur erwünschten Auszeichnung gereichen wird. Der Gebrauch der kleineren Schrift würde einen Übelstand verursachen, indem meine Devanagari-Lettern weit größer sind, und daher jede Zeile,

worin dergleichen vorkommen, einen doppelten Durchschuß erfodert. Kaum läßt es sich mit der gewöhnlichen Schrift leidlich einrichten, wie Ew. Excellenz an dem Aufsatz über Wilsons Wörterbuch gesehen haben werden. Ich habe noch nicht genau berechnet, wie eine Seite Manuscript sich zu einer gedruckten verhält. Jedoch wünsche ich die Abhandlung in zwey Hefte bringen zu können, es wäre Schade, sie allzu sehr zu zerstückeln. Ein Unterhaltungsblatt kann die Indische Bibliothek nun einmal nicht seyn, und das etwas leichtsinnig gegebene Versprechen, die nicht eigentlich gelehrten, sondern bloß gebildeten Leser sollten in jedem Heft nur wenige Blätter zu überschlagen finden, habe ich doch schon brechen müssen. Übrigens ist der Absatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift nicht ganz übel: es sind ungefähr 400 Exemplare abgesetzt, und es finden sich fortwährend neue Käufer, für welche, sobald das 4te Heft fertig seyn wird, das Ganze als Ein Band ausgegeben werden soll. Ich arbeite eben an diesem vierten Heft, und es kann um so früher erscheinen, wenn ein Theil Ihrer Abhandlung darin abgedruckt wird. Allein es würde daraus der Nachtheil entstehen, daß sie in zwey Bände auseinander gerissen wäre. Im ersten und zweyten Heft des 2ten Bandes hingegen könnte sogar die Seitenzahl ununterbrochen fortlaufen. Ich bitte um ein Wort der Entscheidung hierüber. Je früher es in Deutschland und im Auslande bekannt wird, daß ein Denker und Sprachkenner wie Sie dem Studium des Sanskrit seine Neigung zugewendet hat, desto willkommner ist es mir.

Von der Vollmacht, welche Ew. Excellenz mir ertheilen, kleine Versehen nach eigner Einsicht zu berichtigen, möchte ich nicht wagen Gebrauch zu machen, weil ich sehr gut

weiß, wie viel mir in der Auslegung und Kritik dieser Sprache zu lernen übrig bleibt. Die Bemerkungen, welche ich so frey bin, auf einem beyliegenden Blatte dem Urtheil Ew. Excellenz zu unterwerfen, betreffen auch gar nicht die Behandlung, sondern den Stoff, den Sie verarbeitet haben. Es sind Zweifel über die Richtigkeit einiger Lesearten.

Nach meiner freylich noch beschränkten Erfahrung, urtheilen Ew. Excellenz zu günstig von den Indischen Abschreibern, wenn Sie annehmen, sie würden nicht leicht den ungewöhnlichen Sprachgebrauch aus ihrem eignen Kopf an die Stelle des üblicheren gesetzt haben. Sie haben nur allzu oft an gar keinen Sprachgebrauch gedacht, sondern das unzusammenhängende und verwirrte mit gedankenloser Nachlässigkeit hingeschrieben. Allerdings kann das Gewerbe eines Abschreibers nicht ohne grammatische Kenntniß des Sanskrit ausgeübt werden, aber diese Kenntniß mag oft sehr oberflächlich gewesen seyn; und ich glaube, wir dürfen im ganzen genommen den heutigen Indischen Abschreibern nicht so viel Einsicht in ihre classische Sprache und Litteratur zutrauen, als den Griechischen des funfzehnten Jahrhunderts. Vor allen Dingen fehlt es ihnen aber an Gewissenhaftigkeit. Colebrooke, der darin eine große Erfahrung besitzt, ist noch weit mistrauischer als ich, und gab mir den Rath, bey dem Ankauf von Handschriften ja nicht auf Kalligraphie und Eleganz zu achten; die abgenutzten, wo gelehrte Leser ihre Verbesserungen an den Rand geschrieben, seyen die eigentlich schätzbaren.

Ew. Excellenz haben die Beyspiele aus dem Hitôpadêsa, dem Ramayana und dem Nalas gewählt.

Die am meisten authentischen Texte sind die, für welche ein *commentarius perpetuus* mit Wiederholung aller

Worte Gewähr leistet. Solche Commentare giebt es theils von heilig geachteten Büchern der patriarchalischen Vorzeit, theils von bewunderten des gelehrten Zeitalters. Der Styl der letzten dürfte meistens zu künstlich und verwickelt seyn, um zu grammatischen Beyspielen bequem gebraucht werden zu können. Zu der ersten Classe gehört der Bhagavad-Gîtâ; ich habe gefunden, daß es darin gar keine Varianten giebt. Wenn ein solches Buch auch ohne den Commentar abgeschrieben wird, so darf sich der Abschreiber doch keine Willkühr mit Auslassungen, Versetzungen u. s. w. erlauben, weil jedermann es so zu sagen auswendig weiß. Die Gesetze des Manus sind, als Privat-Unternehmung eines Indischen Gelehrten mit dem Commentar gedruckt; ich habe mir die möglichste Mühe gegeben, aber keines Exemplars habhaft werden können. Sonst würde ich glauben, durch den Abdruck des Textes allein dem Studium einen wesentlichen Dienst zu leisten, und sogleich dazu schreiten.

Der Hitopadesa gehört nicht zu dieser Classe: als ein populares und vielgelesenes Buch ist er einer sehr willkührlichen Behandlung ausgesetzt gewesen. Vermuthlich hat eine Abschrift ungefähr ihren laufenden Preis: um geschwinder mit ihrem Tagewerk fertig zu werden, haben die Abschreiber viele Sprüche ausgelassen, und die prosaische Erzählung abgekürzt. Ich glaube, daß die gedruckten Ausgaben in Absicht auf die Vollständigkeit des versifizirten Theils wenig zu wünschen übrig lassen, ja ich würde hier und da eine überlästige und unpassende Sentenz ohne Bedenken herauswerfen. Die Sprüche stehn durch ihre Form und die symmetrischen Wendungen ziemlich fest: doch habe ich auch hier in einer einzigen Handschrift bedeutende Varianten gefunden, zuweilen durchaus verschiedene

Hemistichien und ganze Verse. In der Prosa schwankt nun aber alles wegen der unbestimmten Form: ich glaube, von dieser Seite kann das Buch durch fortgesetzte Vergleichung der Handschriften noch sehr gewinnen.

Die Herausgeber in Serampore waren damals noch ganz unfähig über den Werth der Lesearten zu entscheiden: allein sie hatten Handschriften und Indische Gelehrten zur Seite. Wilkins hat manche Fehler der Seramporer Ausgabe verbessert, andre hineingebracht. Glauben Ew. Excellenz doch ja nicht, daß alles was in der Londner Ausgabe steht, in irgend einer Handschrift gelesen worden sey. Es sind eben Druckfehler. Ich wäre ein gemachter Mann, wenn ich für jeden nachgewiesenen Druckfehler im Hitopadesa, in Wilkins Grammatik, in Wilsons Wörterbuch, im Ramayana u. s. w. nur eine Guinee bekäme.

Man sollte vermuthen, man wäre besser daran mit den inländischen Herausgebern; aber diese scheinen nun vollends das Correctur-Geschäft beym Druck gar nicht zu verstehen. Denken Ew. Excellenz, daß ich im Bhagavad-Gitâ, einem Gedicht von ungefähr 1600 Versen, in der Ausgabe von Calcutta 69 Druckfehler entdeckt habe. Ich fand rathsam, diese am Schluß meines jetzt beendigten Abdrucks aufzuführen, damit jedermann sehe, wie es mit den bisherigen Ausgaben bewandt ist. In meiner ersten Schülerzeit habe ich mir oft um diese verwünschten Druckfehler Stundenlang den Kopf zerbrochen; jetzt glaube ich so weit zu seyn, daß ich bestimmt weiß, wenn ich etwas nicht verstehe, ob die Schuld an mir liegt, oder an dem fehlerhaften Text.

Wie sehr der Ramayana von Serampore im Argen liegt, ist gar nicht zu sagen. Es ist aber mit den epischen Gedichten überhaupt eine eigne Sache. Die Laxität und

Überfülle des Styls öffnete den Abänderungen Thür und Thor; und die starken Abweichungen der Handschriften rühren wohl nicht bloß von den Abschreibern her sondern von den Rhapsoden, wie bey den Homerischen Gesängen vor der Alexandrinischen Periode. Daß es Rhapsoden in Indien gab, sieht man bestimmt aus dem Eingange des Mahabharata. — Am wenigsten möchte ich die Inhaltsanzeige des Ramayana als eine Auctorität bey grammatischen Fragen anführen. Sie ist ja offenbar später hinzugefügt, und wahrlich ein schlechtes Meisterstück mit ihren holperichten Versen, athemlosen Wortfügungen und ewiger Wiederholung derselben Wörter.

Unmöglich kann ich mir denken, daß es im Nalas nicht mehr Varianten geben sollte, als Bopp angeführt hat. Indessen kann es seyn, daß der Text dieser Episode als eines Lieblingsstückes frühzeitig durch die Bemühungen Indischer Kritiker gereinigt, und nachher besser bewahrt worden. Vielleicht verhält es sich eben so mit dem Durgâmahâtmyam. So viel Bopp auch im Vergleich mit seinen Vorgängern geleistet hat, so finde ich bey oft wiederholtem Lesen doch noch manche verdächtige Lesearten im Nalas.

So drehen wir uns für jetzt noch in einem fehlerhaften Kreise herum: nur durch Kritik können die Texte gereinigt werden; und wie kann die Kritik mit Sicherheit zu Werke gehn, bevor nicht durch eine Masse gereinigter Texte der Sprachgebrauch ausgemittelt ist?

Der Lesearten, welche ich entschieden verwerfe, sind nur wenige. Wenn Ew. Excellenz meiner Meynung oder vielmehr der Auctorität einer Handschrift beytreten, so wird die Classification der Fälle dadurch vereinfacht

werden, und es wird nichts weiter nöthig seyn, als die darauf sich beziehenden Zeilen wegzulassen.

Zugleich nehme ich mir die Freyheit, eine in etwas abweichende Auslegung einiger Stellen Ihrer Prüfung anheimzugeben.

Die Zuthaten zum Bhagavad-Gita, Vorrede, kritische Anmerkungen und Lateinische Übersetzung, sind noch nicht fertig. Wenn es Ew. Excellenz aber angenehm seyn kann, den bloßen Text bequemer als in der Calcuttaschen Ausgabe, mit möglichster Sonderung der Wörter und vereinfachter Schreibung gedruckt, zu haben, so werde ich Ihnen selbigen mit dem größten Vergnügen zusenden.

Ich bin immer so mit dem Praktischen beschäftigt gewesen, daß ich mit vielen Punkten der allgemeinen grammatischen Theorie noch gar nicht im Klaren bin. Ew. Excellenz so tief eingehende Erörterungen werden mich veranlassen, an die Griechischen Grammatiker zu gehen, wovor ich immer eine gewisse Furcht gehabt. Ich bin noch nicht weit über den Priscian hinaus gekommen, wo mir denn der Mangel an Grundsätzen und das empirische Herumtappen sehr widrig aufgefallen ist. Bey dem Grundirrthum, die 1. pers. praes. und der Nominativ sey das Wort selbst, konnten sie ohnehin in der Lehre von den Flexionen auf keinen grünen Zweig kommen. Bey allem dem müssen wir dennoch die Lateinische Kunstsprache beybehalten, nur denke ich mit dem Vorbehalt passendere Benennungen, nach derselben Analogie gebildet, an die Stelle der alten zu setzen, und wo eine Sprache etwas eigenthümliches hat, ganz neue zu erfinden. Könnte man nicht das *twā* und *ya* den Absolutivus nennen? Doch ich muß erst reiflich durchdacht und wiederholt gelesen haben, ehe ich mir irgend eine Bemerkung erlauben darf.

Was Ew. Excellenz in Ihrem Briefe über die Nothwendigkeit sagen, das Einzelne zuvörderst genau zu ergründen, möchte ich bey jedem Worte unterschreiben, und bin überzeugt, daß wir nur auf diesem Wege, den Sie eingeschlagen haben, sichre Schritte sowohl in der vergleichenden Sprachkunde als in der allgemeinen Theorie vorwärts thun können. Man kann sich, denke ich, die Mühe sparen, die etymologische Willkühr, die fast eine unheilbare Krankheit des menschlichen Geistes zu seyn scheint, ausdrücklich zu widerlegen. Sobald die wissenschaftliche Forschung eintritt, muß dieß alles von selbst in sein Nichts versinken. So hat z. B. der sonst schätzbare Dr. Schwenck in seinen mythologischen Andeutungen jetzt eben wieder Etymologien vorgebracht, wobey mir ordentlich die Haare zu Berge stehen.

Haben Ew. Excellenz schon die neue chinesische Grammatik von Remusat gesehen? und wie urtheilen Sie über Grimms Deutsche Grammatik?

Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ew. Excellenz der vollkommensten Gesundheit und Heiterkeit bey diesen mühseligen Arbeiten genießen mögen, welche der Wissenschaft so große Resultate versprechen, und verbleibe mit unbegränzter Verehrung

Ew. Excellenz

unterthänig gehorsamster

AWvSchlegel.

Bey der Abschrift der Abhandlung ist der Name des Verfassers weggelassen. Ich bin doch bevollmächtigt, ihn hinzuzufügen, und mit welchen Bestimmungen?

11. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 13. December, 1822.

Ew. Hochwohlgebohrnen mir gestern zugekommenes Schreiben vom 1. dieses hat mir eine wirklich unerwartete Freude gemacht. Ihr so über alle meine Hofnungen günstiges Urtheil über meinen Aufsatz ist mir mehr, als ich es Ihnen sagen kann, schmeichelhaft gewesen, und wenn ich mir auch nicht verhehle, wieviel ich darin Ihrer freundschaftlichen Nachsicht zuschreiben muß, so überlasse ich mich doch gern der angenehmen Täuschung. Ich eile daher, den morgen nach Frankfurt abgehenden Courier nicht zu versäumen, um Ihnen sogleich meinen Dank abzustatten, und Ihre gütigen Anfragen zu beantworten.

Es würde mir angenehmer seyn, wenn meine Arbeit im 4. jetzt erscheinenden Hefte gedruckt werden könnte, als wenn sie bis zum nächsten Bande liegen bliebe. Das frühere Erscheinen hat mehr Reiz für mich, und die Zerstückelung in zwei Bände bringt gar keinen Nachtheil hervor, der irgend wesentlich wäre. Ich bitte Ew. Hochwohlgebohrnen um so mehr, es so einzuleiten, als dies auch Ihnen bequem scheint, und besonders als so auch Ihre dem 4. Heft bestimmten Aufsätze früher in den Händen des Publikums seyn können.

Meinen Namen bitte ich Sie hinzuzufügen, entweder mit meinem Vornamen Wilhelm, oder meinem Titel. Es dient dies bloß zur Unterscheidung von meinem Bruder, und es ist mir daher durchaus gleichgültig, was Sie wählen. Ich habe den Namen nicht hinzugefügt, weil es mir in der That gar nicht wahrscheinlich vorkam, daß Sie den Aufsatz aufnehmen würden.

Ihre Bemerkungen sind mir überaus belehrend gewesen, und ich habe genau geprüft, was nach denselben in meinem Text zu ändern seyn wird.

Zuerst bitte ich Ew. Hochwohlgebohrnen bei der Stelle Hitopadesa *p.* 17. *l.* 4. 5. beschlossen statt meines gedacht und bei Hitopadesa *p.* 8. *l.* 27. festgehalten statt meines emporgehalten zu setzen. Beide Aenderungen sind offenbar besser.

Was die Stellen betrift, die Sie geradezu für falsche Lesarten erklären, und auf die ich unrichtiger Weise zu viel Gewicht gelegt habe, so trete ich darin ganz Ihrer Ansicht bei. Es fragt sich nur, ob wir diese Stellen stehen lassen, und Ew. Hochwohlgebohrnen nur die Güte haben, mich bei den einzelnen in Anmerkungen zu berichtigen? oder ob wir die Stellen meines Textes ganz ausmärzen?

Ich bin für das erstere. Ich finde es so natürlich, von einem, der ungleich mehr weiß, als ich, berichtigt zu werden, daß mir das, auch vor dem Publikum, in diesen Fällen nur angenehm seyn kann. Wollen Sie noch mehr thun, so haben Sie vielleicht die Güte zu sagen, daß, weil ich mich erst seit meiner Rückkehr in Deutschland mit der Sprache beschäftigt habe, es mir nicht möglich gewesen ist, mich mit Handschriften bekannt zu machen. Dies vorausgesetzt, scheint es mir allgemein belehrend, wenn Sie den wichtigen Unterschied, den Sie in Ihrem Briefe zwischen den Handschriften der verschiednen Sanskritischen Werke machen, öffentlich auseinandersetzen. Sie ersparen Sich auch Mühe, da, wenn Sie die Stellen wegließen, Sie auch die Güte haben müßten, die Stellen zu ändern, wo ich mich auf jene beziehe. Außerdem würden wir durch das Ausmärzen jener Stellen an Kürze wenig gewinnen, und an Einfachheit der Classi-

fication nichts. Denn der §. 2. bezeichnete dritte Fall, wo die Verbalform ihr eignes Subject ausdrücklich mit sich führt, müßte doch, schon wegen der Stelle des Nalas. S. 34. 35. bestehen bleiben. Daher ändert sich auch, wenn auch alle angefochtene Stellen unangezogen übergangen würden, mein Raisonnement in der Hauptsache nicht ab.

Auf jeden Fall bitte ich Ew. Hochwohlgebohrnen recht dringend, die folgenden Stellen: Hitopadesa *p*. 13. *l*. 10. 11. *p*. 25. *l*. 9. 10. *p*. 54. *l*. 18. 19. Ramayana I, 9, 7. I, 3, 141. Nalas XIV. 10. XI. 4. 5. ja stehen zu lassen, aber dasjenige hinzuzufügen, was Sie mir darüber geschrieben haben. Durch diese berichtigenden Zusätze von Ihrer Hand bekommt der Leser Varianten aus Handschriften, und trefliche Erklärungen und Verbesserungen von Ihnen, und um diesen Gewinn möchte ich ihn nicht bringen. Vorzügliche Freude hat mir die Erklärung bei Hitopadesa *p*. 25. *l*. 9. 10., die Versetzung der Zeilen in Ramayana I, 3, 141. und die neue Lesart Nalas XIV, 10. gemacht.

Hielten indeß Ew. Hochwohlgebohrnen es für besser, wenigstens die Anführung der Stellen Hitopadesa *p*. 35. *l*. 12. und *p*. 54. *l*. 16., die Ihnen bloße Druckfehler scheinen, zu streichen, so habe ich nichts dagegen. Es müssen aber alsdann wegen der erstern §. 6. und 11. (ich kann die Seitenzahl der Abschrift nicht bestimmen) die Anführungen wegbleiben, und auch §. 10. die Worte: In diesen beiden Beispielen u. s. w. geändert werden. Wegen der zweiten Stelle müssen §. 10. die Worte: Ganz unmöglich aber — ein Gerundium gelten gänzlich wegbleiben, und die gleich darauf folgenden geändert werden. Ebenso die am Ende dieses Paragraphen, und im Anfange des folgenden müssen die Worte sowie wir — Participium erklären läßt gestrichen

werden, und es dann weiter heißen es gleichfalls Stellen giebt u. s. f.

Lassen Ew. Hochwohlgebohrnen diese beiden Citate aus dem Hitopadesa weg, so würde ich wünschen, daß Sie ihrer doch mit zwei Worten in einer Anmerkung gedächten, damit sie uns nicht von Andern als übergangen irgendwo wieder vorgebracht werden.

Sollten Sie hingegen dieselben im Text stehen lassen, und nur mit Anmerkungen begleiten, so seyn Sie so gütig §. 12. am Ende des Aufsatzes statt der Stelle Dem Sinn und der Bedeutung nach — dem Genius der Sprache folgende Worte zu setzen:

> Dem Sinn und der Bedeutung nach, sind alle diese Formen wirkliche Gerundien, und es ist weniger angemessen, sie als Participien betrachten zu wollen. Ich stütze jedoch diese Behauptung nicht gerade auf die wenigen, noch dazu zweifelhaften Stellen, welche der Participial-Erklärung ganz oder zum Theil widerstreben. Allein ich finde dieselbe bei allen, ohne Ausnahme, weniger natürlich, und dem Genius der Sprache entgegenlaufend.

In der Stelle *p.* 17. *l.* 4. 5. Hitopadesa stimme ich zwar Ew. Hochwohlgebohrnen darin vollkommen bei, daß a l l e freilich der Construction nach sowohl auf die Verbalform, als das Verbum geht, und daß dies auch im Ganzen dem Sinn anpassend ist. Indeß bezieht es sich doch, diesem letzteren nach, offenbar nothwendiger auf die erstere, und da nun auch der Instrumentalis im Text zunächst mit dieser verbunden ist, so weiß ich doch nicht, ob es gut gethan wäre, in der Uebersetzung die Sache umzukehren, und *sic decreto, a volucribus cunctis vultur necatus* zu setzen.

Hitopadesa *p.* 7. *l.* 2. dagegen scheint mir die Uebersetzung *quotiescunque surrexeris* überaus passend, und ich bitte Sie ja, dieselbe entweder dem Text einzuverleiben, oder in einer Note beizubringen.

Auch vergaß ich oben zu bemerken, daß ich Beispiel 29. §. 2. gar sehr den Ausdruck Gegenstände der Sinne statt Sinnlichkeit billige.

Es thut mir herzlich leid, Ew. Hochwohlgebohrnen noch soviele Mühe zu machen. Ich darf aber auf Ihre gütige Freundschaft hierbei zählen.

Meine Beispiele hätte ich gern auch aus andern Schriften gewählt. Allein es fehlt mir noch sehr an Belesenheit, und ich habe überdies diese Arbeit, den §. 7. ausgenommen, auf dem Lande gemacht, wo ich keine andern Bücher zur Hand hatte. Was Sie mir aber über die Correctheit des Bhagavad-Gita und der Gesetze des Manus sagen, wird mich bei künftigen Beschäftigungen ähnlicher Art leiten. Den erstern werde ich sehr gern auch schon im bloßen Abdruck sehen, ob ich gleich erst, wenn ich Ew. Hochwohlgebohrnen Zugaben empfange, ihn ganz zu verstehen hoffen darf.

Daß Ew. Hochwohlgebohrnen finden, daß der Seramporer Ramayana so sehr im Argen liegt, ist mir gewissermaßen eine Beruhigung gewesen, weil, ungeachtet der Leichtigkeit ganzer und großer Stellen, auf einmal wieder einzelne Verse mir bedeutende Schwierigkeiten entgegensetzen. Ich habe mit großer Befriedigung das von Ihnen Uebersetzte verglichen, und in den Stellen, wo Sie übersetzen wollten, die große Treue bewundert. Eine fortlaufende und ausführliche Angabe des Inhaltes des ganzen Gedichtes mit erläuternden Betrachtungen, und Nachbildung der schönen Stellen wäre doch ein sehr wünschenswürdiges

Geschenk. Nur keine Uebersetzung im Versmaß des Originals. Dabei entschädigt nichts für den immer übrig bleibenden Zwang, und da würde ich viel lieber eine prosaische vorziehen. Solange überhaupt noch so wenig Leute das Original lesen, kann eine Uebersetzung gar nicht zu wörtlich seyn, wenn sie dabei nur verständlich bleibt. Auch Ihre Lateinische Uebersetzung des Bhagavad-Gita richten Sie doch wohl recht wörtlich ein? Man muß wirklich fürs erste sehr an die Schwachen denken.

Von unserm gemeinschaftlichen Freunde Welcker habe ich auch gerade gestern einen Brief und Schwencks Andeutungen bekommen, aber noch nicht angesehen. Danken Sie ihm vorläufig dafür. Ich werde gewiß bald antworten. Allein ich gestehe, daß ich mit allen mythologischen Erklärungen noch so im Irren bin, daß ich noch nie habe mit mir selbst feststellen können, was ich z. B. von Creuzers Werk halten soll. Daß Griechen und Indier zusammengehören, beweist die Sprache unwiderleglich. Es muß daher auch wohl in Götterlehre und Philosopheme viel übergegangen seyn. Allein noch kenne ich kein Mittel, die Kluft, welche in der Geschichte die beiden Völker scheidet, auszufüllen. Es ist der Punkt, in dem das Geheimniß sogar unsrer ganzen heutigen Bildung liegt, der aber auch alle geschichtliche Forschung zur Verzweiflung bringt. Was die Verlegenheit noch vermehrt, ist — da weiß ich aber nicht, ob Sie mit mir übereinstimmen werden — nicht bloß die Verschiedenheit, sondern der totale Gegensatz nicht bloß Indischen und Griechischen Charakters und Geistes, sondern auch der beiden Sprachen, die mir nur diese auffallende Aehnlichkeit in Grammatik und Wurzeln zu haben scheinen, um uns mit der Erklärung ihres übrigen total abweichenden

Geistes desto ärger zu necken. Ich kenne wenig sich so unähnliche Dinge, als Homer und Ramayana oder Mahabharat. Will man aber Griechisch etymologisiren und nicht bloß im Kreis der eignen Sprache bleiben, so läßt sich ohne tiefe Kenntniß des Sanskrit nichts machen. Ueberhaupt komme ich immer mehr zu der Einsicht, daß ohne möglichst gründliches Sanskritstudium weder in der Sprachkunde, noch in der Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste zu thun ist.

Dabei fällt mir ein, daß ich Ew. Hochwohlgebohrnen sehr bitte, Ihre Bemerkung über *âsâdya* nicht zu unterdrücken. Die Etymologie von *sidera* ist mir auch dabei eingefallen. Ich sehe, Sie schreiben die Wurzel *shad*, und bitte Sie, mich zu verbessern, wenn Sie es für richtiger halten. Ich bin Forsters Grammatik gefolgt.

Remusats Chinesische Grammatik habe ich leider noch nicht gesehen, da mein Bruder jetzt nicht in Paris ist. Mir ist das Chinesische wichtig, weil eine aller Flexionen entbehrende Sprache die beste Stufe zum Uebergang zu den Amerikanischen ist. Ich habe mich bisher an Marshman gehalten. Er ist unausstehlich weitschweifig, allein doch sehr belehrend, und wirklich von tiefem Blicke. Ich bin begierig, ob Remusat ihm in der Lehre der Primitiva, die er außer den Schlüsseln annimmt, folgt.

Wäre ich nicht schon in meinem Aufsatz so weitläuftig gewesen, daß ich wenig Recht habe, mich über Marshman zu beschweren, so hätte ich der Aehnlichkeit der Verbalform in *twâ* mit der Arabischen Form *mesdor* (bei Sacy *noms d'action*) erwähnt. Sie kommen in sehr Vielem mit einander überein.

Grimms Grammatik habe ich leider viel zu wenig studirt. Es hängt damit zusammen, daß, wie ich zu meiner Schande gestehn muß, der Deutsche Sprachstamm mir gerade der unbekannteste ist. Die Einleitung aber habe ich mit großer Befriedigung gelesen.

Ich schließe hier und verharre mit der ausgezeichnetesten Hochachtung und herzlichsten Ergebenheit

der Ihrige,

Humboldt.

Ich vergaß, Ew. Hochwohlgebohrnen zu bitten, die 37. Anmerkung §. 12. meines Aufsatzes über die fernere Bearbeitung des Sanskrits ganz wegzulassen. Sie gehört da nicht hin, und man hat überdies ein Bengalisches Lexicon, was dem Bedürfniß, von dem ich darin spreche, sehr abhilft.

12. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 21sten December 1822.

Ew. Excellenz Schreiben vom 13ten des Monats ist mir gestern durch die Güte des Herrn Geheimen Rath Himly zugekommen, und ich versäume keinen Augenblick, um den richtigen Empfang zu melden. Alles soll genau nach Ew. Excellenz Aufträgen besorgt werden. Nur muß ich dabey noch mit einer Bitte beschwerlich fallen. Von meinem Briefe habe ich eine Abschrift zurückbehalten, von den Anmerkungen findet sich aber keine: ich habe es in der Eile versäumt, da ich die Sendung nicht gern länger zurückhalten wollte. Der Anblick der Stellen erinnert mich zwar wohl an meine Auslegungen und Vermuthungen, aber da Ew. Excellenz meine Bemerkungen

in der Form billigen, wie ich sie aufgeschrieben, so wird es sichrer seyn sie vor Augen zu haben. Ich wünsche daher das Blatt von meiner Hand, oder eine Abschrift, worin die Sanskrit-Wörter nur mit lateinischen Buchstaben eingefügt seyn dürften, zurückzuerhalten. Ich bitte tausendmal wegen der Mühe, die ich Ihnen verursache, um Verzeihung.

Sobald ich es möglich machen kann, soll das vierte Heft erscheinen. Zu allen den Arbeiten, welche die Ausführung meines Entwurfes erfodert, sollte ich wohl meine ganze Muße frey haben. Auch hat unser Ministerium bey Ertheilung des Auftrages mit dem Sanskrit die Zahl der zu haltenden Vorlesungen meinem Gutbefinden überlassen, aber ich habe bisher von dieser Vergünstigung noch gar keinen Gebrauch gemacht, theils weil ich Neigung zu mündlichen Vorträgen habe, theils auch weil ich mich der hiesigen Universität gern einigermaßen nützlich machen möchte. Und jede zum erstenmal gehaltne Vorlesung nimmt mir denn doch beträchtlich viel Zeit weg. Indessen sehe ich bald einer Erleichterung entgegen. Es ist mir gelungen, einen talentvollen Schüler zu finden, den ich mit völliger Zuversicht zum Vergleichen und Abschreiben von Handschriften werde brauchen können, und für den unser Ministerium mich ein Reise-Stipendium hoffen läßt. Diesen habe ich doch in 8 Monaten so weit gebracht, daß er nun den Ramayana mit Leichtigkeit liest und die Fehler des Textes recht gut unterscheidet. Ich hoffe zur Erleichterung des Studiums manches beyzutragen. Dieß muß geschehen theils durch eine kurzgefaßte Grammatik, dann durch auslegende Anmerkungen über schwierige Stellen. Ein verbessertes Lexicon wäre freylich eine Hauptsache: aber das ist eine ungeheure Arbeit, und es läßt sich erst

in Jahren daran denken. Ein ausführlicheres Wurzelwörterbuch könnte aber vor der Hand schon viel leisten.

Ich bin überzeugt, wenn der Zeitpunkt, wo Ew. Excellenz das Sanskrit angefangen, um ein paar Jahre später gefallen, und ich dabey gegenwärtig gewesen wäre, so hätte ich Ihnen die Hälfte der Mühseligkeiten ersparen können. Meine Belesenheit ist auch noch sehr gering; meine Methode war, dieselben Stücke immer wieder zu lesen, und nicht abzulassen bis ich entweder mit dem Verständniß, oder mit der Ursache des Nichtverstehens ganz im klaren war. Da darf kein Tüttelchen ohne die strengste Musterung vorbeygelassen werden. Wenn wir erst alle Schwierigkeiten des Leichten einsehen, dann werden wir für das Schwere gehörig gerüstet seyn. Wie sehr sich die ersten Herausgeber und Übersetzer mit dem Verstehen oft getäuscht haben, ist kaum zu glauben. Hier ist ein Beyspiel. Die Herausgeber des Hitôpadesa zu Serampore finden in ihrem Manuscript einen Vers, der an die Stelle eines andern in einem Distichon gesetzt zu werden bestimmt war, nebst der Randglosse: „Irgendwo in einer Handschrift findet sich diese Leseart“; sie rücken dieses alles in den Text, und drucken es wie Prosa, als ob es wahrlich der Kranich sagte. Ew. Excellenz können sich hievon mit eignen Augen überzeugen, die Stelle ist *pag.* 99, *lin.* 1. Wilkins läßt zwar die Randglosse weg, behält aber den Vers bey, der doch nur gelten sollte, im Fall der erste ausgemerzt würde. Noch lustiger ist folgendes in der Übersetzung des Hitôpadesa von Wilkins, Octav-Ausgabe von 1787, *pag.* 19:

Wisdom is of more consequence than strength. The want of it is a state of misery. The Dĕĕndĕĕmă proclaimeth this, sounding: The miserable are defeated.

Wer eine solche Sentenz, weder gehauen noch gestochen, an's Licht brachte, war gewiß keiner von den sieben Rischis. Aber nun vollends die Anmerkung:

> *Deendeema. A small drum, which it is supposed Seeva the destroying angel will sound on the last day, when all things are to be dissolved.*

Welch ein erhabenes Bild, das jüngste Gericht angekündigt durch eine Handtrommel! Ich gebe zu rathen, was im Original steht. Wörtlich folgendes:

> Besser als Stärke ist Klugheit, durch deren Mangel selbst Elephanten in solche Knechtschaft gerathen. Dieß verkündigt uns gleichsam mit ihrem Getöse die von dem Elephantenführer geschlagene Handtrommel.

nach welcher nämlich der Elephant im Takte gehen, oder gewissermaßen tanzen muß. *cf.* Hitop. *ed. of Lond. p.* 53, *l.* 11, 12. Doch ich theile Ew. Excellenz dieß nur im Vertrauen mit, denn man muß solche Dinge, besonders bey Wilkins, der nun ein Veteran ist, und sich doch um die Sache hoch verdient gemacht hat, mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Ich habe zu Anfange ein für allemal ein strenges Urtheil über das bisher geleistete ausgesprochen, was auch in Calcutta nach dem *Asiatic Journal* (1822 *July*) herbe genug empfunden worden ist. Man muß nun die *formes acerbes* bey Seite thun, und die bisherigen Versehen auf das glimpflichste berichtigen. Vor allen Dingen mag ich nur zusehen, wie ich durch meine eignen Arbeiten meine Befugniß zum Urtheilen rechtfertige. Denn ich kann gewiß seyn, sie werden mir dort auf den Dienst passen und mir nichts schenken.

Wie einem über eine oft gelesene Stelle doch endlich ein Licht aufgehen kann, davon ist mir noch heute ein Beyspiel vorgekommen. Ich las wegen der von Ihnen angeführten Stellen das 14te Capitel des Nalas im Zusammenhange. Immer hatte ich mich *sl.* 11, 1. an den Füßen der Schlange geärgert, Füßen in solcher Zahl als wäre von einem Kellerwurme die Rede, da doch die Schlange in ihrer eigentlichen Gestalt nur verkleinert sich als ein Ring um den Finger des Nalas gewunden hat. Aber ich mußte mich dazu bequemen, weil Bopps auf Glauben angenommene Erklärung mich verhindert hatte, die Stelle scharf ins Auge zu fassen. Nun sehe ich, daß *swâni* gar nicht auf die redende Schlange bezogen werden kann, und alles wird mir klar. Die Schlange sagt zum Nalas: „Gehe umher, und zähle die eignen Schritte, so viele dir beliebt!" — Der Gebrauch des *swa* ist hier zwar von dem des Lateinischen *suus* verschieden, aber das ist er oft. Wenn er nach Ihrer Methode an Beyspielen entwickelt würde, so bliebe, glaube ich, kein Zweifel mehr übrig. Ich wünsche die Meynung Ew. Excellenz über diese Auslegung zu erfahren.

Was Sie über die Mythologien der alten Völker und den unerforschten Zusammenhang ihrer Geschichte sagen, unterschreibe ich mit vollester Überzeugung. Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß mein Bruder im 3ten Band seiner Werke Creuzers Buch eine Grundlage der Alterthums-Wissenschaft nennt. Indessen halte ich es doch nicht für ganz unmöglich, etwas zuverlässiges über die vorhomerische Bildung der Griechen auszumitteln. Nur ist dabey die eigne Schwierigkeit, daß Homer, wiewohl er jene Vorzeit eigentlich in den Schatten gestellt hat, dennoch dabey unsre Hauptquelle seyn muß. Wir müssen gleichsam durch ihn hindurch-

schauen. Vossens Haupt-Argument gegen Creuzer: „was im Homer nicht ausdrücklich erwähnt wird, war auch gar nicht vorhanden", dünkt mir ein offenbarer Fehlschluß zu seyn. Ein Engländer Prichard hat versucht, die Brücke von Indien nach Aegypten zu bauen; Ritters Brücke von Indien nach Griechenland macht mir nur Schwindel, und mit einer Nebenbrücke von Aegypten nach Griechenland kann ich mich nicht behelfen, wenn sie auch wirklich dauerhaft gebaut werden könnte. Aber damit ist es noch nicht genug: die Brücke muß auch nach Italien und besonders nach Etrurien fortgeführt werden; und bloß den letzten Schwibbogen von Griechenland dort hinüberzuwölben, dazu kann ich mich keinesweges verstehen. Die Räthsel der alten Welt werden sobald noch nicht ausgehen, dafür ist gesorgt.

Der Ausspruch, daß ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in der Art Geschichte, welche damit zusammenhängt, etwas auszurichten sey, ist für mich von hohem Werth, und ich wünschte ihn mit Berufung auf Ihr Ansehen öffentlich wiederholen zu dürfen.

Bey der Schreibung der Wurzel *shad* habe ich bloß die Sitte der Indischen Grammatiker befolgt, in einigen Wurzeln, statt der dentalen Anfangsbuchstaben *s* und *n*, welche in der Conjugation vorkommen, die entsprechenden Cerebralen zu setzen. In der Einleitung zu Wilkins *Radicals* steht bloß die nackte Regel, noch dazu unvollkommen; in meinem Exemplare ist sie schriftlich ergänzt. Der Grund ist, wie ich glaube, folgender: Wenn der cerebrale Buchstabe geschrieben wird, so kommt er auch wieder zum Vorschein, sobald ein *praefixum* vorangeht, das etwas die Verwandlung begründendes enthält; der dentale Anfangsbuchstabe hingegen behauptet sich dessen ungeachtet. So heißt es zum

Beyspiel *sthâtuṃ*, aber *tishṭhati* und *adhishṭhânaṃ* von *shṭhâ;* dagegen *wistara* von *stṝ*, u. s. w..

Den Text des Bhagavad-Gîtâ werde ich mit nächster Gelegenheit an Herrn Geheimen Rath Himly senden, damit er Ew. Excellenz durch den Courier zukomme. Nur bitte ich, ihn nicht aus der Hand zu geben, da er noch nicht *publici iuris*. Dieses Buch ist in grammatischer Hinsicht ziemlich leicht, die Schwierigkeit liegt bloß in der philosophischen Bedeutung. Zudem ist die Übersetzung von Wilkins vorhanden, welche zwar keineswegs von Misverständnissen frey, aber doch weit besser als sein Hitôpadesa ist, weil er sie in Benares unter der Leitung brahmanischer Gelehrten verfertigt hat. Ich suche allerdings so treu als möglich zu übersetzen, aber die strenge Wörtlichkeit gebe ich auf, wenn es mit der Darstellung des ächten Sinnes und Nachdrucks der Sätze unvereinbar ist. Auch möchte ich gern ein menschliches Latein schreiben, und das ist schon schwer genug. Das Latein der Kirchenväter und Scholastiker zu Hülfe zu nehmen, mache ich mir kein Bedenken. Zuweilen ist das Paraphrasiren unvermeidlich. Wilkins hat die meisten technischen Ausdrücke der Indischen Philosophie beybehalten; aber das heißt nicht übersetzen. Wenn ich es möglich machen kann, sende ich Ew. Excellenz eine Probe, um Ihr Urtheil zu erfahren.

Daß der Genius der Indischen Sprache in ihrer entwickelten Gestalt ganz von dem der Griechischen verschieden ist, gebe ich gerne zu, allein ich finde es auch ganz natürlich. Die Griechische Bildung in Religion, Politik, Poesie, Kunst und Wissenschaft ist aus lauter successiven Emancipationen hervorgegangen, während in Indien das alte Gesetz mit strenger Consequenz durchgeführt ist. Dort

zeigt sich das stationäre, hier das progressive Prinzip in seiner höchsten Energie.

Was mir Ew. Excellenz über die Nachbildung aus dem Ramayana sagen, gereicht mir zur größten Freude. Die Arbeit an dem Ganzen, wie Sie selbige vorzeichnen, hat Chézy seit Jahren unternommen, freylich nach dem Maaßstabe seines Nationalgeschmacks. Ich habe ihn oft genug im Scherz und Ernst zur Herausgabe getrieben, aber seine Hypochondrie und wirkliche oder eingebildete Kränklichkeit läßt ihn zu keinem Entschluß kommen. Dadurch ist der wackre und talentvolle Mann nun in eine peinliche Lage gerathen: das fortschreitende Studium wächst ihm über den Kopf, und jede neue Bekanntmachung ängstigt ihn, als hätte man ihm etwas vorweg genommen. Er genießt doch vor uns andern den Vortheil, tagtäglich über den Manuscripten sitzen zu können.

Das Übersetzen im Sylbenmaaß des Originals könnte meines Erachtens bey Sentenzen angebracht werden, um ihre wahre Gliederung und Concinnität fühlbar zu machen.

Ew. Excellenz scheinen nur die erste Ausgabe von Grimms Grammatik zur Hand gehabt zu haben, denn bey der zweyten völlig umgearbeiteten ist keine Einleitung. Ich schätze diese Arbeiten so hoch, wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen, bey einer durchgeführten Idee im Ganzen. Er hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. — Ich werde es mir um so mehr zum angelegnen Geschäft machen, dieß öffentlich anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologien *à la* Kanne sehr hart mit ihm umgegangen bin. Die Familiengeschichte des Deutschen Sprachstammes scheint mir besonders deswegen so wichtig,

weil sie durch 14 Jahrhunderte hindurch den Beweis liefert, daß Flexionssprachen, wofern sie nicht durch künstliche Mittel fixirt werden, sich mit dem Fortgange der Zeit, grammatisch betrachtet, nicht bilden sondern entbilden, indem das verlohrne Organische immerfort nur durch Mechanisches ersetzt wird; daß also das in jener Art ursprünglich vorhandene einer ganz andern Epoche und Gestaltung des menschlichen Geistes angehört.

Dieß sollte nicht für einen Brief gelten, sondern nur ein dankbar ausgestellter Empfangschein seyn. Indessen da die Stunde der am nächsten Tage nach Ankunft Ihres Briefes abgehenden Post einmal versäumt war, so konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, Ew. Excellenz wissenschaftlich etwas vorzuschwatzen. Was würde es erst seyn, wenn ich das Glück hätte, mündliche Mittheilungen über Ihre weit umfassenden Forschungen vornehmen zu können! — Den Druck meines 4ten Heftes darf ich erst dann anfangen, wann ich gewiß bin, bis zum Schlusse ununterbrochen fortfahren zu können; das Blatt mit den Bemerkungen kann in etwa 3 Wochen wieder hier seyn, wird also zeitig genug eintreffen. Auf allen Fall könnte ich es aus dem Gedächtnisse ergänzen.

Ich bitte Ew. Excellenz die Versicherung der unbegränzten Ergebenheit und Verehrung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Excellenz

unterthänig gehorsamster

Bonn den 23sten December 1822. AWvSchlegel.

18. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 30. December, 1822.

Ich schicke Ew. Hochwohlgebohrnen anliegend die Bemerkungen, welche eine Beilage Ihres vorletzten Schreibens ausmachten. Ich habe mir den Inhalt derselben für mich excerpirt. Es wird mich sehr freuen, wenn Sie den Anfang meines Aufsatzes im 4. Heft Ihrer Bibliothek wollen abdrucken lassen. Ihren letzten gütigen Brief vom 21sten erlauben Sie mir wohl auch, wenn gleich nur kurz, auf der Stelle zu beantworten.

Daß Sie der Universität regelmäßig Ihre Vorlesungen widmen, ist gewiß sehr schön, und wieviel Antheil ich auch an Ihren Indischen Studien nehme, so kann ich nicht wünschen, daß es anders seyn möchte. Ein Mann von Ihrem Geiste, von solchem Umfange vielseitiger Gelehrsamkeit, und einer so bestimmt auf das Philosophische und Dichterische hingewandten Richtung darf sich nicht zu sehr in das bloß philologische Studium Einer Sprache, und noch dazu einer solchen einschließen, die noch gar manches mechanisches Treiben fordert. Es war mir schon oft erfreulich von jungen Leuten, die aus Bonn zurückkehrten, zu hören, welcher lebhafte Antheil an Ihren Vorlesungen dort allgemein herrscht, und wie wohlthätig Sie dadurch auf den Geist und die Richtung der Studirenden einwirken. Sehr schön ist es, daß Sie schon einen zum Abschreiben von Handschriften tüchtigen Schüler gebildet haben. Soviel, als möglich, Handschriften abschreiben, ist jetzt eine Hauptsache, und bei der Vortreflichkeit und Lesbarkeit des Devanagari müßte es selbst einem, der wenig wüßte, aber nur genau wäre, nicht schwer fallen. Nur hörte ich

freilich in London manchmal sagen, daß man, um neue und wichtige Lesarten zu finden, vorzüglich die Handschriften in Bengalischer Schrift aufsuchen muß.

Die Handtrommelstelle im Hitopadesa (Londner Edition 53, 11, 12.) hat mich sehr lachen gemacht. Sie übersetzen das Ende des ersten Verses: durch deren Mangel selbst Elephanten in solche Knechtschaft gerathen. Allein, nicht wahr, Sie meynen damit auch, daß eine ganz wörtliche Uebersetzung nur seyn würde: (in) welcher (d. h. der Klugheit) Mangel jener der Zustand der Elephanten (ist.) Der *locativus* kann, dünkt mich, hier ganz eigentlich genommen werden, obgleich man auch das Participium des *verbum substantivum* ergänzen und ihn so zum *locativus absolutus* machen könnte.

Ueber die Stelle im Nalas weiß ich doch nicht, ob ich Ihrer Meynung beipflichten möchte. Was *swâni* betrift, so glaube ich zwar, daß es ebensowohl „Deine“ heißen könnte, obgleich mir auch dies nicht ganz ausgemacht ist. Es ist in sich „selbst, eigen“, und insofern, wie auch *âtman* auf alle drei Personen verwendbar. Dies hat auch Bopp (Nalus Anmerkung 115.) bemerkt. Wenn nun einer zum andern spricht, so wird es die 1. oder 2. Person, je nachdem man es strenge auf die eine, oder andre bezieht. Nalas XII. 56. a. ist es in einem ganz ähnlichen Fall die 2. Person. Allein da ist kein Misverstand möglich. Es fragt sich also nur, ob, wo Misverstand denkbar ist, der Sprachgebrauch dies Pronomen beständig auf die redende, oder auf die angeredete Person bezieht, oder ob er wechselt. Hierauf müßte man Acht geben. Natürlicher und nach allgemeiner Logik richtiger bleibt immer das Erste, und darum würde ich es auch im zweifelhaften Fall annehmen. Doch kann

sich auch der Redende in die Stelle der angeredeten Person versetzen. In der besondern Stelle nun scheinen mir für Bopps Erklärung folgende Gründe zu sprechen: 1., die Beziehung von *swâni* auf die Schlange, als redende Person, ist immer die natürlichere. 2., es scheint mir auch kein triftiger Grund da, von ihr abzugehen. Die Schlangen haben zwar keine Füße. Allein dies ist eine Schlange besondrer Art. Dies sagt sie selbst *sl.* 8. a. In *sl.* 4. a. ist sogar von ihren Händen die Rede, und wenn man auch dies metaphorisch nehmen kann, so möchte dies doch *sl.* 7. a. nicht füglich angehen, wo sie ausdrücklich sagt, daß sie keinen Fuß vor den andern setzen kann. Hier hilft es auch nicht, an Schritte zu denken; denn Schlangen schreiten auch nicht. *Sl.* 13. nimmt die Schlange gar Nalus Gestalt an. Denn Sie meynen doch auch, daß *swa* dort sich mit *âtmânam* in der Zeile vorher nur auf die nemliche Person beziehen kann? 3., scheint mir das Zählen der Füße sogar hier passender, als der Schritte. Sie gehen in der Luft und erheben sich sogar, da ist eigentlich nicht von Schritten die Rede, heißt aber *pada* auch wirklich Schritt? Wilson sagt nur *footstep*, wovon in der Luft noch weniger die Rede ist. Auf *gachha sl.* 11. a. kann man kein besondres Gewicht legen, als zeigte es bestimmt: gehen, schreiten an. Es steht auch *sl.* 8. wo doch unfehlbar vom Erheben die Rede ist. 4., Die ganze Stelle vom Carcotacus hat mir immer sehr sonderbar geschienen. Sie bezieht sich auf die Erzählung der Verzauberung des Carcotacus durch Narada; ich weiß nun nicht, ob diese in schon herausgegebnen Gedichten befindlich ist. Allein solange sie unbekannt ist, scheint es mir noch bedenklicher, von der ganz wörtlichen Erklärung der Stelle abzugehen. Wüßten wir, welche

Bewandniß es mit jener Verzauberung gehabt hätte, so würden vielleicht die Füße, trotz der Schlangennatur, ganz natürlich, ja vielleicht nothwendig erscheinen.

Daß Sie recht bald etwas über die Unentbehrlichkeit des Sanskrits bei Untersuchungen, die über Homer hinausgehen sollen, und über die gänzliche Unzuläßlichkeit alles Etymologisirens im Griechischen und Lateinischen, ohne die Kenntniß des AltIndischen, sagten, wünsche ich ungemein, und wollen Sie mich dabei citiren, so soll es mich sehr freuen. Es ist wirklich Zeit diesem etymologisirenden, rathenden und im Blinden tappenden Unfug ein Ende zu machen. Ich habe noch neulich, in einem Briefe an Welcker, dem guten Schwenck, und seiner Behauptung, daß die Götternamen alle nur aus der Griechischen Sprache zu etymologisiren sind, Ihre Ableitung des Vulcan, wie ein Medusenhaupt, entgegengehalten. Sie ist schlagend, und wirklich vortreflich. Ist Ihnen denn wohl das Unternehmen des HErrn Kuithan bekannt, dem ὂχ ἄριστος der hocherste ganz geradezu ist? Er wollte mir die Ehre erzeigen, mich sogar an die Spitze zu stellen. Ich habe ihm aber meinen ordentlichen Abscheu vor solchen Ableitungen zu erkennen gegeben.

Dem Text des Bhagavad Gita werde ich mit Vergnügen entgegensehen, und [ihn] nicht aus der Hand geben. Ich dächte aber gehört zu haben, daß er schon hier auf der öffentlichen Bibliothek sey. Er mag also wohl auch schon ausgegeben worden seyn. Die Uebersetzung richten Sie doch ja so wörtlich, als möglich, ein, und seyn Sie nicht zu besorgt wegen des Lateinischen. Das Indische ist hier die Hauptsache. Ich weiß, was ich dem Nalas, gegen dessen Latein sich allerdings viel sagen läßt, verdanke. Ich habe schlechterdings aus ihm Sanskrit gelernt. Denn ich habe,

bis ich ihn ganz durchgelesen hatte, gar keinen mündlichen Unterricht gehabt. Wollten Sie nicht auch ein kleines Wortregister und eins der grammatikalischen Merkwürdigkeiten damit verbinden? In das erstere würde ich nur die Wörter aufnehmen, die, dem großen Wörterbuch nach, so vielfacher Bedeutung sind, vorzüglich aber die mit Praepositionen verbundenen Verba, wo sie die Wurzelbedeutung ändern. Dies ist eine sehr ernsthafte Schwierigkeit beim Lesen. Sie können sagen, daß die Uebersetzung das Register unnütz macht. Allein dies ist doch nicht der Fall. Man vergleicht gern die verschiednen Stellen, wo ein Wort vorkommt. Ohne solche Register bei einzelnen Ausgaben ist das künftige Zusammentragen eines ordentlichen Wörterbuchs kaum möglich. Die Mühe aber würde für Sie sehr klein seyn, da das Ordnen ins Alphabet füglich ein andrer machen kann. In dem grammatischen Register würde ich die seltnen Formen: 3. praet. precat. infin. pass. u. s. f., dann die Abweichungen von der gewöhnlichen Bedeutung der *casus* oder den gewöhnlichen grammatischen Regeln, den Gebrauch des *swa* und solche Einzelheiten erwarten. Es kostet gar keine Mühe, bei der Bearbeitung so etwas zugleich anzumerken, und gewährt, wenn man die einzelnen Fälle zusammen übersehen kann, großen Nutzen, ja manchmal ganz neue Ansichten.

Die Einleitung, von der ich sprach, ist wirklich nur vor der 1. Auflage der Grimmischen Grammatik, allein ich empfehle sie Ew. Hochwohlgebohrnen. Ich kenne vielleicht nichts so Geistvolles, was allgemein über Sprache geschrieben ist. Die Flexionen des Deutschen Sprachstammes so viele Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, ist allerdings ungemein wichtig. Allein die Folgerung, die Sie aus dieser Erscheinung

zu ziehn scheinen, möchte ich nicht ganz zugeben. Es scheint mir daraus noch gar nicht zu folgen, daß der Flexionszustand der ursprüngliche war. Darin bin ich noch voller Zweifel. Sie reden von „Flexionssprachen“, für mich aber bedarf es noch einer ganz neuen, und viel tiefern Untersuchung, als man bisher angestellt hat, ehe ich wagen würde, einen solchen Ausdruck zu brauchen. Mein jetziges Glaubensbekenntniß darüber ist dies. In den Sprachen, wie wir sie jetzt kennen, liegt kein solcher Unterschied, daß in einer gar keine Agglutination, in einer gar keine Flexion wäre. In der rohesten Amerikanischen Sprache finden sich, und gar nicht einzeln, sondern in bedeutender Zahl, Fälle, die man mit eben dem Recht für Flexion halten muß, als z. B. die Verbal Endungen des Indischen. Wo nun jetzt Agglutination ist, hätte sie in Flexion übergehen können, wo diese jetzt ist, kann sie Agglutination gewesen seyn. Ich bin aber ganz überzeugt, daß sich dies nicht historisch ausmachen läßt, d. h. daß sich nicht überzeugend nachweisen läßt, daß die Flexionen, auch nur zum größten Theil, anfangs agglutinirt waren. Indeß erhebt man dagegen auch bisweilen Argumente, die mich nicht überzeugen. So schrieben mir Ew. Hochwohlgebohrnen einmal, die Verbal Endungen könnten nicht Pronomina seyn, da sich das Pronomen am spätesten ausbilde. In unsrer Theorie, selbst bei Bernhardi, erinnere ich mich auch solche Dinge über die successive Entstehung der Redetheile gelesen zu haben. Ich glaube aber daran nicht. Die Grammatik entsteht allerdings successiv, eine vollkommnere, nach einer unvollkommneren, allein sie ist immer ganz, es folgt nicht ein Redetheil nach dem andern. Das widerspricht aller Ansicht, die ich von der Sprache überhaupt habe. Man hat, als Beispiele, schwerlich mehr ur-

sprüngliche Sprachen, als die Amerikanischen, und in allen spielt das Pronomen die Hauptrolle, und die Entstehung des Verbum durch dasselbe ist darin klar und unbestreitbar. Dennoch kann, dünkt mich, jene Frage, ob irgend eine Sprache, mit Flexion, angefangen hat? nur nach allgemeinem Raisonnement entschieden werden. Da kann ich nun zuerst in die Idee Ihres Herrn Bruders von Völkern, die gleichsam mit über- oder wenigstens mit hochmenschlichen, nicht bloß Fähigkeiten, sondern Erzeugnissen derselben, wie Sprachen sind, aufgetreten sind, nicht eingehen. Sie schneidet, wie jede andre Verkündigung von einem Wunder, alle wissenschaftliche Untersuchung ab, ist aber selbst nur ein Postulat der Vernunft. Es scheint mir damit zu seyn, wie mit Creuzers Ausgehen von dem Glauben an Einen Gott. Mir scheint es vielmehr natürlich, daß es zuerst in der Sprache (nicht in dem Kopf der Redenden, wo sie immer auf irgend eine Weise seyn muß) keine Grammatik gab, d. h. keine, in sich bedeutungslosen Zeichen für das grammatisch Formelle. Lauter Wörter mit materieller Bedeutung standen neben einander, wie in der Schriftsprache der Chinesen. Daraus wurden, der Regel nach, die meisten nachherigen Flexionen. In dem Uebergange zu diesen liegen alle mir bekannte Amerikanische Sprachen mit verschiednen Fortschritten zu diesem Ziele. Indeß gebe ich zwei Ausnahmen zu, und darin möchte meine Meynung sich von der bisher darüber gehegten unterscheiden. 1. Ich glaube allerdings, daß es einzelne auch ganz ursprüngliche Flexionen geben kann, d. h. in Fällen, wo ein einzelner Buchstabe, ein Accent, der natürlichen Vorstellung nach, einer grammatischen Form so entspricht, daß auch die roheste Phantasie die Analogie leicht auffindet. Als Beispiel lassen Sie mich anführen, daß

in einigen Amerikanischen Sprachen die länger vergangene Zeit mit einer Pause gegen die kürzer verflossene ausgesprochen wird, daß noch heute im Englischen, wo Verbum und Substantiv gleichlautend sind, das immer seinem Régime zueilende Verbum den Accent auf die letzte, das Substantiv auf die vorletzte Silbe setzt, *présent presént.* Denn die Schwierigkeit, mit der Phantasie passende Analogieen zwischen den grammatischen Begriffen und ihren Lautzeichen zu finden, ist es vorzüglich, die mich gegen das System ursprünglicher Flexionen einnimmt. Wenn z. B. der Begriff des Locativus auszudrücken ist, so giebt es dazu zwei Wege: man erfindet einen Laut zum Ausdruck dieses Begriffes (ursprüngliche Flexion) oder man symbolisirt den Begriff, der formell ist, in einen Gegenstand, und braucht das Zeichen dieses Gegenstandes z. B. Feld Ort für *campo* (Ursprung durch Agglutination). Solange man nun, was ich immer wiederholen muß, nicht durch Wunder, sondern menschlich und geschichtlich erklären will, ist im Allgemeinen für mich die letztere beider Erklärungen allein annehmbar. Zwischen Gegenstandswörtern und den Lautzeichen ist immer eine Phantasiebeziehung zu finden, auch sind die Gegenstände (d. h. die ursprünglich zu bezeichnenden) unmittelbar und mittelbar unter den Sinnen und zeigbar, wie aber steht es da mit den grammatischen Begriffen? 2. Nun aber glaube ich gar nicht, daß der Uebergang zu Flexionen überall auf gleiche Weise, und noch weniger, daß er überall nur durch die Zeit geschehen ist, daß die vollkommene Sprache nur eine jüngere ist. Das wäre eine schreckliche Idee. Die Güte einer Sprache in ihrer Bildung hängt von der Güte der Nation ab, die sie spricht, und da kommt es bloß auf zwei Dinge an, auf die Lust am vielen und wohltönenden

Sprechen (woher ich vorzüglich die Treflichkeit der Griechischen ableite) und auf die Fähigkeit und Neigung zum formellen Denken. Dazu braucht eine Nation gar nicht philosophisch gestimmt zu seyn, sie braucht nur Lust an Tönen, und an witzigen, lieblichen, oder spielenden Gedanken zu finden, was sich beides in der Poesie vereinigt. Ist nun eine Nation so gestimmt, so verliert das Grammatische bald seine Materie, oder vielmehr es hört das Aneinanderreihen von Wörtern, die man sich alle, als Gegenstände denkt, auf, und die Grammatik, die bisher nur in den Köpfen war, steigt in die Sprache hinab. Eine solche Nation macht also den Uebergang zu Flexionen schneller. Aber das ist bei Weitem nicht Alles. Sind einmal auf diesem Wege Flexionen entstanden, und als solche gebraucht worden, so ist eine Analogie da, an der man weiter fortgehn kann, und so können nun aus den vorhandnen Flexionen neue und mehr, als wirklich ursprüngliche Flexionen, da ja ohne materielle Bedeutung, entstehen. Ob man hiervon wird Beispiele angeben können, ist mir sehr zweifelhaft. Aber die Sache scheint mir evident, und schon die bloße Möglichkeit muß das Bestreben, alle Flexionen einer Sprache auflösen zu wollen, bedenklich machen. Ueber dies Bestreben ist meine Meynung, daß es zwar sehr heilsam ist, und daß man überall versuchen muß, wo man analysiren und einen Agglutinationsursprung auffinden kann, daß man aber nur dasjenige für wirklich analysirt halten muß, was wahre Evidenz mit sich führt. In allen Sprachen nehme ich einen Punkt an, wo die Organisation vollendet ist, und das Grammatische nun nicht mehr wesentliche Aenderungen erfährt. Bis zu diesem Punkt giebt es meiner Meynung nach ein Aufsteigen von der Agglutination zur Flexion. In diese Periode setze

ich die Amerikanischen Sprachen. Erleiden aber diese Sprachen weiter Veränderungen, Uebergänge in Abarten, so entsteht nun ein Herabsteigen von der Flexion, jedoch nicht zur Agglutination, sondern zur scheinbaren Entbehrung der grammatischen Form. In diese Periode fällt nun die Geschichte des Deutschen Sprachstamms. Daß die sichtbar agglutinirenden Sprachen zu den frühen gehören, ist, dünkt mich, klar. Ob aber das Verschmähen der Grammatik der Chinesischen nicht vielleicht einem alternden über alle Casus und Verbal Endungen blazirtseyn zuzuschreiben ist, möchte ich nicht entscheiden.

Was Ihr Herr Bruder sich in seinem sonst sehr geistreichen Werk über Indien unter dem Entfalten der Wortformen aus ihren Wurzeln gedacht hat, das er der Agglutination entgegenstellt, habe ich mir nie vollkommen deutlich machen können. Die meisten Wortformen bestehen im Sanskrit gegen ihre Wurzeln durch Zusätze, was schon die Kürze der Wurzeln, gegen sie genommen, beweist. Hat er die Vocalveränderungen gemeynt, so bestimmen sie selten einzelne Wortformen, sondern begleiten immer ganze Classen von Flexionen. Dies ist, was ich jetzt über diesen Punkt meyne. Ich will aber meine Untersuchungen fortsetzen, und denke meine Ansicht erst in meiner Darstellung der Amerikanischen Sprachen vollständig zu entwickeln. — Ich bin so ausführlich geworden, daß ich nun auch schlechterdings keinen neuen Bogen anfangen will, und bitte Sie, die Versichrung meiner herzlichsten und hochachtungsvollsten Freundschaft anzunehmen.

H.

14. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 3. Januar, 1823.

Ew. Hochwohlgebohrnen bedürfen gewiß keiner Entschuldigung, wenn Sie mir recht oft schreiben. Nichts könnte mir angenehmer seyn, als diese belehrenden Mittheilungen über Gegenstände, die für uns beide ein gleich großes Interesse haben. Ich muß nur von meiner Seite wünschen, daß Sie nicht ermüden mögen, Sich mit meinen, noch mancher berichtigender Bestimmung erfordernden Behauptungen zu beschäftigen.

Ich beantworte Punkt für Punkt Ew. Hochwohlgebohrnen neuliche Bemerkungen, die ich zugleich diesem Briefe wieder beifüge.

1.

Ich bin es vollkommen zufrieden, wenn Ew. Hochwohlgebohrnen die gefalteten Hände an die Stelle der gehölten setzen wollen. Ich habe bei dieser und ähnlichen wörtlichen Uebersetzungen immer nur die Absicht, den Leser auf die fremde Sitte aufmerksam zu machen. Aber gehölt ist doch nicht genau. Denn in *aṇjali* liegt die Hölung durch Zusammenlegung, oder Faltung.

2.

yudhyatê mag an der Stelle, welche ich citire, wohl durch „er kämpft“ übersetzt werden müssen. Ich habe das Citat aus Forsters Grammatik *p.* 463. (wo keine Uebersetzung hinzugefügt ist) genommen. In meiner dürftigen Belesenheit ist mir noch nie ein repetitives indeclinables Participium vorgekommen. Es fehlen zwischen den beiden Wörtern vermuthlich andre, wie Forster sogar durch einen Strich

andeutet, und in diesen kann das Subject enthalten seyn. Der Mangel eines Subjects hat mich zur passiven Uebersetzung bewogen. Diese aber halte ich auch nicht für falsch. Wenn ein Verbum der 4. Conjugation bloß in der *parasmaipadi* Form üblich ist, so erkennt man sein Passivum sogleich an der entgegengesetzten Form. Wo aber beide Formen üblich sind, oder gar, wie bei *yudh* nur die *atmanêpadi*, da, glaube ich, läßt sich das Passivum vom Activum nicht an der Wortform, sondern nur an der Construction unterscheiden. Dies scheint auch Wilkins anzunehmen. Denn *p.* 394. der Grammatik ist ihm *budhyatê* 3. pass. und in den *Radicals p.* 92. 3. act. In den 6 letzten *tempora* (ob ich gleich gestehe, daß ich in diesen das Passivum nur aus den Grammatiken, nicht aus Büchern kenne) unterscheidet sich ja das Passivum nur in höchst wenigen Fällen vom Activum. Meines Erachtens ist daher das Passivum vom Activum und Medium (da die *parasmaipadi* Form beide umfaßt) bei weitem nicht immer im Sanskrit an der Wortform erkennbar. Dasselbe ist häufig auch im Griechischen und im Lateinischen, wenn man die Deponentia beachtet, der Fall. Ich würde daher auch in einer Sanskrit Grammatik diese ganze Lehre anders behandeln. Ich halte es für ganz unstatthaft, das *ya* als Charakteristik des Passivums anzugeben. Denn es begleitet das Passivum nur in den ersten 4 *tempora*, ist auch in diesen nicht sein einziges Merkmal, und ist, wenn man das *y* der 4. Conjugation mit dem Vorschlags-*a* der ersten, deren Endungen die 4te annimmt, zusammenfaßt, auch Characteristik der 4ten Conjugation activi und medii. Ich würde sagen: das Verbum hat zwei Formen, für die man am besten die Indischen Namen beibehält. Das Activum kann beide annehmen, wo

dann die Fälle anzugeben sind. Das Medium und Passivum können nur in der andern erscheinen, und diese Form also, als nothwendig und ohne Ausnahme geboten, ist des Passivums wahre Characteristik gegen das Activum. Vom Medium unterscheidet es sich dadurch, daß das Medium in den Wurzelveränderungen dem Activum folgt, das Passivum dagegen diese und diese Eigenheiten in diesen und diesen Fällen hat. Zu diesen letztern gehört dann das *ya*.

In meinem Aufsatz habe ich gar nichts dagegen, wenn Ew. Hochwohlgebohrnen „er kämpft" substituiren. Noch lieber aber wäre es mir, wenn Sie nicht änderten, aber eine Anmerkung über das Passivum der 4. Conjugation und überhaupt hinzufügten, die alsdann auch meine eben ausgesprochene Meynung berichtigen, oder mich in derselben bestätigen würde. Ich schreibe meinem Aufsatz wirklich kein andres Verdienst zu, als solche Fragen unter denen, die sich jetzt mit Sanskrit beschäftigen, zur Sprache zu bringen.

Zugleich wünschte ich wohl, daß, wenn Ew. Hochwohlgebohrnen andre Beispiele vom repetitiven indeclinablen Participium vorgekommen wären, Sie sie hinzufügten.

3.

Ich danke Ew. Hochwohlgebohrnen ungemein, daß Sie mich auf die zu große Unbestimmtheit der Stelle:

Denn das Adverbium wird auch sonst durch den Accusativ eines Nomens dargestellt. Nalas. XIII. 50. XV. 19.

aufmerksam gemacht haben. Ich bitte Sie, dieselbe auszustreichen, und folgende Abänderung aufzunehmen:

Im Griechischen, auf dessen Analogie man sich wohl mit Recht im Sanskrit berufen kann, werden Accusative

von Substantiven und Adjectiven unverkennbar als Adverbia gebraucht. Ich erinnere deshalb nur an *τάχος, τέλος, τὴν πρώτην, τὴν ταχίστην*. Im Sanskrit kommen sehr häufig *nimittam* und *artham* also vor. Ramayana. Buch I. Abschnitt 53. *sl.* 29. 40. a. und 22. a. Ob auch andre Substantiva? wage ich nur darum nicht zu entscheiden, weil ich die Behauptung in diesem Augenblick nicht mit Stellen zu belegen wüßte. Daß das Neutrum der Adjectiva adverbialisch genommen wird, ist nichts weniger, als ungewöhnlich. Nalas. XV. 19. Ramayana a. a. O. 2. a. 3. a. Dies Neutrum kann nun zwar ebensowohl Nominativus, als Accusativus seyn; die adverbialische Geltung kann aber, nach allgemeinen grammatischen Gründen, wohl nur einem Casus obliquus zugeschrieben werden. Endlich haben viele Indische Adverbia die Accusativendung *am* und von mehreren unter diesen findet sich zugleich die von allem Casuszeichen entblößte Form. So sind *aniśam*, *abhîkshnam*, *awaśyam* und andre mehr. Gleichfalls adverbialisch muß, glaube ich, der Gebrauch u. s. f.

Da die Ansicht des Accusativus als Adverbium meiner ganzen Erklärung der indeclinabeln Formen sehr wesentlich ist, so kann ich mich, da ich sie wirklich für richtig halte, nicht entschließen, sie aufzugeben, sondern habe sie nur näher bestimmt. Ich möchte wetten, daß ich andre Substantiva, auf gleiche Weise gebraucht, gefunden hätte, namentlich *sukham*, da ich aber die Stellen leider nicht angemerkt, so ist es mir unmöglich, sie anzugeben. Ew. Hochwohlgebohrnen scheinen zu meynen, daß das adverbialisch gesetzte Neutrum des Adjectivums bald Nominativus bald Accusativus seyn könne, je nachdem es sich auf ein

Subject, oder Object beziehen solle. Allein dieser Meynung könnte ich nicht beistimmen. Sollte ich auch wirklich Unrecht haben, es immer für einen Accusativ zu halten, und sollte es vielmehr der Nominativ seyn, so könnte jener Umstand, meines Erachtens, gar keinen Einfluß darauf haben. Denn der wesentliche Charakter des Adverbium ist seine Indeclinabilitaet. Vermöge dieser kann es sich unmittelbar immer nur an ein Verbum oder Adjectivum, an ein Substantivum aber immer nur vermittelst eines ausgelassenen Verbum oder Adjectivum anschließen. Es nimmt daher nie die Form des Nomen an, zu dem es gehört, und kann darin, daß das Nomen als Subject im Nominativ oder als Object im Accusativ steht, keine Veranlassung finden, die seinige zu verändern. Will man das Adverbium, unmittelbar und ohne Ellipse, an ein Substantivum anschließen, so bleibt nichts übrig, als es in ein Adjectivum zu verwandeln, so wie die Griechen es thun, *εὗδον παννύχιοι, δευτεραῖος ἀφίκετο* u. s. f. Mir scheinen die *adverbialiter* gebrauchten Neutra der Adjectiva in allen Sprachen wirklich nur Accusative seyn zu können. Der Nominativus geht nicht füglich in eine solche Verbindung ein. Der Accusativ kann, obgleich ich dies nicht für nothwendig halte, sogar durch eine ausgelassene Praeposition erklärt werden. Ich habe aber jetzt nichts darüber finden können, und weiß nicht ob Grammatiker die Frage erhoben, und wie entschieden haben. Sehr für mich sprechen die Beispiele von *τήν πρώτην, ταχίστην* u. s. f.

Die Stelle Nalas XIII. 50. b. habe ich, da sie wohl zweifelhaft scheinen kann, ausgelassen. Ew. Hochwohlgebohrnen Auslegung und Lesung ist sehr scharfsinnig. Nur bleibt doch auch eine bedeutende Härte in der Con-

struction zurück. Uebrigens aber haben Sie Bopp in zwei Punkten unstreitig misverstanden. Er hat bei *tâdṛigrûpam* auf keine Weise an ein *awyayîbhâwa* gedacht. Dies setzt immer eine wirkliche indeclinable Partikel voraus, dergleichen ja gar nicht im Worte vorhanden ist. Er nimmt dasselbe vielmehr für das Neutrum eines *bahuwrihi.* Dann construirt er es auch gar nicht mit *paśyâmi* zusammen, und hat deshalb hinter *tali-formaque* ein Komma gesetzt. Er bezieht das adverbialisch genommene Wort vielmehr auf *widyôtayati* und folglich auf das Subject dieses Verbum. *paśyâmi* steht, nach ihm, allein in einem Zwischensatz. Allein auch diese Construction ist sehr hart, so daß ich nicht wagen möchte, über die Sache etwas zu entscheiden.

Ungeachtet meiner Abänderung der obigen Stelle weiß ich dennoch nicht, ob Ew. Hochwohlgebohrnen damit übereinstimmen werden. Ich wünschte daher sehr, Sie widmeten, bei dem Abdruck, Ihrer Meynung eine eigne Anmerkung. Nur das muß ich wiederholen, daß weder Bopp, als er die Behauptung im Nalas aufstellte, noch ich, als ich sie von da, wie das Citat zeigt, entlehnte, dabei an die Composita dachten, von denen Wilkins *p.* 556. spricht. Diese gehören zu einer ganz andern Gattung von Wörtern, da sie ihre Adverbialnatur von einem wirklichen, in ihnen enthaltenen Indeclinabile hernehmen. Die indeclinablen Composita mit *akshi* leitet Wilkins allerdings von diesem letzten Substantiv ab. Allein sie könnten auch, ohne in diese Classe der Composita zu gehören, bloß Neutra der Adjectiva dreier Endungen seyn, welche es von allen diesen Compositis giebt, und die Wilson ausdrücklich anführt. Wunderbar ist es, daß Wilson in diesen Artikeln die Ableitung von *aksha* macht, und diesem bei *pratyaksha* die Bedeutung *an organ*

of sense giebt, da er doch bei dem Artikel *aksha* selbst diese nicht, sondern nur *the soul* hat. *aksha* und *akshi* sind vermuthlich ursprünglich nicht unterschieden gewesen, und ich glaube daher, man könnte die ganze Regel Wilkins *nr.* 1068. füglich entbehren.

4.

In Anmerkung 36. habe ich nicht sagen wollen, daß Nalas XXV. 3. das Verbum *arhati* stehe, sondern mich nur auf den Grundbegriff bezogen. Es ist aber auf jeden Fall schief ausgedrückt. Ich bitte Sie, statt der Worte:

Der Grundbegriff ist. — an sich trägt

die Worte zu setzen:

Der Grundbegriff des Wortes, wo es in andren grammatischen Formen vorkommt, ist: geschickt, passend, würdig zu etwas seyn. So steht es Nalas XXV. 3. und in vielen andren Stellen. Daß das Verbum selbst in diesem Sinne gebraucht werde, bezweifle ich. Allein die durch dasselbe ausgedrückte Idee des Müssens schließt sich an diesen Grundbegriff an, und trägt gewöhnlich auch die Spur dieses Ursprungs an sich.

Dem Ende der Anmerkung bitte ich Sie (wenn Sie nemlich eine Berichtigung der Englischen Uebersetzer für der Mühe werth halten) hinzuzufügen:

In Ramayana. Buch I. Abschnitt 12. *sl.* 52. übersetzen zwar die Englischen Uebersetzer das Verbum durch: *the king is worthy*. Allein die Brahmanen wollten nicht sagen, daß sie unwürdig wären, Land zu beherrschen. Ihre Meinung ist nur, daß dem König allein die Beherrschung der Erde zukommt. Wir, fügen sie hinzu, sind nicht im Stande, Länder zu schützen.

Ich hatte die Stelle erst falsch angesehen. Die Uebersetzung hatte mir imponirt, ich sehe aber, daß ich mir nach und nach den Respect für sie abgewöhnen muß.

5.

Die Stelle:

Er regiert zwar in der Regel — Er nimmt keine

bitte ich Ew. Hochwohlgebohrnen folgendergestalt abzuändern:

Er regiert den Casus des Verbum, nimmt keine u. s. f.

Sie haben vollkommen Recht, daß diese einzige, höchst zweifelhafte Stelle nicht genügen kann, eine so wichtige und auffallende Sache zu beweisen. Bei Ihrer Erklärung bleibt mir nur der Zweifel ob in dem von Ihnen angenommenen Sinn nicht statt *tê*, nach dem gewöhnlichen Sanskritischen Sprachgebrauch, *twayâ* stehen müßte. In meinem Aufsatz ist die Behauptung nicht richtig, und es hat mir daher besser geschienen, sie ganz wegzulassen. Auch glaube ich, mit Ihnen, da auch Bopp, den ich befragt, mir keine andern Stellen anzugeben weiß, nicht an diese Construction. *ξυνέηκε μάχεσθαι* ist allerdings ganz Indisch. Aber es beweist mir nur um so mehr, daß der Indische Infinitiv ein eigentlicher ist. Denn auch *μάχεσθαι* steht hier nur, weil die Griechen sich, wie ich auch in meinem Aufsatz einmal bemerkt habe, statt des Supinums, häufig des Infinitivs bedienen. Die Lateiner würden hier nicht einmal das Supinum, sondern das Gerundium gebraucht haben, wie bei Cicero irgendwo steht *natura incitari ad servandum genus humanum.* Daß die Form in *tum* keine *tempora* und kein Passivum annimmt, trennt sie für mich, als grammatische Form, gänzlich vom eigentlichen Infinitiv. Verbindungsfähiger nennen Sie dieselbe

doch wohl nur darum, weil sie sich an mehr Verba, als die Infinitive andrer Sprachen, ohne Praeposition anschließen kann. Aber dies scheint mir gerade ihre Substantivnatur zu beweisen. Denn auch die Substantiva schließen sich, ohne Praeposition, an die Verba der Bewegung im Accusativus an.

Mit den wenigen Worten, die ich über Ihre Recension des Nalas gesagt habe, muß ich Ew. Hochwohlgebohrnen freilich überlassen zu thun, was Ihnen gut dünkt. Ich hatte aber geglaubt, darin gerade das Maß von dem gehalten zu haben, was Sie in Ihrer eignen Zeitschrift von Sich sagen lassen könnten. Ohne diese Rücksicht, die mich zurückhalten mußte, würde ich in einer Arbeit über diesen Gegenstand Ihrer Verdienste um das Sanskrit auf ganz andre Weise erwähnt haben.

Daß Ew. Hochwohlgebohrnen meiner Anmerkung 35. Ihren Beifall schenken, freut mich ungemein. Da aber der von mir gebrauchte Ausdruck: die beiden Verba *śak* und *shah* sehr ungenau ist, so haben Sie die Güte statt dessen die beiden Wurzelwörter u. s. f. drucken zu lassen, oder die Verbalformen an die Stelle der Wurzeln zu setzen.

Tausend Entschuldigungen für diesen überlangen Brief. Ich schließe mit der Bitte, daß Ew. Hochwohlgebohrnen auch in diesem Jahre mir und meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Ihren freundschaftlichen Antheil schenken mögen, und verbleibe mit den hochachtungsvollsten Gesinnungen und den besten Wünschen

Ew. Hochwohlgebohrnen
ergebenster,
Humboldt.

Meinen Bruder erwarte ich heute Abend. Er wird kaum 3 Wochen hier bleiben.

15. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 17 ten März 23.

Ew. Excellenz habe ich wiederum sehr um Nachsicht zu bitten. Indessen bin ich dießmal ganz gegen meinen Willen in Rückstand gekommen. Ich wünschte melden zu können, daß die Abhandlung wirklich im Druck sey, und ich bin nicht Schuld an der Verzögerung. Das ganze Manuscript des 4 ten Heftes war schon vor den Fasten fertig; aber es haben sich, wie es zu gehen pflegt, allerley verdrießliche Hindernisse eingestellt: bald fehlte es an Papier, bald an Setzern und Druckern. Endlich wird doch daran gesetzt: ich werde meinen besten Fleiß auf die Correctur wenden, die Indischen Wörter setze ich selbst. Die Anmerkungen, wozu Ew. Excellenz mich bevollmächtigt hatten, habe ich so kurz wie möglich gefaßt, um den Gang der Untersuchung nicht zu unterbrechen. Da die Beyspiele mit fortlaufenden Nummern bezeichnet sind, und nach diesen citirt werden, so fürchtete ich, durch die Auslassung einiger möchte sich leicht eine Verwirrung einschleichen; ich habe daher die beiden bewußten Stellen aus dem Hitopadesa stehen lassen, mit Beyfügung des Grundes in einer Anmerkung.

Ich werde mich bemühen, das erste Heft des zweiten Bandes, und somit die andre Hälfte der Abhandlung so bald wie möglich nachfolgen zu lassen.

Ein Dutzend Exemplare der Abhandlung wird befohlner Maßen auf gutem Papier abgezogen, und ich werde sie an die Königliche Gesandtschaft in Frankfurt fördern.

Die Ursache, warum Ew. Excellenz den Bhagavad-Gîtâ noch nicht erhalten haben, ist, daß ich den ersten Bogen umdrucken lasse, wegen einiger typographischen Mängel

und entdeckten Druckfehler. Ich möchte gern vor Ihren Augen sogleich mit einer beyspiellosen Correctheit erscheinen, es ist aber unendlich schwer. Das auf der Bibliothek zu Berlin befindliche Exemplar ist vermuthlich dasselbe, welches ich dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts als typographische Probe vorgelegt habe; dieß war aber nicht vollständig.

Die in Ihren Briefen enthaltenen Belehrungen und Berichtigungen beherzige ich bestens, und lese sie fleißig wieder. Gern nehme ich zurück, was ich zu voreilig behauptet habe. Ich habe mir ein Exemplar von Wilsons Wörterbuch durchschießen lassen, um Ergänzungen und Berichtigungen hineinzuschreiben. Man muß sogleich die Stellen festhalten, woraus der Sprachgebrauch deutlich hervorgeht. Wegen *swa* sammle ich Beyspiele. Daß *pada* auch Schritt bedeutet, scheint mir schon aus der Redensart *padē padē,* in jedem Augenblicke, gleichsam bey jedem Schritte, hervorzugehen. Auch habe ich es schon für Spuren der Fußtritte gefunden. Ew. Excellenz bemerkten, daß ich Hitôpad. *ed. Lond. p.* 53, *l.* 11. den Locativ nicht genau genug übersetzt. Allein er wird wirklich in der Bedeutung der Ursache gebraucht. Folgendes Beyspiel fand ich bey einem Original-Grammatiker:

charmaṇi dwīpinaṃ hanti dantayōrhanti kuṇjaraṃ,
kēśēshu chamarīṃ hanti sīmni pushkalakō hataḥ.

Ich finde, daß das Sylbenmaaß des Slokas recht gut zu der Concinnität der Sentenzen paßt, und habe versucht dieses zierliche Distichon folgendermaßen zu übersetzen:

Man erlegt um das Fell Panther, Elephanten der Zähne halb;
Um den Schweif muß der Jak sterben, um die Geilen der Moschus-Bock.

Ew. Excellenz sende ich anliegend einige nachträgliche Bemerkungen. Eine betrifft die Note 31 zum achten Paragraphen. Ich hoffe, der siebente soll noch in dem Hefte, welches jetzt gedruckt wird, Raum finden; das übrige im nächsten Hefte. Wenn also Ew. Excellenz in dieser Note irgend eine Veränderung anordnen wollten, so wäre noch vollkommen Zeit dazu.

Ich erhalte erst jetzt den Catalog der Buchhandlung der Ostindischen Compagnie für 1822, und sehe, daß an Sanskrit-Texten in Indien eben nichts neues erschienen ist. Dagegen eine Ausgabe der Gesetze des Manus von Haughton, Professor des Sanskrit zu Hayleybury. Dieß ist ein wackrer und fleißiger Mann, nach seiner Analyse der eilf ersten Seiten des Hitopadesa zu urtheilen, wäre er wohl nicht ganz unerschütterlich sattelfest. Aber diese bloß für die Schüler bestimmten Blätter tragen keine Jahrszahl, er kann seitdem zugelernt haben. Die Ausgabe von Calcutta ist in Europa so selten, daß es beinahe für ungedruckt gelten kann. Es kommt nun darauf an, was Haughton geleistet haben wird. Ich würde den Text allein drucken, aber die Quintessenz der Commentare in Anmerkungen zu geben versuchen. Mich dünkt, in diesem Gesetzbuche ist die reichste und ächteste Quelle von Real-Erklärungen der einheimischen Begriffe, der philosophischen, sittlichen und politischen. Mit Einem Worte, ich bin nicht übel gesonnen, es auswendig zu lernen. Auch grammatische Beyspiele würde ich am liebsten daher nehmen. Ich halte nicht viel auf die von Grammatikern ersonnenen Beyspiele, und die meisten bey Carey und Wilkins sehen mir danach aus.

Von Abel Remusat habe ich kürzlich einen Brief gehabt. Die Asiatische Gesellschaft in Paris scheint auf seinen

Betrieb ziemlich thätig zu seyn, jedoch wie ich vermuthe (die sieben Hefte der Zeitschrift habe ich noch nicht gesehen) mehr für die vorder-Asiatischen Litteraturen und für die Chinesische, als für die Indische. Denn dieß müßte Chezy liefern, und der wird es nicht thun. Mein Freund Fauriel hat fleißig über den Manuscripten gearbeitet, und hätte wohl manches mitzutheilen. Aber seit vorigen Herbst ist er durch den Tod seiner Freundin, der Frau von Condorcet, in solche Betrübniß versetzt, daß er, sonst mein fleißigster Correspondent in Paris, nichts von sich vernehmen läßt, und an nichts Theil nimmt.

Ew. Excellenz scheinen nur den ersten Theil des Ramayana zu besitzen. Der zweite ist von ganz besonderer Schönheit, wegen der anziehenden Situationen und Schilderung der Leidenschaften, in derselben Art wie die schönsten Stellen im Nalas. Dieser Theil ist so selten, daß er nicht einmal in dem Catalog der Kingsbury und Co. aufgeführt wird. Ich besitze alle drey, die beiden ersten Bücher des Gedichts. Eben lese ich darin, und habe oft Gelegenheit, die Unfähigkeit der Herausgeber zu bewundern, welche nicht einmal zur Erkenntniß ihrer eignen Ignoranz hindurchgedrungen sind. Ich bitte Ew. Excellenz doch ja nicht sich die Schuld beyzumessen, wenn Ihnen irgend eine Stelle unauflösliche Schwierigkeiten darbietet.

Der Ramayana ist immer mein Hauptaugenmerk. Ich denke, es soll ein wahrer Genuß seyn, dieses Gedicht mit einem gereinigten Text und in einer bequemen Ausgabe zu lesen. Die Unternehmung ist freylich weitläuftig, aber wenn ich die Vollendung nicht erlebe, wird mein Schüler sie nach meinen Grundsätzen fortführen können.

Meine Gesundheit kann ich nicht sonderlich rühmen, indessen finde ich, daß wissenschaftliche Arbeiten die beste Zerstreuung und Aufheiterung sind.

Wann darf man sich denn Hoffnung machen, das große Werk über die Americanischen Sprachen erscheinen zu sehen? Ich bin doppelt begierig darauf, weil meine Sprachkenntnisse sich durchaus auf eine einzige Familie von Sprachen beschränken, da doch bey allem allgemeinen Untersuchen eine philosophische Zergliederung des Baues der übrigen ein wahres Bedürfniß ist.

Mit großem Vergnügen habe ich aus den öffentlichen Blättern erfahren, daß Ihr Herr Bruder länger in Berlin verweilt hat, als er anfangs zu thun gedachte. Ein solches Beysammenseyn kann nicht anders als fruchtbar und von beiden Seiten mannigfaltig anregend seyn.

Ich hoffe, Ew. Excellenz werden diesen harten Winter in vollkommner Gesundheit zurückgelegt haben. Auch an unserm schönen Rhein läßt sich der Frühling ungewöhnlich lange erwarten. Indessen, so oft nur der Himmel heiter ist, bleibt uns immer der Genuß der herrlichen Gegend.

Ich bitte, die Dürftigkeit dieses Briefes bestens zu entschuldigen, und verbleibe mit unbegränzter Verehrung und Ergebenheit

Ew. Excellenz
gehorsamster
AWvSchlegel.

Da die Absendung dieses Briefes zufällig verzögert worden ist, so kann ich doch noch beyfügen, daß der erste Bogen der Abhandlung bereits gesetzt, und der zweite in der Arbeit ist.

den 21sten März.

16. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 8. April, 1823.

Ew. Hochwohlgebohrnen sage ich meinen freundschaftlichsten Dank für Ihren gütigen und belehrenden Brief vom 21. vorigen Monats. Ich habe ihn mit dem größesten Vergnügen gelesen, und die darin angeführten Sanskritstellen genau verglichen. Für die gütige Sorgfalt, die Sie meiner Abhandlung widmen, bin ich Ihnen ungemein verbunden, es thut mir aber sehr leid, daß ich sehe, daß sie Ihnen so viele Mühe mit dem Setzen der Indischen Stellen macht. Sie verdient wirklich nicht die Auszeichnung, daß Sie selbst dabei Hand an das Werk legen. Indeß kann ich mir freilich denken, daß es sehr schwer seyn muß, schon jetzt diesen Druck Setzern anzuvertrauen. Haben Sie wohl den Bernsteinschen Anfang des Hitopadesa gesehen? für Steindruck nimmt es sich ganz artig aus. Doch kann man immer nur von beweglichen Lettern wahre Fortschritte im Drucken von Sanskrit Werken erwarten. Vom Seinigen scheint in diesem Abdruck, die Wortabtheilung ausgenommen, wenig hinzugethan, und eine wörtliche Uebersetzung wäre in der That wünschenswerth gewesen, da die Englischen gar nicht zu brauchen sind. Auf der ersten Seite gleich hat er zwar Wilkins *hitôpadêśâyaṇ* verworfen, aber sein *minus recte* ließe sich vielleicht besser auf das von ihm, ohne Elisionszeichen gesetzte *-dêśôyaṇ* anwenden. Denn Wilkins Lesart scheint mir ganz falsch, da *aḥ* mit einem andern *a* nicht in ein langes übergehen kann. Ew. Hochwohlgebohrnen aber, nicht wahr, billigen auch nicht die Weglassung der Elisionszeichen, besonders wenn man sie, wie Bernstein thut, manchmal setzt, manchmal ausläßt? In der Calcutter

Ausgabe des Ramayana ist dies zwar auch der Fall, allein diese dürfte auch nicht nachzuahmen seyn.

Auf den Bhagavad-Gîtâ bin ich überaus begierig, und denke mich, vorzüglich wenn ich ihn von hier in einigen Wochen zu erhalten das Glück haben kann, diesen Sommer damit zu beschäftigen. Ein mit solcher Kenntniß und Sorgfalt bearbeitetes Werk recht wiederholt und gründlich zu studiren, ist unstreitig die beste Manier eine Sprache zu erlernen, und dies habe ich mir vorgesetzt damit zu thun. Da ich doch durch andre Dinge verhindert werde, mich fast ausschließlich mit dem Sanskrit zu beschäftigen, muß ich doch auf eine ausgebreitete Lectüre Verzicht leisten, und möchte lieber die Sprache und grammatische Form in wenigen, aber oft wiedergelesenen Büchern studiren.

Es hat mich sehr gefreut, daß etwas, das ich über den Locativus im Hitopadesa gesagt hatte, mir eine so schöne Uebersetzung eines Distichon verschafft hat. Ich bin überzeugt, daß, wenn Ew. Hochwohlgebohrnen es der Mühe werth hielten, Stücke in dem Originalsilbenmasse zu übersetzen, es Ihnen vortreflich gelingen würde, und dann ist dies Silbenmaß für eigentliche Uebersetzungen doch passender, als der Hexameter. Dieser scheint mir immer zu sehr an das Griechische Epos zu erinnern, und der Unterschied zwischen diesem und dem Indischen ist gerade im höchsten Grade interessant. Das letzte kommt mir, wenige Stellen ausgenommen, immer mehr didaktisch und lyrisch, als wahrhaft episch vor, und wenn man einzelne Stellen beachtet und analysirt, so findet man ganze Verse, wo die Wörter aus lauter fast metaphysischen Ideen zusammengesetzt sind. Ueberhaupt ist, wenn ich mich nicht irre, eine viel größere Masse abstrakter, oder rein logischer Begriffe und Wort-

elemente, als anschaulicher und sinnlicher. In Homer und den Griechen ist es gerade umgekehrt. Es ist dies freilich auch natürlich. Denn das Indische Epos ist doch immer zugleich, oft ganz heiliger Natur, Krieg und Heldensinn spielen eine untergeordnete Rolle darin, und das um welches sich Alles dreht, ist Brahmanen Heiligkeit, und abgezognes Nachdenken. Diese objective Beschaffenheit wirkt auf die subjective Stimmung des Dichters, der nun auch mehr raisonnirt und Empfindungen darstellt, als schildert und erzählt. Es wäre sehr interessant, nur aus dem jetzt gedruckten Theil des Ramayana eine Sammlung wirklich schön zusammengesetzter metaphysischer Ausdrücke zu machen.

Ew. Hochwohlgebohrnen legen die Analyse der 12 ersten Seiten des Hitopadesa, die ich auch besitze, dem Professor Haughton bei. Bopp sagte mir immer, sie sey von Hamilton, er sehe aber nicht gern, daß man es sage, weil er selbst fühle, daß die Arbeit schwach sey. Auf Manus Gesetze machen mich Ew. Hochwohlgebohrnen sehr begierig. Ich habe noch gar nichts davon gelesen.

Das Asiatische Journal enthält recht viel sehr interessante Dinge, allein, wie Sie richtig vermuthen, gar nichts für die Indische Literatur. Sehr merkwürdig sind die Versuche der Entzifferung der Persepolitanischen und Aegyptisch hieratischen Schrift. Man scheint da doch dem Geheimniß viel näher zu kommen.

Der Druck des ganzen Ramayana ist freilich ein langes Unternehmen. Es wäre aber auch ein sehr schönes. Ich besitze auch vom jetzt Gedruckten leider nur den 1. und 3. Theil, und als ich die Abhandlung schrieb, wo ich größtentheils auf dem Lande war, hatte ich nur den ersten.

Ew. Hochwohlgebohrnen sind sehr gütig, nach meinen Amerikanischen Untersuchungen zu fragen. Wenn man, wie ich doch für nöthig halte, Alles im Détail verfolgen will, ist es eine mühsame und langsame Arbeit. Doch bin ich mit den einzelnen Grammatiken, deren ich einige zwanzig gemacht, bis auf wenige fertig. Zu den Wörterbüchern hat man leider noch weniger Materialien, ausführliche eigentlich nur von vier Sprachen. Mit diesem Theil wird man also eher fertig. Bis zu Ende des Jahres hoffe ich alle Vorarbeiten vollendet zu haben, und dann an das Werk selbst gehen zu können. Ich werde es aber nicht übereilen, in Sprachuntersuchungen kann man nie zu viel zusammenfassen, und da man doch immer zulernt, so bringt ein Verstreichen von einigen Jahren immer Gewinn. Ich glaube aber gewiß, daß eine vollständige und aus dem richtigen Gesichtspunkt gemachte Darstellung der Amerikanischen Sprachen viele Aufklärungen über den Bau und die Entstehung der Sprachen geben muß. Es sind soviel Naturspecimina von Sprachen, anders gebildet, als die unsrigen, mehr.

Die Versversetzungen, welche Sie für einige Stellen des Nalas vorschlagen, haben meine völligste Zustimmung, und ebenso auch die von Bopp, dem ich Ihren Brief mittheilte. Es steht nur an, ob man in Stellen, wo, wie hier, die Handschriften mit Bengalischer und Devanagari Schrift übereinstimmen, sich solche Aenderungen erlauben dürfe. *śakyasê* hat er in der Stelle XI. 4—6. nicht für das Passivum genommen, sondern geglaubt, daß sich die Bedeutung des Verbum 4. Conjugation mit dem Infinitiv vereinigen lasse.

Mich über die Nischadas zu belehren, haben Ew. Hochwohlgebohrnen mir einen wahren Dienst erwiesen. Auch

mir war nie deutlich, wie man auf einige Stellen den Castenbegriff anwenden konnte.

Was Sie von den Verben des Wollens sagen, bestätigt meine Bemerkung, wie es mir scheint. Denn in *waśa* liegt doch auch der Nebenbegriff der Macht, des Ansehens. Was ich aber sagen wollte, ist gerade, daß es kein Verbum im Indischen giebt, welches bloß und einfach wollen anzeigte, ohne nicht auch (nicht gerade an jeder einzelnen Stelle, aber überhaupt) einen Nebenbegriff zu haben. Ich wünschte aber sehr, Sie fügten das von Ihnen Angeführte in Ihrem Namen bei, indem es die Sache offenbar vervollständigt. Daß Wilkins auch bei *waś wish, desire* hat, muß man wohl nicht so genau nehmen, wie Vieles bei ihm.

In Note 35. §. 12. über das Können bitte ich Sie das Ende von Der reine Begriff u. s. f. an wegzulassen. Zwar glaube ich, daß man in dem Infinitivus passivi doch dem *śak* seine passive Form anrechnen muß. Denn ich halte nicht dafür, daß man sie gewissermaßen auf den Infinitiv übertragen kann. Der Infinitiv wird, meines Erachtens, nicht activ, noch passiv, aber das ihn regierende Verbum wird in einer Bedeutung genommen, in welcher nun, nach Art unsrer Sprachen, ein passiver Infinitiv hervorkommt. Allein die Paar in der Note gesagten Worte klären die Sache nicht genug auf, und sie ist überhaupt schwer aufzuklären, da es ein sehr eigner Gebrauch ist. Wie ich es mir denke, ist es folgendermaßen. Der Indische Infinitiv ist kein eigentlicher, der, als solcher, nothwendig ein Activum und Passivum haben müßte, sondern ein Gerundium, das, seiner Natur nach, weder activ noch passiv, sondern gegen diese Kategorie der grammatischen Form gleichgültig ist. Nun verbindet man im Sanskrit mit diesem gleichgültigen Gerundium das Können im Activum

und Passivum. Können kann aber auch kein Passivum haben, das Können im Activum heißt also im Sanskrit angenommener Maßen ausschließlich eine Fähigkeit zu thun, im Passivum eine Fähigkeit zu leiden. Wird nun das Gerundium mit der Fähigkeit zu leiden verbunden, so ist in einer Sprache, die einen Infinitivus passivi hat, eine solche Redensart am besten durch diesen zu übersetzen. In der Stelle Nalas XX. 5. heißt es, wörtlich übersetzt, nicht: das Kleid kann nicht wiedergebracht werden, sondern das Kleid ist nicht fähig das Wiederbringen zu erleiden. Dies zu erleiden drückt die passive Form des Könnens aus. Sehr deutlich wird dies in dem Gegensatz der Stellen im Nalas XIV. 7. a. und XXVI. 21. a. In der ersten steht *śaktô' smi*, fähig zu thun, in der andern *śakyâ*, fähig zu erfahren. Das Sehen in der letzten Stelle bleibt immer dasselbe, man mag *śakyâ* oder *śaktâ* setzen, allein im ersten Fall erleidet Damayanti es, im andern thut sie es, oder ist vielmehr fähig es zu leiden, oder zu thun. Man könnte aus diesen passiven Redensarten eine Einwendung gegen die Behauptung, daß der Sanskrit Infinitiv ein Accusativus sey, hernehmen, indem man sagte, daß sich ein solcher von einem Passivum nicht regieren lasse, aber dies wäre gewiß unrichtig. Der Accusativ kann bei dieser Fähigkeit zu leiden sehr gut stehen, und würde in andern Sprachen durch eine Praeposition erläutert werden. *śaktaḥ* und *śakyaḥ* kommen dem lateinischen *potis* gleich, das den Unterschied jener durch den Infinitivus activi und passivi ausdrückt. Nun regiert *potis* in der Regel freilich den Infinitiv, allein bisweilen auch den Accusativus. So bei Varro: *ut videamus quid pastores potis sunt.* Dies kommt der Sanskrit Redensart sehr nahe. Von *śakyaḥ* mag dann derselbe Gebrauch auf das Verbum übergetragen seyn.

Immer aber bleibt dies active und passive können logisch unrichtig. Denn das Können ist immer eine Kraft und also eher der Natur eines Activums, selbst wenn dies Können auf ein Leiden gerichtet ist.

Ew. Hochwohlgebornen sind sehr gütig in Note 31. §. 8. von einem kleinen Misverständniß zu sprechen, wo ein großes Versehen ist. Von einem sichtbaren Participium activi wie von einem Participium passivi zu sprechen, ist eine der unbegreiflichen Verblendungen, die Gottlob nur wenigen Menschen, mir aber leider nur zu oft begegnen. Ich sehe mit vorgefaßter Meinung eine Stelle an, und werde dann bisweilen den offenbarsten Irrthum nicht gewahr. Denn sonst war es unmöglich *pârayataḥ* nicht für den Genitiv anzusehen, und daß er es nicht nach der 1. Declination seyn konnte, fiel auch in die Augen. Sie werden wenigstens finden, daß meine Bitte an Sie, ja zu prüfen, ob nicht irgendwo ein arger Verstoß gemacht sey, nicht überflüssig war, und aus richtiger Selbstkenntniß floß. Ich danke Ihnen ausnehmend mir erspart zu haben, damit vor dem Publicum zu erscheinen, und bitte Sie in der Note 31. die ganze Stelle: Auf gleiche Weise erkläre ich — in der intransitiven der ursprünglichen. wegzulassen. Ich würde diese Bitte auf die ganze Note ausdehnen, wenn ich das nicht für wichtig hielte, andre auf genauere Erörterung dieses wirklich schwierigen Punkts aufmerksam zu machen. Dies scheint mir überhaupt der Nutzen, den meine Abhandlung haben kann, mehrere Fragen anzuregen, auf die man in der bisherigen Art, das Sanskrit zu treiben, weniger gekommen war.

Ew. Hochwohlgebornen werden von dem Unglück des armen Wilken gehört haben. Leider dauert seine Geistesverrückung noch fort, und da in 3 Tagen alle sogenannten

kritischen Tage vorüber seyn werden, und er kein Fieber mehr hat, so tritt nun die Besorgniß ein, daß das Uebel chronisch werden kann. Wenn man sieht, daß ein ruhiger, besonnener, gelehrter Mann so plötzlich durch zurückgetretene Gicht, oder was es sonst sey, um seinen Verstand kommen kann, so sollte man glauben, daß der Natur vielmehr an ihren chemischen Operationen im Körper und der Welt, als an dem Verstande der Menschen gelegen sey.

Leben Sie herzlich wohl, und lassen Sie mich bald hören, daß der Frühling jede der Klagen verscheucht hat, die Ihr Brief über Ihre Gesundheit enthält. Ich bin sehr wohl, und habe auch von dem Winter wenig gelitten, allein mich ihm auch fast nicht ausgesetzt. Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige,

Humboldt.

17. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 14ten April 1823.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre zu melden, daß nach langen Prüfungen meiner Geduld das 4te Heft der Indischen Bibliothek endlich ans Licht getreten ist. Ein für Ew. Excellenz bestimmtes Exemplar ist vorgestern durch den Postwagen in einem Packet an den Buchhändler Reimer abgesendet. Die 12 besonders abgedruckten Exemplare der Abhandlung sind etwas später fertig geworden, ich werde sie baldigst nach Berlin fördern. Ihr Herr Bruder wird

sie morgen oder übermorgen schon in Händen haben, da gedruckte Sachen *sous bandes* so schnell wie Briefe, in vier bis fünf Tagen von hier nach Paris gelangen.

Zu meinem Leidwesen hat nur die erste Abtheilung, nämlich § 1—6 *inclusive* diesem Hefte eingerückt werden können. Ich hatte mich in der Schätzung des Manuscriptes verrechnet. Der Paragraph 7 durfte nicht zerschnitten werden, mit demselben würde das Heft weit über das gewöhnliche Maaß angewachsen seyn, während der Verleger den Preis doch nicht erhöhen durfte. Zudem war dann noch eine neue Verzögerung zu besorgen, da der Vorrath an Papier so weit nicht ausreichte.

Ich habe eine kurze Vorerinnerung beygefügt, von welcher ich von Herzen wünsche, daß sie Ew. Excellenz nicht misfällig seyn möge. Das erste Heft des zweiten Bandes und in diesem die zweite Abtheilung der Abhandlung denke ich recht bald nachfolgen zu lassen.

In diesem Augenblicke empfange ich Ew. Excellenz gütiges Schreiben vom 8 ten April, und bin unendlich erfreut von Ihrem Wohlbefinden und Ihren unermüdlich fortgesetzten Studien so willkommne Nachrichten zu erfahren.

So bald der umgedruckte Bogen und die Cartons zum Bhagavad-Gîtâ fertig sind, werde ich den bloßen Text an Ew. Excellenz fördern. Da Sie gesonnen sind, sich mit diesem Buche besonders zu beschäftigen, so wäre es gut, sich die Übersetzung von Wilkins zu verschaffen. Es ist damit ganz anders bewandt wie mit der des Hitôpadesa. — Jene, zwar seine erste Arbeit, hat er in Benares verfertigt, unter der Leitung eines vortrefflichen einheimischen Gelehrten. Es fehlt zwar auch nicht am Nichtverstehen und an positiven Misverständnissen, doch ist sie im ganzen brauchbar. Im

Hitôpadesa gehen die Misverständnisse wirklich über die Gränzen des Erlaubten hinaus, und wenn viele Sentenzen im Originale so beschaffen wären, wie sie im Englischen lauten, so möchte man sich billig über den Ruf der Weisheit wundern, wozu das Buch gelangt ist. Bey allem dem suche ich diese Übersetzung dennoch als eine Handschrift zu benutzen, indem ich oft durch das trübe Medium hindurch errathen kann, wie er gelesen haben muß, und zuweilen meine Pariser Lesearten bestätigt finde.

Herrn Bernsteins lithographischen Versuch habe ich noch nicht gesehen, und wäre neugierig darauf: er hätte ihn mir wohl zusenden können. Ich habe schon die Absicht gehabt, etwas auf Übertragungs-Papier zu schreiben, um zu zeigen, daß man es leicht besser machen könne als Othmar Frank. Aber wozu soll man sich mit der Lithographie plagen, da man es mit dem Drucken so bequem hat? Was kann man mehr verlangen, als daß eine große Octavseite von 20 Zeilen, bey der von mir getroffnen Einrichtung der Typen, in anderthalb Stunden gesetzt wird? Dieß kann man im Arabischen nur ohne Vocalzeichen, sobald es punctirt wird, erfodert es viel mehr Zeit. Jeder Bogen des Bhagavad-Gîtâ auf starkem geglätteten Velin, eine Auflage von 300 Exemplaren, kostet mir alles in allem, Satz, Druck und Papier, 25 Thaler. Ein starker Band von 30—32 Bogen wird demnach 800 Thaler kosten. Für einen solchen wäre 10 Thaler gewiß ein mäßiger Preis, und so würde ein Absatz von 100 Exemplaren die Kosten decken. Freylich bey dem jetzt noch so beschränkten Bedarf wird es Zeit erfodern, ehe so viele Exemplare abgehn, wenn ich nicht etwa in England eine Subscription zu Stande bringen kann. Ich hoffe dem Fonds des öffentlichen Unterrichts nicht

beschwerlich zu fallen, sondern alles möglichst aus eignen Mitteln zu bestreiten.

Die bisher von Ew. Excellenz befolgte Methode, immer dieselben Stücke wieder zu lesen, ist gewiß die rechte. Ich mache es eben so. Man dringt auf diese Weise in die Sinnesart ein, welche der Bildung der Sprache und des Styls zum Grunde gelegen hat, und spürt mit Freuden, wenn man nach einer Zwischenzeit zu dem oft betrachteten zurückkehrt, daß einem ein neues Licht aufgegangen ist. Indessen denke ich, in der Folge, wenn erst eine gewisse Anzahl bequemer und correcter Ausgaben vorhanden sind, werden Ew. Excellenz den Râmâyana und andre epische Stücke während der Nachmittagsruhe wie die Zeitungen weglesen können.

Ich stelle mir vor, die Jugendgeschichten des Krischnas und seine Liebschaften mit den Hirtinnen in dem Bhagavata-Purâna müssen sehr anmuthig seyn.

Über den Gegensatz, welchen das Indische Epos mit dem Griechischen bildet, bin ich vollkommen einverstanden; indessen finde ich auch große Züge der Ähnlichkeit. Wenn wir jenes erst besser kennen, wird dieß Anlaß zu den anziehendsten Vergleichungen geben. Ungeachtet der völligen Emancipation der Homeriden von der priesterlichen Zucht glaube ich doch im Homer noch Spuren der älteren sacerdotalen Poesie durchschimmern zu sehen. Auf der andern Seite kann ich nicht umhin anzunehmen, daß manche Theile der Indischen Mythologie von den Kschatriya's und ihren Sängern ausgegangen sind und daß die Brahmanen sie nur nach ihrem Sinne umgestaltet und sich zugeeignet haben. Ein gelehrter Freund machte mir die Bemerkung, man dürfe aus dem Râmâyana nur die Capitel von der

Incarnation wegnehmen, so erscheine nachher das Übrige als eine bloß menschliche Heldengeschichte. Soll doch selbst Valmikis der Sage nach nicht einmal ein Brahmane gewesen seyn. Vyâsas freylich war es, aber Vyâsas ist, wie Ὁμηρος von ὁμη und ἀρω, der Zusammenfüger, und daß bey den Sagengedichten Brahmanen dieses Amt übernommen, kann man gern glauben.

Es freut mich außerordentlich, daß meine Versuche mit Übertragung der Sentenzen Ew. Excellenz nicht misfallen. Hier ist eine artige von Bhartṛi-Hari; ein verliebtes Epigramm:

> Bey der Lampe, des Heerds Flamme, bey Mond- Sternen und Sonnenschein,
> Fern von des Mädchens Rehaugen liegt die Welt mir in Finsterniß.

Es kommt, wie mich dünkt, hauptsächlich darauf an, daß man am Schluße des ersten Hemistichs den Fuß:

⏑ — — ⏓

recht fühlbar mache, und in dem zweiten den jambischen Gang vermeide. Die Gefahr des Holperichten liegt freylich sehr nahe, das haben uns leider die Beyspiele bewiesen. Und wie ist es zu machen, wenn das Sylbenmaaß ein künstlicheres, und wie die lyrischen der Alten von einem Ende zum andern ganz festgesetzt ist? Damit gleichen Schritt zu halten, wird sehr schwierig seyn. Übrigens muß ich mir doch die Freyheit vorbehalten, für die freye Nachbildung epischer Stücke so gelind fließende Hexameter zu machen, als ich nur irgend weiß und kann.

Die beiden von Ew. Excellenz angeordneten Auslassungen in dem letzten Theile der Abhandlung besorge ich sogleich.

In diesem Augenblicke erhalte ich durch eine verbindliche Sendung von Herrn Bernstein seine lithographischen

Blätter. Sie gefallen mir ganz ungemein wohl, ja ich freue mich, sie den Frankschen Ungeheuern entgegenstellen zu können, welche uns im Auslande lächerlich machen, und ich werde ihm darüber schreiben.

Freylich sollte man den Apostroph wohl immer setzen, wie alles was zur Deutlichkeit dient, ohne sich von dem ursprünglichen Gebrauche zu entfernen. In dem *hitōpadēśō'yaṃ* könnte ja der unerfahrne Schüler das letzte Wort für den Acc. pronom. relat. nehmen. Noch viel unerlaßlicher ist das Zeichen aber, wenn das *a privativum* wegfällt vor einem sonoren Buchstaben, welcher das *visarga* auf gleiche Weise verwandelt haben würde. Hier könnte man der Sprache selbst Zweideutigkeit vorwerfen, wenn das *a*, obschon elidirt, nicht hörbar bliebe, weswegen das Zeichen ' ein halbes *ă* heißt. Dieß bestätigt auch Colebrooke in seiner Abhandlung von der Indischen Poesie von den sämtlichen Synaloephen, so wie Brunck behauptet, dasselbe habe in den dramatischen Versen der Griechen Statt gefunden.

Desto besser, wenn Haughton die Analyse des Hitôpadêsa nicht gemacht hat. Als er in Paris war, befand ich mich wegen der Krankheit meiner verewigten Freundin in so schweren Bekümmernissen, daß ich seinen Besuch gar nicht benutzen konnte. Chézy hatte aber wegen des verwünschten Verses Hitop. *ed. Lond. pag.* 2. *lin.* 21. *guṇi* p ein Orakel von ihm begehrt, und seine Antwort nicht ganz befriedigend gefunden. Ich glaube einzusehn, daß die Dunkelheit von einem Wortspiele herrührt, bedarf aber dennoch, außer der Seramporer Leseart, einer Conjectur, um einigermaßen herauszukommen.

Die Umstellung eines Verses oder Distichons scheint mir zu den gelinderen Emendationen zu gehören. Der Indische

Abschreiber entstellt seine Arbeit nicht gern durch Ausstreichen; wenn er nun die wahre Ordnung verfehlt hat, so macht er vielleicht ein kleines Zeichen dabey, welches übersehen wird, und so kann der Irrthum sich leicht in einer Menge Handschriften verbreiten.

Man schildert mir den Zustand der Sanskritstudien in Paris als nicht sonderlich blühend. Dagegen weiß Remusat den Eifer für das Chinesische zu beleben. Die Asiatische Gesellschaft hat noch keine Anstalt zu Devanagari-Lettern gemacht, und es ist fürs erste noch keine Aussicht dazu da. Ein Privatversuch, meldet man mir, werde angestellt, scheine aber nicht sonderlich auszufallen.

Ich empfehle mich dem wohlwollenden Andenken Ew. Excellenz mit unbegränzter Verehrung.

gehorsamst

AWvSchlegel.

Von dem Unglücke des wackern Wilken wußte ich noch nicht, und beklage es von ganzem Herzen, um so mehr da ich ihn persönlich kennen gelernt habe, und auch an seiner Frau und ihrer Familie freundschaftlich Antheil nehme.

18. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 6. Mai, 1823.

Ich würde Ew. Hochwohlgebornen schon viel früher für Ihren gütigen Brief vom 14. vorigen Monats gedankt haben, wenn mir nicht das Heft der Indischen Bibliothek viel später, und erst vor wenigen Tagen zugekommen wäre.

Mein Dank ist aber freilich jetzt doppelt und dreifach. Sie beschämen mich wirklich durch die Güte und Aufmerksamkeit, mit der Sie meinen Aufsatz, der nur zu sehr die Spuren meiner noch schwachen Kenntniß des Sanskrit an sich trägt, behandelt haben. So sehr ich fühle, daß ich die schmeichelhafte Vorerinnerung nur Ihrer nachsichtsvollen Freundschaft verdanke, so wird sie mich doch mehr anreizen, auf dem einmal betretenen Wege, für den Sie eine so aufmunternde Theilnahme anregen, und immer mit festeren Schritten fortzugehen. Ich würde es schneller können, wenn ich nicht einen großen Theil meiner Zeit dem bloßen Studiren, d. i. wirklichem Lernen widmete, der alsdann natürlich dem Ausarbeiten entzogen bleibt. Aber wenn man sich einmal, wie mein Zweck es unerläßlich erfordert, auf mehrere Sprachen ausbreiten muß, so ist es mir ein wahrer Gräuel, dies nur so obenhin und mit Durchlesen einer Grammatik und Blättern in einem Wörterbuch zu thun. Wie man aber gründlicher eingehen will, wächst auch der Zeitaufwand ins Unendliche. So angenehm die schön gedruckten Sanskritstellen in meiner Abhandlung schon beim ersten Anblick mich überrascht haben, so hat mir die Häufigkeit derselben ordentlich Gewissensbisse bei dem Gedanken erregt, daß Ew. Hochwohlgebornen Selbst sie gesetzt haben. Freilich aber wäre auch sonst nicht die ungemeine Correctheit zu erwarten gewesen. Ich habe durchaus keinen einzigen, noch so kleinen Druckfehler entdecken können. Denn ein anscheinendes *anuswâra*, wo es nicht hingehört, in der Stelle Beispiel 5. kann sehr füglich nur ein Fleck im Papier in meinem Exemplar seyn. Auch für diese Sorgfalt bin ich Ew. Hochwohlgebornen überaus verpflichtet, und sehe mit einiger Beruhigung auf den

Ueberrest der Abhandlung hin, da dieser glücklicherweise weniger Sanskritstellen enthält.

Ew. Hochwohlgebornen eigne Abhandlung hat mir das größeste Vergnügen gewährt. Es ist wirklich Ihnen ausschließlich eigen, tiefe Untersuchungen in ein so leichtes und gefälliges Gewand zu hüllen; man kann nichts Anziehenderes lesen, als die Nachrichten, die Sie, nach Englischen Quellen, über den Ursprung der bedeutendsten Indischen Flüsse mittheilen, und die Untersuchungen über Java sind ebenso wichtig und scharfsinnig geführt in sich, als reich an fruchtbaren Winken über die Behandlung ähnlicher Punkte in der Völkergeschichte. Auf die noch ausführlichere Prüfung der bisherigen Meinungen über Buddha bin ich ungemein begierig. Ritter ist in der Vorhalle wohl überhaupt nicht vorsichtig genug gewesen, und mag es jetzt bereuen. Da ihm auch die Kenntniß des Alt-Indischen ganz abgeht, so ist eigentlich von ihm keine neue Entdeckung über diesen Punkt zu erwarten, so sehr er sonst die Wissenschaft wahrhaft erweitert hat. Auch mir ist der Gegensatz der Brahmanen und Buddhisten nie vollkommen klar geworden, und das Lesen der Ritterschen Schriften, da, wo sie diesen Gegensatz berühren, ist mir dadurch immer ordentlich peinlich gewesen. Ihr Geständniß S. 414. hat mir daher wahre Erleichterung gewährt. Wie ich mir aber den Buddha vorstellen mag, so kann ich die Idee, die ich noch von ihm habe, immer nur mit der eines Reformators vereinigen, und mithin ihn nicht als Vor-Brahmanisch setzen. Niemand ist aber über diesen Gegenstand in dem Grade Belehrung zu gewähren fähig, als Ew. Hochwohlgebornen. Denn gewiß verbindet niemand jetzt soviel wahrhaft kritisch-philosophischen Geist mit so

großer alter und neuer Belesenheit und so gründlicher Sprachkenntniß. Es wäre daher doppelt zu wünschen, daß Sie, sobald Sie mit dem Bhagavad-Gita fertig seyn werden, an diese Arbeiten kommen möchten.

Ihre Anmerkungen zu meinem Aufsatz habe ich aufs neue, da mir die meisten aus Ihren Briefen bekannt waren, genau geprüft, die vielfältigste Belehrung daraus geschöpft, und sie als wahre Berichtigungen des Textes anerkannt. Diese Bemerkungen und die, zu welchen Sie noch Hoffnung machen, hervorgelockt, und so viele einzelne wichtige Punkte über Indische Grammatik und Kritik zur Sprache gebracht zu haben, wird das größte Verdienst meiner Arbeit bleiben. Sie erlauben mir über einige dieser Anmerkungen wohl aber noch ein Paar Worte.

Sollte in der Stelle, von der Ew. Hochwohlgebornen S. 447. reden, der Genitiv gerade ein Genitivus commodi seyn müssen? Um so, wie Sie thun, zu erklären, braucht man nur das Substantiv im Activum zu nehmen. Das Sehen meiner oder mein Sehen kann ebensowohl heißen, daß ich sehe, als gesehen werde. In der von Ew. Hochwohlgebornen S. 447. b. berichtigten Stelle ist ein ganz ähnlicher Fall. *rakshâ mê* ist dort meine Rettung d. h. die von mir bewirkte. Eine Parallelstelle, und in welcher die Pronominalform keine Zweideutigkeit zuläßt, ist Nalas IX. 8. In der Stelle Anmerkung S. 447. möchte ich Sie aber doch noch darauf aufmerksam machen, daß im Hitopadesa im frühern Theil der Erzählung wirklich der Stein den Löwen zu sehen wünscht. Dies spricht dafür anzunehmen, daß der Löwe gleichsam gezeigt wird. Warum ich aber auch die Pariser Lesart für die richtigste halte, ist daß sie das Participium geradezu auf das Substantivum

bezieht. In der Serampora ist, wenn auch *ânîya* gar nicht da stünde, *sanjîvaka darśanan kâritaḥ* eine höchst wunderbare Construction. Die von Ihnen S. 448. 449. 457. vorgeschlagenen Veränderungen der Lesart sind in die Augen fallend richtige Verbesserungen. Die Anmerkung S. 445.[b.] läßt mich noch einigermaßen zweifelhaft. Ew. Hochwohlgebornen Erklärung giebt offenbar einen sehr passenden Sinn. Allein ich weiß nicht, ob sie nothwendig ist, und meiner, freilich sehr beschränkten Erfahrung nach, folgt, wo Worte, oder Gedanken angeführt werden, immer *iti* nach. In der Stelle (Beispiel 21.) läßt sich Wilkins Uebersetzung, die mir nicht erinnerlich war, mit der von mir gegebnen sehr wohl vereinigen. Sie haben in die Ihrige eine Nüance gelegt, die mir sehr treffend geschienen hat. Sie erklären nemlich *parijnâya* nicht, wie ich that, so, daß die Kupplerin den Buhlen erkannt, erfahren habe, daß einer da sey und wer, sondern daß sie erkannt habe, daß er Schuld an jener plötzlichen Umarmung des Ehemannes war. Nur setzt das voraus, daß die Kupplerin bei der Scene zugegen war, worauf sonst nichts in der Erzählung führt. Auf alle Fälle aber ist diese lückenhaft. Vergleicht man Alles, was Ew. Hochwohlgebornen so sehr richtig über die von mir angeführten Stellen bemerken, so sieht man, daß es eigentlich noch ein voreiliges Unternehmen ist, feinere Punkte der Syntaxis des Sanskrit aus den Schriftstellern entwickeln zu wollen. Dies setzt erst berichtigte Texte voraus, an denen es jetzt noch so gut, als gänzlich mangelt.

Bernstein hat in seiner Ausgabe des Hitopadesa eine Stelle ohne Anmerkung gelassen, in der ich, bei der jetzigen Lesart, durchaus keinen Ausweg weiß. Es ist

S. 7. Z. 4. (*Editio Lond.* S. 5. Z. 2.) *paṇḍitâḥ ṡrûyantâṇ mama wachanam.* Hamilton erklärt das Verbum als die 3. pluralis imperativi medii. Aber da *ṡru* nach der 5. Conjugation geht, so kann es kein *ya* im Medium haben. Es kann, soviel ich begreife, nur die angegebne Person im Passivum seyn, und dann paßt die Construction nicht. Man muß also wohl, trotz der Uebereinstimmung der Londner und Seramporer Ausgabe, *paṇḍitâḥ* für den Vocativ nehmen, *ṡrûyatâṇ* lesen und *wachanam,* das bei Hamilton der 2. Casus seyn soll, als den ersten ansehen.

Ich will aber Ew. Hochwohlgebornen heute in der That nicht mit einem zweiten Bogen ermüden, sondern hier mit dem herzlichen Wunsche schließen, daß Sie mögen in vollkommner Gesundheit und Heiterkeit Ihre so treflichen Arbeiten und Studien fortsetzen können, und nur die Bitte um die Fortdauer Ihres gütigen und freundschaftlichen Wohlwollens hinzufügen. Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit

der Ihrige,

Humboldt.

19. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 19ten Mai 1823.

Ich bin sehr glücklich, durch Ew. Excellenz gütiges Schreiben vom 6ten Mai die Versicherung zu haben, daß Sie mit der Besorgung Ihrer Aufträge zufrieden gewesen sind. Es ist gewiß nicht meine Schuld, wenn irgend wer in Berlin das Heft der Indischen Bibliothek zeitiger erhalten hat als Ew. Excellenz: die sämtlichen Exemplare sind in Einem

Packet abgegangen und Herrn Reimer zur Besorgung empfohlen worden.

Vor vier Tagen habe ich die besondern Abdrücke der Abhandlung nebst dem Text des Bhagavad Gita abgesendet. Den letzten bitte ich nur nicht aus der Hand zu geben, damit er nicht vor der Erscheinung seine Neuheit verliere.

Jetzt werden die kritischen Anmerkungen gedruckt. Ich werde sie nachsenden, da sie vielleicht hier und da zum leichteren Verständniß beytragen können. Ich denke, Ew. Excellenz werden wenig Schwierigkeit finden, wenn Sie mit der Übersetzung von Wilkins versehen sind. Zwar ist sie nicht frey von Misverständnissen, ja an vielen Stellen gar keine Übersetzung, weil er viele Indische Namen für abstracte Begriffe geradezu herübergenommen hat. Auf jeden Fall wird meine lateinische Übersetzung nachfolgen, von der ich zwar eigentlich nur grammatische Auslegung verheißen kann. Die philosophische bleibt der Zukunft vorbehalten.

Ich wünsche recht sehr, vor der Reise nach England noch ein neues Heft der Indischen Bibliothek ans Licht zu fördern, welches dann den für die Hellenisten so interessanten zweiten Theil Ihrer Abhandlung enthalten wird. Ich werde mein möglichstes thun: aber ich bin ein langsamer Schreiber, und jetzt habe ich noch vollauf mit dem Druck der Zuthaten zum Bhagavad Gita zu schaffen.

So eben empfange ich mit einem verspäteten Brief von Colebrooke den 14ten Band der *Asiatic Researches,* der fast ganz mit mathematischer Geographie angefüllt ist. Nur eine Abhandlung über die geographischen Nachrichten der Alten von Indien steht darin, von Wilford, der aus Beschämung über die bekannte Mystification seit vielen Jahren geschwiegen

hatte. Ich habe noch nicht gelesen, aber nach dem ersten flüchtigen Anblick fürchte ich, er ist noch immer von seinen alten Täuschungen nicht ganz geheilt.

Colebrooke meldet mir, man habe, oder vielmehr wohl, er habe in London nun auch eine Asiatische Gesellschaft gestiftet. Dieß kann sehr nützlich werden, wenn sie es mit Eifer und Geschick angreifen. Die Pariser Gesellschaft ist mit ihren Geldmitteln gar zu beschränkt. Dieß wird doch in London anders seyn. Wenn ich nur hinkomme, ich hätte ihnen zehnerley Vorschläge zu thun. So, denke ich, könnte es gut gerathen, wenn die Engländer das Geld und die Materialien, und wir Deutschen den Fleiß und die kritische Genauigkeit dazu hergäben.

Ich wünsche Glück zu der ersten versuchten und wohlgerathenen Emendation. Allerdings muß es Hitop. Lond. *p.* 5, *l.* 2 heißen *śrūyatām̧*, und so steht es auch in der Pariser Handschrift. "Ihr Herrn Gelehrten! meine Rede werde angehört." Herr Bernstein ist wohl zu entschuldigen, daß er sich, ohne die Hülfe einer Handschrift, gegen die dreifache Auctorität der beiden Ausgaben und Hamiltons nicht aufgelehnt hat. Ich bin nun schon so verstockt, daß ich für diese dreifache Auctorität nicht einen Pfifferling gebe. — An einer andern Stelle (*p.* 10 seiner lithographischen Blätter) hat Herr Bernstein den Fehler richtig bemerkt, aber nicht richtig verbessert. Es muß *marusthalyām̧* heißen, *cas.* 7 von *marusthalī*, ein solches Wort, wie er annimmt: *marusthalya* giebt es nicht.

Ich füge nach der Gewohnheit einige grammatische Kleinigkeiten auf einem besondern Blatte bey.

Ich möchte Ew. Excellenz wohl mein Leiden klagen, daß im Fache der Etymologie und vergleichenden Sprach-

kunde so entsetzlich gepfuscht wird. Ich verehre an dem wackern Ritter seinen redlichen Eifer und unermüdeten Fleiß, aber in der Vorhalle hat er sich von dem begeisterten Tone, der so übel zur Geschichtforschung paßt, anstecken lassen. Ich möchte sagen, wie Leibnitz vom Abbé Pezron: *bonus Ritterus noster paullo plus, quam par est, χαννίζει vel γοῤῥεσίζει.* Er weiß kein Sanskrit, das ist noch nicht das schlimmste, er weiß auch nicht recht Griechisch. Er hat *ἀνδριάντας ἀνακειμένους* für liegende Statuen genommen, und sich daraus ich weiß nicht was gefabelt, von Göttern die liegend (warum nicht gar auf den Kopf gestellt!) angebetet worden seyn sollen. Ein ähnliches Unglück ist dem Engländer Prichard begegnet, der ein paradoxales aber geistreiches Buch über die Menschenraçen geschrieben, und dessen Vergleichung der Indischen und Aegyptischen Religion wirklich manches gute enthält. Er übersetzt aus dem Herodot: *τύπτονται τὸν κριὸν, they whip the ram*; woraus denn weiter folgen würde, daß die Aegyptier gelegentlich, wie die Kamtschadalen, ihre Götter gepeitscht hätten. So etwas kann in der Zerstreuung begegnen, aber das Üble ist, daß es nun alle nicht wörtlich angeführten Griechischen Stellen verdächtig macht, und man sie selbst nachschlagen muß. Es ist wahr, viele Untersuchungen nehmen in unserm Zeitalter eine solche Wendung, daß Universalität dazu gefodert wird; diese besitzt aber niemand vollkommen: warum zieht man also nicht zuvor die Kundigen zu Rath?

Mit dem Sanskrit ist es vollends bey unsern Landsleuten eine wahre Wuth davon zu sprechen, ohne es zu wissen. Herr Rhode in Breslau, dem wir auch eine artige Vergleichung des Koptischen mit dem Plattdeutschen ver-

[illegible] Colebrooke über das Wort *siddhânta* zu-
[illegible] könne unmöglich *demonstratio* heißen.
[illegible] die Sprachbemerkungen in Links Ur-
[illegible] das *Opus tripartitum?* Wer kann es
[illegible] geschrieben haben? Doch wohl ein vor-
[illegible] Es hat einen Geschmack vom Polnischen
[illegible]

[illegible] man nun bey dem allen thun? Es still-
[illegible] angehen lassen, oder mit Spott darein
[illegible] Ernsthaft widerlegen? Das letzte könnte be-
[illegible]

[illegible] mich zu sehen, daß Ew. Excellenz über den
[illegible] Meinung mit mir einverstanden sind. Ich hoffe
[illegible] der ja in China, in Tibet, in der Tartarey,
[illegible] Buddhismus zu Hause ist, die besten Auf-
[illegible] hervorzurufen. Ich selbst sehe wohl die histo-
[illegible] Wichtigkeit ein, habe aber eigentlich keine Neigung
[illegible] Untersuchung.

[illegible] dürfte man wohl gegen allzu große
[illegible] bei den Studien warnen, damit die Aus-
[illegible] allzu weit hinausgeschoben, und ihr nicht
[illegible] entzogen werden möge. Man muß sich endlich
[illegible] setzen; es wäre mir sehr nützlich das
[illegible] wissen, aber es würde dem Sanskrit Abbruch
[illegible] gedenke ich schon einmal so nebenher
[illegible]

[illegible] der Indischen Stellen in der Abhandlung
[illegible] Richtigkeit. Ich besorgte, der Setzer möchte sich
[illegible] Handschrift nicht gut finden können,
[illegible] sowohl mein Setzer als mein Schüler schon
[illegible] eingeübt.

Mit meiner Gesundheit, wonach Sie die Güte haben, sich zu erkundigen, geht es seit einiger Zeit ziemlich gut. Ich habe mich einmal wieder auf das Reiten gelegt, und zwar, um methodisch mit der Grammatik anzufangen, auf der Reitbahn. Ich komme mir dabey wie der *ὀψιμαθής* des Theophrast [vor], mit dem ich überhaupt viel Ähnlichkeit habe.

Wir haben diesen Sommer ungefähr hundert Studirende weniger. Doch habe ich in einer Vorlesung über das Lied der Nibelungen gegen 150 Zuhörer. Ein herrlicher Hörsaal mit fünf großen Fenstern, die Aussicht auf den Rhein, die sieben Berge und den Drachenfels: man kann sich kein schöneres Local dazu wünschen.

Ich wünsche Ew. Excellenz einen recht heitern Sommeraufenthalt in vollkommnem Wohlseyn mit den Ihrigen. Mit der aufrichtigsten Verehrung und Ergebenheit

Ew. Excellenz

gehorsamster

AWvSchlegel.

Um den Brief nicht länger liegen zu lassen, muß ich die *grammatica* auf das nächstemal verschieben.

20. Humboldt an Schlegel.

Ottmachau, den 21. Junius, 1823.

Ich erhielt Ew. Hochwohlgebornen gütige Zeilen vom 19. vorigen Monats (die aber wohl später abgegangen seyn müssen) so kurz vor meiner Abreise hierher, daß es mir unmöglich war, sie noch von Berlin aus zu beantworten. Jetzt ist es mir um so lieber, die Antwort verschoben zu

kann, daß ich die ersten
habe. Bemerkungen, die Sie
von mir, und am wenigsten
drucks schon selbst nicht
Ihnen recht herzlich für
Lesen schon dieses Theils
ist mir in solchen Dingen
geben, und ich kann nicht
dieses Lesens ein paarmal
keit gegen das Schicksal
hat, diese Dichtung so
mit geht, in der Ursprache
würde mir etwas recht
ich, ohne das, hätte die
kann nicht sagen, daß man
en entdeckt. Der unbe-
nicht einmal in der Be-
man wird von einem so
licher, großartiger und tief-
man wie in Einem Punkt
Menschengeschlechter und
Reiche alles Unsichtbaren zu
erscheint ganz anders in
testen Zeit. Der Gedanke
verschmolzen, und in dem
ren Anklängen an verwandte
immer mehr, als den einzelnen
dividuum, wirklich das geistige
ters. Nichts was ich bisher im
einen solchen Eindruck hinter-
daß, wer das Stück nur in der

Uebersetzung, und sey es auch die beste, liest, das gar nicht empfinden kann. Die Uebersetzung eines solchen Werks gleicht wirklich der Beschreibung eines Gemäldes. Farben und Licht fehlen. Ich werde gewiß, wenn ich mit dem Ueberrest des Gedichts fertig bin, es oft wiederlesen, wie ich mich nicht habe enthalten können, schon mit den ersten Gesängen zu thun. Die ersten drei Gesänge las ich ohne Wilkins Uebersetzung, die ich erst später erhielt, aber nun hier habe. Grammatische Schwierigkeiten bietet dies Gedicht vielleicht weniger dar, als Alles, was ich bisher versucht habe. Die Construction ist von der höchsten Einfachheit. Indeß bin ich überzeugt, daß Ihre Bearbeitung schon sehr viele Schwierigkeiten weggenommen, und habe die Leichtigkeit, mit der man, ohne durch Fehler aufgehalten zu werden, fortliest, dankbar empfunden. Ich habe auch die geringe Anzahl der Druckfehler bewundert. Es ist mir keiner, außer den angeführten, aufgestoßen. Zwar ist mir *lect.* 4. *sl.* 1. *v.* 2. *ikshwakawê* mit der kurzen zweiten Silbe aufgefallen, da ich immer sonst *ikshwâku* finde. Allein es giebt doch wohl zwei Formen, oder hier einen mir unbekannten, den Vocal verlängernden Grund. Die Lettern haben mir erst jetzt, wo ich sie zusammen sehe, ganz so gefallen, wie sie es verdienen. Ich räume ihnen nun durchaus den Vorzug vor denen von Wilkins ein. Nur ein Paar wünschte ich anders. So das *dra*, das man zu leicht mit *dga (dg)* verwechslen kann, nicht zwar wenn sie bei einander stehen, aber wenn man jenes allein sieht. So auch scheint mir Wilkins *xτv* deutlicher. In Ihrem Zuge kann man einen Augenblick anstehen, ob das *x* oder *τ* der erste Buchstabe seyn sollen. Dagegen sind alle andern Züge so deutlich und bestimmt unterschieden, und so zierlich gewandt, auch

in so richtige Entfernung gebracht, daß die Leichtigkeit des Lesens dadurch ungemein gewinnt. Wenn die Asiatische Gesellschaft in Paris einmal Lettern gießen läßt, thäte sie sehr gut, ganz die Ihrigen zu nehmen. — Für die Abdrücke meiner Abhandlung sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Ich bitte Sie aber sehr, meinetwegen ja nicht mit dem Druck des folgenden Heftes zu eilen. Mein Aufsatz ist so wichtig nicht, daß nicht recht füglich die Fortsetzung noch ausbleiben könnte, und ich bin gar nicht sehr überhaupt auf das Drucken gerichtet. Es thut mir vielmehr immer leid, daß etwas nun so fest und starr da steht, daß sich nichts mehr daran ändern läßt. — Ew. Hochwohlgebornen Reise nach London halte ich für das Sanskritstudium von großer Wichtigkeit. Sie werden dort den Eifer anzuregen, und guten Rath zu ertheilen wissen. Aeußerst wichtig wäre ein raisonnirendes Verzeichniß der Sanskrit Handschriften in der Sammlung des Ostindischen Hauses, wo möglich so ausführlich gemacht, als Casiris Beschreibung der Arabischen des Escurials. So Vieles auch einzeln darüber in den Asiatischen Untersuchungen und sonst vorkommt, so übersieht man doch bei weitem noch nicht genug den ganzen Umfang der Indischen Literatur, und trostlos ist es gar, wenn man nichts als Namen und Titel hört. So möchte ich so gern wissen, ob es wirklich eine höhere, wissenschaftliche oder wenn Sie wollen, richtiger beredte Prosa, der Griechischen ähnlich, in der Sprache giebt, und wenn eine solche vorhanden ist, eine Probe davon sehen. Gesetzbücher, Grammatiken, Commentare, streng wissenschaftliche Werke rechne ich natürlich nicht dahin. Die Philosophen scheinen großentheils zugleich metrisch zu seyn. Ob es aber prosaisch philosophische Werke giebt? ob historische, die

man gemeinhin abläugnet, von denen ich aber doch Einiges erwähnt gefunden habe? ob sonst prosaische Werke, in denen die Form, der Stil, wenigstens zugleich für sich eine Rolle spielt? möchte ich wissen. Es gab doch auch in Indien Republiken. Sollte die Beredsamkeit in einer solchen Sprache gar keinen Platz gefunden haben? Es ist wunderbar, daß man, soviel auch über gewisse Gegenstände geschrieben ist, doch nicht Aufschlüsse über manche höchst wichtige und ganz einfache Fragen erhält. So habe ich aus Remusats ganzer Schrift über die Chinesische Literatur nicht herausbringen können, ob es in derselben große Epische Gedichte giebt, oder nicht? Unendlich gern hätte ich aus London den Amara Cosha, den zweiten Theil des Ramayana (beide sehr schwer zu finden) und das Gesetzbuch des Manus. Sie erzeigten mir eine große Gefälligkeit, wenn Sie mir sie verschaffen könnten. Die Auslagen erstatte ich sogleich. — Ritters liegende Bildsäulen sind freilich schrecklich. Ich habe die Vorhalle nur zum Theil und nur flüchtig gelesen, bin aber selbst ein wenig an dem Buche Schuld. Er fing es 1816. in Frankfurt zu schreiben an, und theilte mir den Anfang mit. Ich war damals noch weniger bewandert, als jetzt, in diesen Dingen, einige Ideen frappirten mich, und da man ihn hätte anhalten sollen, ermunterte ich ihn. Er war wirklich selbst augenblicklich in seinem begeisterten Tone, wie Sie es mit Recht nennen, zweifelhaft und merkte selbst Unrath. Jetzt, glaube ich, sieht er es noch mehr ein. Da er so viel wahres Verdienst hat, glaube ich, thut man am besten, die Schrift ganz ungedruckt anzusehen, und sich nur an das zu halten, was er davon wieder einmal vorbringen könnte. Sprachkunde schien er mir immer nicht viel zu besitzen. Allein

man sollte sich dann an bewährte Uebersetzungen halten, da man allerdings nicht Alles wissen kann. — Prichard hat seine Widder-Geisselung wohl nicht einmal aus dem Original genommen, sondern aus Vallas lateinischer Uebersetzung, wo, wie ich mich, da mich ehemals die Stelle auch in Verlegenheit setzte, erinnere, derselbe Irrthum ist. Riemer — das einzige Griechische Wörterbuch, das ich hier habe, weil es zufällig hier liegen geblieben ist, — sieht *κόπτεσθαι* mit dem Accusativ für die gewöhnliche Construction an. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn der spätere mehr logisch gebildete Graecismus dies erlaubt hätte. Man sagte, wenn ich mich recht erinnere, das Wort mit dem Dativ, was auch natürlich ist: sich für einen an die Brust schlagen. Der Accusativ bei Herodot ist eine Anomalie. Da ich leider wenig von dem lese, was seit den letzten Jahren erschienen ist, so ist mir der Unfug, von dem Sie reden, weniger bekannt. Es ist aber kaum der Mühe werth, ihn großer Aufmerksamkeit zu würdigen, und man thut wohl am besten, nur, wo es die Gelegenheit giebt, solche Verstoße zu rügen. — Wegen des Arabischen haben Ew. Hochwohlgebornen eigentlich wohl recht, daß es nicht gut ist, sich zu sehr zu verbreiten. Aber mein Weg führt mich einmal dahin, mich mit der Sprache überhaupt zu beschäftigen, und da darf man eigentlich keinen der Hauptstämme vernachlässigen. Eine natürliche Folge davon aber ist freilich, daß man in jeder einzelnen Sprache gegen andre zurücksteht. Nur mache ich doch sorgfältige Unterschiede. Es ist gar nicht meine Absicht, eigentlich in die Arabische Literatur einzugehen, ich suche nur insofern zu verstehen, als man ohne das doch keinen anschaulichen Begriff von der Grammatik haben kann. Diese ist aber im

Arabischen sehr merkwürdig, wenn man auch nur die fast gänzliche Gleichgültigkeit der Vocale, wenigstens bei den Wurzeln, den bestimmten Unterschied zwischen den Wurzelbuchstaben und einigen wenigen, ausschließend zu den Beugungen gebrauchten, und das Einschieben von Beugungslauten zwischen die Wurzelbuchstaben nimmt. In ihrem Wesentlichen ist die Arabische Grammatik überaus leicht, viele der kleinlichen Mühseligkeiten, mit denen man zu kämpfen hat, gehören nur den Grammatikern an. Für das Persische muß es aber doch anziehend seyn, beides Arabisch und Sanskrit zu kennen. Es ist gewissermaßen für die Orientalischen Sprachen, was das Englische in den Abendländischen. — Nun leben Sie herzlich wohl, und vollenden Sie Ihre Reise glücklich. Erhalten Sie mir Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken, und wenn Sie mich in den nächsten beiden Monaten mit einem Briefe erfreuen wollen, so lassen Sie ihn doch, ungeachtet meiner Abwesenheit, nach Berlin gehen. Ich bekomme ihn auf diese Weise sichrer. Mit der lebhaftesten und hochachtungsvollsten Ergebenheit der Ihrige H.

21. Humboldt an Schlegel.

Berlin, den 15. April, 1824.

Ich statte Ew. Hochwohlgebornen meinen herzlichsten Dank für Ihren gütigen Brief, und die beiden Hefte der Indischen Bibliothek ab. Ich würde diese Sendung nicht abgewartet haben, um Ihnen zu schreiben, und Ihnen meine Freude über Ihre Rückkunft nach Deutschland zu bezeugen,

wenn ich nicht in diesem Winter, meiner Augen wegen, alles Schreiben hätte sehr vermindern müssen. Ich habe eine ganze Zeit hindurch bloß dictirt. Mein Augenübel war zwar wohl nur äußerlich, ein Entzündungszustand in der Conjunctiva und den Augenliedern, allein dies greift doch immer zugleich das innere Auge an. Jetzt ist es größtentheils besser damit. Doch muß ich mich noch sehr in Acht nehmen, und immer vermeiden, wenigstens bei Licht zu arbeiten. Unter allen Uebeln, denen man freilich bei zunehmenden Jahren nicht entgehen kann, sind Augenübel, meiner Empfindung nach, die störendsten und unangenehmsten.

Für die Sorgfalt, welche Ew. Hochwohlgebornen dem Druck meines Aufsatzes gewidmet haben, bin ich Ihnen ausnehmend verbunden. Ich habe kaum einen Druckfehler darin bemerkt. Das Uebersehen meiner Bitte um besonders abgezogene Exemplare hat durchaus nichts auf sich, und ich bitte Sie, Sich nicht zu bemühen, mir Exemplare des ganzen Heftes zu schicken. Die Hefte der Indischen Bibliothek werden, wie ich höre, auch einzeln ausgegeben, und so kann ich sehr leicht hier die wenigen finden, deren ich bedürfen werde. Daß Sie mir auch ferner erlauben wollen, wenn sich die Gelegenheit dazu fände, Theil an der Indischen Bibliothek zu nehmen, ist mir überaus schätzbar.

Ihre Abhandlung in diesem Heft habe ich mit sehr großem Vergnügen gelesen. Sie gewährt eine belehrende und unterhaltende Uebersicht über Alles, was in dem von Ihnen durchgegangenen Zeitraum für das Sanskrit gethan ist, und erfreut, außer den einzelnen gehaltvollen und gelehrten Bemerkungen, die sie enthält, durch die Zierlichkeit und Lebendigkeit der Darstellung, die Alles auszeichnet,

was Sie dem Publicum mittheilen. Ich habe, auch in diesem Winter, noch oft einzelne Stücke der Bhagavad-Gita wieder gelesen, und es ist mir der lebhafte Wunsch entstanden, daß Sie doch sollten versuchen, eine Deutsche Bearbeitung des ganzen Werkes für Deutsche Leser zu machen. Ich meine damit nicht eigentlich eine Uebersetzung des Ganzen, sondern ein Zusammenweben der einzelnen Stellen, die, unabhängig von jeder besondern Ansicht Indischer Mythologie, den Geist, das Dichtergefühl und die Empfindung überhaupt allgemein ansprechen müssen. Ich halte das für sehr möglich, und man würde durch eine solche Arbeit dem Einwurf begegnen, der von Allen, die nicht selbst Sanskrit treiben, doch immer, bald öffentlich, bald stillschweigend gemacht wird, daß man zwar in Allem, was man von dieser Sprache mitgetheilt erhält, wohl einzelne schöne Stellen findet, daß aber der Genuß des Ganzen doch immer auf eine unangenehme, oder gleichgültig lassende Weise durch andre und häufigere und längere gestört wird. Das Gedicht, von dem ich rede, trift dieser Vorwurf namentlich, und ich habe vielfältig erlebt, daß, wenn ich mit solchen, die Ihre lateinische Uebersetzung ganz wollten gelesen haben, auch nur halb so durchdrungen von dem Gedichte sprach, als ich Ihnen schrieb, ihr Schweigen mir verrieth, daß sie mein Urtheil nur der Selbsttäuschung zuschrieben, die für einen gewissen Grad der Anstrengung sich nun auch einen hinreichenden Lohn gefunden zu haben, überreden möchte. Ich glaube auch nicht, daß eine solche Bearbeitung nothwendig ein tiefes Studium der Indischen Philosophie voraussetzte, wie ein Commentar allerdings erfodern würde. Die Hauptaufgabe wäre nur den Gehalt des Textes recht kräftig und zugleich klar, recht einfach,

und zugleich dichterisch, wiederzugeben, und wem würde das so sehr, als Ihnen gelingen? Stücke solcher Bearbeitung paßten auch sehr gut für die Indische Bibliothek.

Ich war vor einigen Tagen im Schauspiel, als man den standhaften Prinzen, nach Ihrer Uebersetzung, gab. Wolf spielt ihn meisterhaft, alle übrigen Schauspieler stehen zum Theil unter dem Mittelmäßigen. Ich habe gleich nachher das Stück von neuem durchgelesen, und es drängt mich ordentlich, Ihnen zu sagen, wie mich Ihre musterhafte und unübertrefliche Uebertragung aufs neue ergriffen hat. Meiner Frau ist es damit ebenso ergangen. So sehr ich die Indischen Studien liebe, so wäre es doch sehr zu bedauern, wenn Sie es von jetzt an völlig verschmähten, dichterischen Arbeiten solcher und andrer Art Ihre Muße zu widmen. Ich hörte einmal in diesem Winter, daß etwas neues Poetisches von Ihnen erscheinen würde. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn es sich bestätigen sollte.

Das Unternehmen Ihres Ramayana erfüllt mich mit den freudigsten Hoffnungen. Eine solche Ausgabe des wichtigsten Indischen Gedichts muß das Studium recht eigentlich sichernd begründen. Ich bitte Sie, meinen Namen den Subscribenten beizuzählen. Wo ich kann, werde ich die Unternehmung mit Vergnügen befördern. Leider aber habe ich auswärts kaum einige Verbindungen, am wenigsten in Wien.

In wenigen Tagen hoff ich Ew. Hochwohlgebornen eine schon längst in der Akademie gelesene, aber nun erst gedruckte Abhandlung zu schicken, die ich Sie gütig und nachsichtsvoll aufzunehmen bitte. Leben Sie recht wohl, und arbeiten Sie mit der Ruhe und Heiterkeit, die ein

Gelingen der Arbeit, wie dasjenige ist, dessen Sie Sich immer erfreuen können, einflößen muß. Mit hochachtungsvollster Freundschaft

der Ihrige,

Humboldt.

22. Humboldt an Schlegel.

Ich glaube Ew. Hochwohlgebornen schon in meinem letzten, oder früheren Schreiben von einer Abhandlung gesprochen zu haben, die ich vor längerer Zeit in der Akademie gelesen habe, die aber erst jetzt gedruckt worden ist. Ich bin so frei, Ihnen jetzt ein Exemplar derselben zu übersenden, gestehe aber, daß ich es nicht ohne einige Scheu thue. Ich muß besorgen, und einige Winke im letzten Stück der Indischen Bibliothek haben mich in dieser Besorgniß bestätigt, daß Sie mit der Grundidee des Aufsatzes nicht einverstanden sind, und so sehr auch meine Ueberzeugung für mich durch erhebliche Gründe gesichert ist, so gestehe ich doch sehr gern, daß Ihre Autorität für mich ein ungemein großes Gewicht hat.

Es scheint mir nemlich, daß Ew. Hochwohlgebornen den Uebergang von Agglutination zu Flexion, wenn Sie denselben auch nicht ganz abläugnen, doch von keiner zur Erklärung der wesentlichen Natur der Sprachen erheblichen Bedeutung halten; daß Sie den von Ihrem Bruder zuerst aufgestellten Unterschied zwischen sich aus sich selbst entfaltenden, und bloß anfügenden Sprachen, so wie er, annehmen; endlich daß Sie, so hat es mir wenigstens geschienen, bei dem Raisonnement über die Anfänge der Nationen und Sprachen, wenigstens bei einigen der erstern

eine Höhe der Intelligenz voraussetzen, gewissermaßen noch einen Abglanz des Götterursprungs, aus der sich, was gewöhnlichen Menschenkräften unerreichbar ist, wenn auch nicht erklären, doch aber als nicht unmöglicher Weise hervorgehend denken läßt.

Ich bin in allen diesen Punkten abweichender Meinung, und alle liegen der gegenwärtigen Abhandlung zum Grunde, oder berühren sie doch unmittelbar. Meine Ueberzeugung aber ist aus wiederholtem Nachdenken über diese Gegenstände, und aus sorgfältigem Vergleichen der Annahmen, zu welchen es mich führte, mit mehreren und sehr verschiedenartigen Sprachen entstanden, und ich bin in jedem Augenblick bereit, wo die entgegengesetzte Meinung mit neuen Gründen unterstützt wird, die Prüfung aufs Neue vorzunehmen. In Einem Punkt begegnen sich die an sich verschiednen Meinungen ohnehin, nemlich darin, daß es zwischen zwei Gattungen von Sprachen, den wahrhaft geformten und den beinahe formlosen, einen wesentlichen Unterschied giebt. Die Abweichung der Meinungen betrift nur die nähere Bestimmung und die Entstehung dieses Unterschiedes.

Ihrer Ausgabe der Gita verdanke ich noch unablässig einen ungemein großen Genuß. Erlauben Sie mir, Ihnen zum Schluß dieses Briefs noch eine Frage vorlegen zu dürfen, die ich mir nicht recht selbst beantworten kann. Sie betrift gerade eine sehr schöne Stelle. Es ist die 70. *sl.* des 2. Gesanges, und mein Zweifel betrift das Wort *âpûryamâṇan*. Sie übersetzen es *inexpleto*. Hier hat wohl aber der Uebersetzung eine andre Lesart zum Grunde gelegen, als dem Text, da ich sonst mit der ersten nicht das lange *a* reimen kann. Dies vorausgesetzt fragt es sich nur, welche

die richtigere und dem Sinn der Stelle angemessenere sey? Ich würde für die des Textes stimmen. Ich nehme das erwähnte Wort alsdann, so wie den Sinn des Ganzen folgendergestalt: wie die Wasser eingehen in das sich anfüllende (durch sie anschwellende) unbeweglich stehnde Meer, so u. s. f. Dies scheint mir einen schönern Sinn zu geben, als wenn man das *a* privativ erklärt. Im letztern Fall fügen die Leidenschaften, wie die Wasser dem unerschöpflichen Ocean nichts hinzu, beide stehen in ihrer einmal geschlossenen Natur. Bei der andern Lesart schwellen die Wasser den Ocean an, wie die Leidenschaften die Seele bereichern. Aber beides geschieht ohne Sturm, die Seele bleibt ruhig. Indeß möchte dieser Sinn vielleicht der Einfachheit des Alterthums nicht entsprechen. Die Worte *intra terminos suos residenti* in Ew. Hochwohlgebornen Uebersetzung fügen, genau genommen, dem Text etwas ihm fremdes hinzu. In diesem steht doch nur unbeweglich, was mit langsamem und allmählichem Anschwellen verträglich ist.

Ew. Hochwohlgebornen würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Inlage unserm Freunde Welcker übergeben wollten. Ich bitte Sie zugleich die Freiheit des Einschlusses gütigst zu entschuldigen.

Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

Ew. Hochwohlgebornen

ergebenster,

Tegel, den 24. Mai, 1824. Humboldt.

23. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 20sten Junius 1824.

Ew. Excellenz bitte ich, die verspätete Beantwortung Ihres so belehrenden und aufmunternden Schreibens vom 15ten April gütigst zu entschuldigen. Ich gebe diesen Sommer Vorlesungen, die mir viel Zeit kosten, und mich auch in meinen Brahmanischen Studien nicht so viel thun lassen, als ich wohl wünschte.

Die Nachricht von einem Augenübel, das Ew. Excellenz erlitten, hat meine lebhafteste Theilnahme erregt. Ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie vollkommen und dauerhaft hergestellt seyn mögen. Zu meiner Freude bestätigt ein Zeitungsartikel diese Hoffnung. Es wird aus Berlin gemeldet, daß Ew. Excellenz sich viel mit den neuerworbenen Papyrus-Rollen beschäftigen, und dazu gehören doch gewiß ganz gesunde Augen.

Die meinigen leisten mir immer gute Dienste, wiewohl sie nun schon Veteranen der Manuscripte sind. Nur bei meinem letzten Aufenthalt in Paris litt ich an einem Augenübel. Mein Zustand wurde ängstlich, ich wandte mich an einen berühmten Oculisten, kam aber, wie es zu gehen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. Er schrieb mir Einspritzungen durch den Thränenpunkt vor, eine äußerst peinliche Operation, die ich länger als einen Monat ertragen habe. Als ich zurückkam misbilligte mein vortrefflicher Freund von Walther diese Behandlung höchlich, und wünschte mir Glück, daß mir kein unheilbarer Schaden daraus erwachsen sei. Er versprach mir ein Augenwasser, vergaß es aber, und ich mahnte ihn darum in einigen Lateinischen Versen, die ich beilege. Völlig genesen kann

Ew. Excellenz dieser Scherz, die Klage eines Leidensgenossen, vielleicht einige Augenblicke unterhalten.

Ich bitte recht sehr, die Exemplare von dem letzten Hefte der Indischen Bibliothek doch ja nicht zu schonen. Wir haben deren in Vorrath, und ich weiß keinen besseren Gebrauch dafür. Gerade dieser Theil der mir geschenkten Abhandlung muß für die Hellenisten besonders interessant seyn. Herr Welcker war erstaunt über die vertraute Bekanntschaft mit den Griechischen Grammatikern, welche sich darin kund giebt. Den Berliner Philologen habe ich Exemplare geschickt, auch einigen andern. Aber es stehen immer noch mehrere zu Befehl.

Leider ist noch kein neues Heft unter der Presse, wie es nach meinem guten Willen längst schon seyn sollte. Wenn ich einmal beim Schreiben bin, so macht es mir großes Vergnügen, aber es geht langsam, und das Anfangen fodert immer einen großen Entschluß. Ich habe allerlei kleine Aufsätze im Sinn.

Ew. Excellenz Vorschlag wegen des Bhagavad Gita erfodert reifliche Erwägung. Wenn ich nur das Glück haben könnte, mich mit Ihnen darüber zu besprechen, so würde ich es vielleicht besser anzugreifen wissen.

Ich bin sehr erfreut, Ihren Namen auf meiner Subscribentenliste für den Râmâyana zu haben. Es geht mit der Subscription doch einigermaßen vorwärts, und meine Wünsche und Foderungen sind mäßig. Doch brauche ich wenigstens 120 Subscribenten, um die Kosten zu decken. Es haben sich noch neue Hülfsmittel gefunden. Ein so eben aus Indien zurückgekommener Englischer Militär, der mir auch ein paar Handschriften zum Geschenke gesendet, wiewohl ich ihn nicht persönlich kenne, vertraut meinem

Schüler ein sehr seltnes Manuscript des Râmâyana zur Benutzung an. Dieses, zum Theil beträchtlich alt, mit Bildern verziert, hat dem Fürsten von Odeypore (Udayapura) gehört. Es schreibt sich demnach aus der Raj-putana her, einem Lande, woher wir überhaupt noch wenig Handschriften haben. Ich besitze nun schon eine große Anzahl von Varianten des ersten Buches, und glaube in der Geschichte des Textes schon einigermaßen Licht zu sehen. Freilich wird es nöthig seyn, zuweilen das Geschäft des Diaskeuasten mit dem des Kritikers zu verbinden, aber ich hoffe dabei möglichst alle Willkühr zu vermeiden.

den 26sten Junius. So geht es mir: diesen vor sechs Tagen angefangenen unbedeutenden Brief habe ich unter mancherlei Störungen immer noch nicht beendigen können. Gestern empfing ich nun Ew. Excellenz Sendung vom 24sten Mai. Ich bemerke ausdrücklich, daß sie einen vollen Monat unterwegs gewesen: denn wäre sie mir so schnell zugekommen, als wir das meiste aus Berlin zu erhalten pflegen, so wäre die lange Versäumniß meiner besten Danksagungen unverzeihlich. Ich habe die Abhandlung sogleich gelesen, aber eine erste Lesung ist wenig für eine so durchdachte Schrift. Der wesentliche Unterschied der Sprachen scheint mir vortrefflich auseinandergesetzt zu seyn. Die Ursprünglichkeit der Flexionen ist freilich der Punkt, über den wir nicht ganz einverstanden sind. Ich möchte beinahe sagen: um so besser! Dieß fodert zu neuer Prüfung auf. Bei so disputabeln Gegenständen muß man auf Widerspruch gefaßt seyn, und wie könnte ich mir einen bessern Gegner wünschen? Ich hatte schon früher den Gedanken, Ew. Excellenz um Erlaubniß zu bitten,

einen Brief oder eine Reihe von Briefen über diese Gegenstände an Sie richten und in die Indische Bibliothek einrücken zu dürfen. Vielleicht gäbe dieß dann Ew. Excellenz Veranlassung, mir eine Antwort als neuen Beitrag zu schenken. Nicht alle Sätze meines Bruders möchte ich behaupten, wiewohl seine Forschungen mir die erste Anregung gegeben haben. Meine Ansichten entwickelten sich zuerst bei dem Studium der Geschichte unsrer Sprache vom Gothischen an, und der Entstehungsweise der Romanischen Sprachen; dann kam das Sanskrit hinzu. Ich habe sie bisher immer nur beiläufig zu berühren Gelegenheit gehabt: in der Schrift über das Provenzalische, und neuerdings wieder in der Indischen Bibliothek. Freilich stehe ich dadurch sehr im Nachtheil, daß meine Kenntniß auf eine einzige Familie von Sprachen beschränkt ist; und so gern ich auch das Solonische:

γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος,

zu meinem Wahlspruch mache, so fand ich doch immer noch keine Muße, um das Hebräische wieder anzufrischen, und wenigstens die Anfangsgründe des Arabischen zu erlernen.

Ew. Excellenz Bemerkung über meine Übersetzung des Bh. G. II, 70 ist vollkommen gegründet. Ich weiß nicht, wo ich die Augen gehabt haben muß, da ich ein langes *a* für ein kurzes nahm, wiewohl ich es richtig abgedruckt, und auch in meiner Abschrift von diesem Capitel des Commentars kein Versehen gemacht hatte. Die Übersetzung des *achalapratiṣṭhaṃ* muß ich aber in Schutz nehmen, vermöge einer besseren Auctorität als die meinige ist. Sie drückt wörtlich die Erklärung des Srîdharaswâmin aus: *anatikrāntamaryādaṃ.* Ich lege die ganze Stelle des Commentars zu *sl.* 70 auf einem besondern Blatte bei. Die

Übersetzung wäre nun etwa so zu berichtigen: *Continuo sese explenti, nec tamen ultra terminos suos redundanti Oceano etc.* Ich bitte Ew. Excellenz, mir doch ja alle Fehler, die Sie bemerken, anzuzeigen. Mit Herrn Bopp's Beurtheilung in den Göttingischen Anzeigen habe ich Ursache sehr zufrieden zu seyn; nur kann ich ihm schwerlich zugeben, daß in dem Hemistichium *sukhaṃduḥ swaṃbhawō bhāwō* vor dem letzten Worte ein *a privativum* ausgefallen, und daß die beiden letzten Wörter als für sich bestehende Begriffe einander entgegengesetzt seyen. Dieß scheint mir die verschiedene Quantität nicht zu erlauben.

So eben empfange ich zu meiner großen Freude Herrn Bopps Episoden aus dem Maha Bharata. Der Berliner Guß ist ja recht schön ausgefallen. Dieß ist nun also der zweite Sanskrit-Text, den wir Deutsche binnen Jahresfrist ans Licht fördern. In England sind zwischen dem Hitôpadêsa und dem jetzt zur Erscheinung bald fertigen Gesetzbuch des Manus 14 Jahre verflossen.

Nächst dem Râmâyana ist mein Absehen immer noch auf den Hitôpadêsa gerichtet. Nur fehlt es in Europa leider gar sehr an Manuscripten. Der Baron Schilling von Canstadt aus St. Petersburg besitzt eins aus der Verlassenschaft eines Russen, der schon einmal eine Sanskrit-Grammatik geschrieben. Er brachte im vorigen Herbst einige Tage bei mir zu, versprach mir den Gebrauch des Manuscripts für die Folge, nahm es aber nach Paris mit. Nun ist er, wie ich höre, nach Rom gereist, ohne Zweifel wegen der tibetanischen Handschriften in der Propaganda.

Sehr hübsch wäre es, wenn man die artigen Mährchenbücher vom Papagei, von den dreißig Statuen am Thron

des Vikramâdityas u. s. w. ans Licht stellen könnte. Aber die Handschriften, bei solchen Unterhaltungsbüchern unwissenden Abschreibern anheim gefallen, scheinen in einem heillosen Zustande zu seyn. Ich gedenke nächstens den Satz auszuführen, daß alle eigentlichen Feenmährchen aus Indien herkommen, und daß die Perser (vielleicht schon von der Zeit der Sassaniden her) nichts erfunden, sondern nur manirirte Übertragungen geliefert haben.

Ich bitte Ew. Excellenz, mich meine Langsamkeit im Briefschreiben nicht entgelten zu lassen, und bin mit der aufrichtigsten Verehrung und unveränderlich ergebenen Gesinnungen

Ew. Excellenz

gehorsamster

AWvSchlegel.

Ew. Excellenz haben mich sehr angenehm überrascht durch die günstige Erwähnung meines Calderon, eines ehemaligen Lieblingsdichters, den ich seit langer Zeit so ganz aus den Augen verlor, daß ich nicht einmal die Übersetzungen meiner Nachfolger, der Herren Gries und von Malsburg gelesen. Das Publicum scheint der Meynung zu seyn, daß sie es wenigstens eben so gut machen wie ich, wogegen ich auch nicht viel einzuwenden habe. Nur hat mir bei einem flüchtigen Anblick [geschienen], es fehle dann und wann an Klarheit. Ein gewisser *Culteranismo* im Stil des Calderon ist nicht abzuläugnen; dieß muß freilich ausgedrückt werden, wenn das Bild ähnlich seyn soll. Will man es aber zu ängstlich nachbilden, so entsteht leicht ein völliger Galimathias daraus.

Ad. V. Cl. Philippum a Walther.

Te vates medicum poscit collyria lippus.
Phoebus amat vates; is pater est medicis.
Te genitor flectat, flectant communia sacra:
Si vis, e lippo Lyncea me efficies.
Demodocus, Thamyris, caecus fuit ipse et Homerus;
Non tanti est laurus: carmina iam valeant.
Sed veterum ad seras evolvere scripta lucernas,
Et dictis sapientum invigilare iuvat.
Tunc mihi ne doleant lacrimantia lumina, cura:
Pro vate haud renuent munera Pierides.

24. Humboldt an Schlegel.

Ich kann es mir selbst nicht erklären, wie es zugegangen ist, daß ich Ihnen noch bis heute nicht meinen Dank für einen sehr gütigen und freundschaftlichen Brief abgestattet habe, den mir Ew. Hochwohlgebornen vor nunmehr beinahe einem Jahre geschrieben hatten. Ich versuche daher noch viel weniger mich deshalb bei Ihnen zu entschuldigen. Ich kann nur mein Unrecht erkennen, und Sie bitten, es mir zu verzeihen. Ich bedarf dieser Verzeihung um so mehr, als ich in dieser Zwischenzeit auch Ihre lateinische Rede empfangen habe, die ich mit wahrer Freude wegen der reinen und schönen Latinität gelesen habe. Es war mir angenehm zu sehen, daß auch Niebuhr dies in vollem Maße anerkannte, so wie er mir überhaupt mehreremale sehr gerecht über Sie gesprochen hat. Ich erwähne dies, weil Ew. Hochwohlgebornen einmal glaubten, daß er eine gewisse Bitterkeit gegen Sie von der Recension her behalten hätte. Der junge Bach hat mir gesagt, daß Sie seit seiner letzten Rückkehr nach Bonn mit [ihm] wieder umgehen. Es freut mich sehr und ich bitte Sie, ihn sehr von mir zu grüßen.

Er ist ein wirklich edler, und ungemein gutmüthiger Mann, ob er gleich bisweilen, da er die Dinge leicht leidenschaftlich nimmt, auch ungerecht seyn kann. In seinen Kenntnissen bewundre ich am meisten ihren Umfang und ihre Mannigfaltigkeit.

Was Ew. Hochwohlgebornen noch über meine grammatische Abhandlung sagen, habe ich mit großem Interesse gelesen und beherzigt. Ich halte noch heute die in derselben entwickelten Ideen für die richtigen, aber jene Abhandlung hat zweierlei gegen sich. Sie führt das in ihr Enthaltene nicht genug aus, und ich war auch der darin enthaltenen Ideen, als ich sie schrieb, noch nicht vollkommen Meister. Sie wurden mir erst klar, indem ich schrieb, was immer nicht gut ist. Ich habe daher angefangen, die philosophischen Grundsätze, auf welchen das Sprachstudium ruhen muß, ganz von neuem und in möglichster Vollständigkeit zu entwickeln, und habe mich damit anhaltend in den ersten Wintermonaten beschäftigt. Zu Ende bin ich allerdings nicht gekommen, allein die Arbeit wird nicht liegen bleiben; ob ich gleich veranlaßt worden bin, sie zu unterbrechen, nehme ich sie gewiß wieder auf.

Schon früher hatte ich eine Abhandlung in der Akademie über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache gelesen, von der Sie vielleicht einen Auszug im *Journal Asiatique* gelesen haben. Es ist närrisch genug, daß dieser erschienen ist, ehe das Original gedruckt ist. Allein Professor Schultz, der ihn gemacht, wünschte den schleunigen Abdruck, und ich habe Gründe die Abhandlung noch zurückzuhalten. Ich möchte in einer Fortsetzung über die Aegyptische Schrift reden, und dazu ist es doch nothwendig die Herausgabe der Spohnischen Arbeiten erst bis zu Ende

abzuwarten. Ich bin dieser Sache sehr genau gefolgt, sie liegt jetzt höchst sonderbar. Die Spohnischen Entzifferungen werden, meiner Meynung nach, viel größere Aufschlüsse über die Sprache und Schrift geben, als die Champollionschen, aus denen mehr für die Geschichte zu erwarten scheint. Ich halte beide im Ganzen für richtig, obgleich sich bei dem Herausgeber Spohns etwas, und nicht Unwichtiges gegen Champollion vorzubereiten scheint.

Alle diese Arbeiten aber habe ich, seit dem Anfang Aprils etwa, der Gítá zu Liebe unterbrochen. Sie hat mich plötzlich wieder so angezogen, daß ich seitdem wenig Andres, als was enge damit zusammenhängt, getrieben habe. Die erste Veranlassung war der Wunsch, die philosophische Terminologie der Indier genauer kennen zu lernen, dies hat mich allmählich weiter geführt, ich habe gesucht mich des ganzen in dem Gedicht enthaltnen philosophischen Stoffes zu bemächtigen, und habe eine jedoch noch nicht vollendete Abhandlung darüber geschrieben, in der ich, ohne aber im Geringsten der Ordnung der Gesänge zu folgen, was eine bequeme, aber gar nicht zum eigentlichen Zwecke führende Methode ist, eine sehr gedrängte, aber, wie ich hoffe, vollständige Darstellung des philosophischen Systems gebe, welches das Gedicht entwickelt. Hiezu haben mich vor Allem Colebrookes Abhandlungen veranlaßt. Er erwähnt der Gítá gar nicht, und ich kann mir kaum denken, daß es seine Absicht ist, ihr eine eigne Abhandlung zu widmen. Da die Gítá im Grunde die Yoga Lehre ist, und er diese in seiner ersten Abhandlung nach Patandschali auseinandersetzt, so scheint es nicht, als wollte er ihr noch eine eigne Arbeit widmen. Ich habe aber gesucht weniger trocken, als Colebrooke, zu seyn, und mehr einen anschau-

lichen Begriff des Originals zu geben. Die Arbeit zieht mich noch unendlich an. Sie wissen, wie sehr ich von der ersten Lesung des Gedichts ergriffen war, und dieser Eindruck bleibt mir, je länger und mehr ich es zergliedre. Was mich aber sehr zweifelhaft läßt, ist das eigentliche Zeitalter. Merkwürdig ist, daß Krischnas sich unter den Buchstaben *a* nennt. Dies deutet auf Schreibekunst. Ist nun, wenn der Vers nicht eingeschoben ist, das Gedicht jung, oder die Schrift in Indien so alt? Das Letztere ist meine geheime Meynung. Aber die Beweise sind nicht leicht. Hier bin ich noch sehr im Dunkel. Sehr sonderbar ist auch die Anordnung des Gedichts, und läßt wohl auf allmähliche Anbildungen, ob vom ersten Verfasser oder spätere ? schließen. Bis zum Ende des 11. Gesanges geht es ziemlich nach Einem Plane fort, und schließt auch damit einen Kreis ab. Nachher enthält fast jeder Gesang eine eigne Erörterung, die sich füglich vom Andern trennen ließe. Einzelne Einschiebungen erleichtert die Natur der Slokas. Daß es schon viel philosophische Gedichte vor der Gítá gab, wird ausdrücklich darin gesagt, und ist aus Allem klar, vorzüglich aus der so bestimmten Terminologie. Aus vielen wiederkehrenden Ausdrücken und Halbversen sieht man auch, daß schon eine große Menge von Materialien da war, die man nur geschickt zu verbinden brauchte.

Während dieser Arbeit stieß ich auf Langlois Recension, jedoch nur die der 6. ersten Gesänge. Ich gestehe, daß sie mich indignirt hat. So offenbare kleinliche Scheelsucht, eine solche hämische Partheilichkeit, und das alles gegen Ihre Uebersetzung, die ich für meisterhaft halte, wenn sich auch an einzelnen Dingen kritteln läßt und ließe. Dabei schien mir seine Kenntniß und noch mehr seine Art, die

Sache zu behandeln, gar nicht so, daß sie große Achtung einflößen könnte. Vorzüglich ist er in philosophischen Ideen zurück, und man kann wohl mit Wahrheit sagen, daß er das Gedicht, als philosophisches Ganzes, auch schlechterdings nicht verstanden hat. Man kann nichts Entstellenderes und Magreres lesen, als seine sogenannten Auszüge. Ich möchte vom jungen Burnouf, der bisweilen ähnliche Arbeiten im *Journal Asiatique* macht, mehr halten.

In dem Verdruß über diese angeblichen Kritiken sind die Bemerkungen über Langlois Aufsätze entstanden, die ich so frei bin, Ew. Hochwohlgebornen anliegend zu übermachen. Ich hatte schon angefangen, Ihnen zu schreiben, und wollte in dem Briefe die Langloisschen Bemerkungen durchgehn. Ich sahe aber, daß es zu weitläuftig wurde, und so erhalten Sie den Aufsatz als Beilage. Ich habe ihm aber die Briefform gelassen, und habe alle Titel vermieden, wie ich Sie in einem ähnlichen Fall auch zu thun bitte.

Ich überlasse nun diese Arbeit gänzlich Ihnen, und bitte Sie zu überlegen, ob Sie dieselbe für die Indische Bibliothek brauchen wollen, ob ganz, ob Einzelnes daraus nach Ihrer Wahl. Das Einzige, was ich Sie bitte, ist, daß Sie, wenn Sie, bei genauem Durchgehen, etwas wirklich Unrichtiges finden, für mich, wie Sie schon sonst gethan, die Freundschaft haben, es zu streichen. Daß ich auch in einigen Stellen Ihre Uebersetzung angegriffen habe, darüber entschuldige ich mich nicht. Ich kenne Ihre Denkungsart darüber. Ich habe zum Theil diese Einwendungen mit Fleiß eingestreut, um nicht partheiisch für Sie und gegen Langlois zu erscheinen. Da ich an einigen Stellen, nach meiner wahren und innigen Ueberzeugung, Ihrer Uebersetzung habe die volleste Gerechtigkeit widerfahren lassen,

so dachte ich mir, daß es Ihnen selbst, wenn Sie die Arbeit werth finden, in der Indischen Bibliothek abgedruckt zu werden, lieber seyn würde, auch Tadel beigemischt zu sehen. Verbinden würden mich Ew. Hochwohlgebornen, wenn Sie mir bald sagten, ob Sie von dem Aufsatz, den ich Ihnen rathen würde, als einen Auszug aus einem Briefe von mir, versteht sich mit meinem Namen, zu geben, Gebrauch zu machen denken. Thäten Sie es nicht, so würde ich daraus das, was nicht polemisch, und weder gegen Ihre Uebersetzung, noch gegen Langlois gerichtet ist, in Anmerkungen zu meiner im Vorigen erwähnten Abhandlung brauchen, das Polemische aber ganz unterdrücken. Die Orthographie der Indischen Namen und Wörter bitte ich Sie nach Ihrer Gewohnheit, wo es nöthig ist, umzuändern. Ob Sie die wirklichen Sanskrit Wörter mit Sanskrit oder lateinischen Lettern drucken lassen, da das Erstere mehr Mühe macht, ist mir gleich viel. Ich habe angestanden, ob ich bei denselben immer den Nominativ, wie Sie und ich nach Ihnen bei Namen thue, oder die absolute Form brauchen sollte. Ich habe aber zuletzt gefunden, daß das Eine und das Andre, allgemein durchgeführt, unbequem ist. Ich habe also zwar als Regel die absolute Form gebraucht, die das Wort immer im ganzen Umfange seiner Umwandlungen giebt, allein den Nominativ da, wo irgend ein specieller Grund dazu vorhanden war.

Wenn ich aber hierbei schon thue, als würden Sie den Aufsatz abdrucken lassen, so bitte ich Ew. Hochwohlgebornen inständigst hierin ganz nach Ihrem Urtheil und Ihrem Gutfinden zu handeln. Ich habe ihn, was Langlois Kritiken und die Stellen Ihrer Uebersetzung betrift, ganz eigen für Sie geschrieben, und wünschte darum, daß Sie

ganz frei damit handelten. Zurückzuschicken brauchen Sie mir den Aufsatz auf keinen Fall, da ich mein Concept noch besitze.

Jetzt erlaube ich mir noch einige Worte über zwei Stellen meines Aufsatzes.

Die 4. Bemerkung (S. 2.) bitte ich Sie zu streichen. Bopp hat mich belehrt, daß der Scholiast der Gítá die Stelle, wie Sie erklärt. Ich gestehe, daß es mir neu war, daß die Indier auch *omina* durch Vogelflug und ähnliche Vorbedeutungen hatten.

In *nr*. 34. (S. 32.) bitte ich Sie zwischen die Worte Bedeutung genommen wird und Bopp, den ich Folgendes einzuschieben:

> Als eine solche könnte die in Manus Gesetzbuch angesehen werden, wo es (XII. 119.) heißt:
>
> *âtmâiwa dêwatâḥ sarwâḥ sarwamâtmanyawasthitaṇ,*
> *âtmâ hi janayatyêshâṇ karmayôgaṇ śarîrinâṇ.*
>
> Hier erklärt der Scholiast *âtmâ* richtig durch *paramâtmâ.* Denn wenn der Brahmane Alles in sich selbst, in seiner Seele sehen soll, wie *sl.* 118. gesagt wird, so kann dies nur dadurch geschehen, daß der höchste Geist Alles beseelt, und daher alles Beseelte in sich faßt, was der Scholiast durch *sarwâtmatwaṇ paramâtmanaḥ* ausdrückt. Es ist aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den besondern gebraucht, damit der 119. Slokas zum 118. passen soll, und weil auch wirklich der philosophische Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geistigen liegt. Es läßt sich daher, nach meinem Ermessen, aus der Verwechslung beider Ausdrücke an dieser Stelle nichts auf andre schließen, wo solche besondre Gründe nicht vorhanden sind.

Ich schließe jetzt diesen langen Brief. Leben Sie herzlich wohl, verzeihen Sie die Länge erst meines Stillschweigens und nun meines Schreibens und erhalten Sie mir Ihre gütigen und wohlwollenden Gesinnungen, auf die ich so hohen Werth lege. Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft der Ihrige, Humboldt.

Tegel bei Berlin, den 17. Junius, 1825.

25. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 21sten Februar 1826.

Ew. Excellenz haben die gerechteste Ursache von der Welt, ungehalten zu seyn. Daß Sie den Briefwechsel eine Zeitlang hatten ruhen lassen, war ganz in der Ordnung, und Ew. Excellenz durften darüber keine Sylbe verlieren. Ich besitze eine reichhaltige Sammlung Ihrer Briefe, woraus ich oft neue Anregung und Belehrung schöpfe. Jede Bereicherung ist unendlich willkommen. Wenn aber Ew. Excellenz unter so tiefen und weitumfassenden Forschungen, die Sie mit unermüdlicher Thätigkeit verfolgen, keine Muße finden, mir zu schreiben, so bescheide ich mich gern, daß mein persönliches Interesse gegen das allgemeine zurückstehen muß, und bin zufrieden, wenn ich nur auf andern Wegen die Gewißheit von Ihrer ununterbrochenen Heiterkeit und Gesundheit erhalte; und dieß war in jenem Zeitraume der Fall. Daß ich hingegen eine solche Sendung, wie Ihre letzte ist, so lange unbeantwortet lassen konnte, ist unerhört und unverantwortlich. Ich will nicht versuchen, es zu entschuldigen; erklären könnte ich es wohl aus der Beschaffenheit der Störungen, die ununterbrochen auf einander folgten, und mit solchen Studien ganz unverträglich

sind. Unter andern mußte ich, gleich nach Empfang Ihres Schreibens, außer dem Rectorat über zwei Monate die Stelle des Regierungs-Bevollmächtigten vertreten. Doch ich müßte meinen ganzen zeitherigen Lebenslauf erzählen, und dieß wäre ein unnützer Zeitverlust. Ich komme lieber gleich zur Hauptsache.

Ew. Excellenz können nicht bezweifeln, daß ich mich sehr glücklich schätze, mit Ihren Bemerkungen über die Bhagavad Gita meine Indische Bibliothek auszuzieren. Das meiner Übersetzung ertheilte Lob ist freilich wohl etwas zu stark, um es selbst abdrucken zu lassen: aber wer mag sich entschließen, so etwas auszuschlagen? Nur des Sanskrit kundige Leser können das einzelne verstehen; aber alle denkenden Leser werden bei den vortrefflichen allgemeinen Bemerkungen ihre Rechnung finden. Leider kann ich noch nicht melden, daß an der Indischen Bibliothek wirklich gedruckt wird. Im Kopfe habe ich den Stoff zu mehreren Heften fertig, aber auf dem Papiere sehr weniges. Wie sehr ich gestört gewesen, können Ew. Excellenz eben daraus ermessen, daß ich, ungeachtet des neuen Antriebes, den Ihr Aufsatz mir gab, dennoch kein Heft zu Stande gebracht.

Ich war schon lange gesonnen, Nachträge zur Kritik und Auslegung der Bhagavad Gita zu geben: da werden sich nun die Ihrigen vortrefflich anschließen. Wäre es aber nicht gut, die betreffenden Stellen von Langlois französisch mit abzudrucken? Meine etwanigen Nebenbemerkungen, beistimmend, bestätigend oder bezweifelnd, möchten, wenn Ew. Excellenz es genehmigen, in kleinerer Schrift unter die einzelnen Abschnitte, oder als Noten unter den Text gesetzt werden.

Die Erlaubniß, etwas als unrichtig wegzustreichen, ist mir zu bedenklich, um Gebrauch davon zu machen. Wo ich für jetzt nicht beistimmen kann, wird es meistens disputable Punkte betreffen. Indessen lege ich auf einem besondern Blatte einiges vor, was vielleicht Ew. Excellenz zur Zurücknahme oder Modification weniger Zeilen veranlassen könnte, und erwarte darüber Ihre Entscheidung.

Kaum wage ich eine schüchterne Bitte um die Auslassung eines einzigen Wortes, welches nur zweimal vorkommt. Es ist das Wort pantheistisch. Da hier die Lehre der Bhagavad Gita nicht im Ganzen erörtert wird, so kann es ja entbehrt werden, es dürfte bloß heißen: "in diesem System". Überdieß steht es bei einem Satze, worin die christlichen Mystiker wohl so ziemlich mit dem Verfasser der Bhagavad Gita übereinstimmen. Hier bildet es ein Präjudiz als ob die Sache schon ausgemacht wäre. Wenn die Behauptung im allgemeinen ausgeführt wird, dann ist es etwas andres. Mein Bruder hat schon früher die Lehre der Bhagavad Gita für Pantheismus erklärt. Ich habe ihm widersprochen, und behauptet, was ihn hiezu vermocht, seyen starke Ausdrücke von der dynamischen Allgegenwart. Ist zum reinen Theismus durchaus die Lehre von der Extramundanität der Gottheit erfoderlich? Die Immanenz des Weltalls lehrt die Bhagavad Gita freilich, unbeschadet der Emanation. Ist es im strengen Pantheismus möglich, die Gottheit von der Natur zu unterscheiden? Hört nicht alle Religion, alles ich und du, zwischen dem Gemüthe und der Gottheit auf? Ist damit die Lehre von der Vermittlung, von einer Herablassung der Gottheit um die Creatur zu sich heraufzuziehen, verträglich, welche doch so klar in der Bhagavad Gita vorgetragen wird? Ich habe ehemals die Schriften der Mystiker viel gelesen: mich

dünkt, sie theilen sich in zwei Hauptclassen, die Theosophen und die Mystiker des Gefühls. Meines Erachtens stimmt mein Indischer Weiser so ziemlich mit den theosophischen Mystikern überein; weniger mit den letzteren, weil bei diesen der Sinn für die Natur ganz erloschen ist, welcher bei ihm in ursprünglicher mythologischer Fülle lebt.

Bei den scharfsinnigen Bemerkungen über die Bildung des philosophischen Sprachgebrauchs wage ich es, folgendes Ihrer Beurtheilung vorzulegen. In der Regel sind freilich die metaphysischen Ausdrücke von sinnlichen Vorstellungen übertragen; sollte es nicht aber auch in einigen Sprachen, und namentlich im Sanskrit, ursprünglich metaphysische Wörter geben? Z. B. *dēha* von *dih,* wie *dēśa* von *diś,* ganz etymologisch richtig. Nun heißt aber *dih* beschmieren, beflecken, besudeln. Wilson giebt zwar eine zweite Bedeutung, von der er es ableiten will. Aber ich kann mich nicht erinnern, das Verbum und insbesondre das häufige Participium *digdha* jemals anders als in der obigen Bedeutung gefunden zu haben. Auch steht in dem Wurzel-Wörterbuch bei Carey bloß *lipi,* in der Englischen Übersetzung bei Wilkins ebenfalls. Wunderlich genug steht aber dabei bloß Eine mit seiner Auslegung gar nicht übereinstimmende Definition *upachayē,* welches die zweite Bedeutung von Wilson ist. Wieder einmal ein Beispiel, wie unsere Elementar-Bücher noch beschaffen sind, und wie man sich überall selbst helfen, und die Augen offen haben muß! Wenn die zweite Bedeutung sich nicht praktisch bewährt, so bin ich sehr geneigt zu glauben, sie sei bloß von Indischen Grammatikern zum Behuf der Ableitung von *dēha* ersonnen. Ist es aber von *dih* in der Bedeutung von *lipi,* so liegt ja in dem einfachen Worte, wie im Keim,

die ganze Platonische Lehre. Auch die andre Ableitung hat schon etwas wissenschaftliches. — Wie dem aber auch sei, das ist gewiß, daß bei den Indiern die Speculation so uralt und ihr Einfluß so überwiegend war, daß der metaphysische Sprachgebrauch in das Leben, wenigstens in die epische Poesie zurückgekehrt ist, und diese Erscheinung ist einzig in ihrer Art.

Meine Ansicht hängt freilich mit andern vielleicht paradoxen und deswegen besser esoterisch bleibenden Meynungen zusammen. Ich glaube nämlich, daß es ursprünglich tellurische, siderische und spirituale Sprachen giebt. Dieß würde auf die Eintheilung nach den drei *gûńa*'s hinauslaufen. Reine Exemplare von den drei Gattungen lassen sich freilich nicht nachweisen, man dürfte aber wohl versuchen, die Sprachen nach dem vorwaltenden Prinzip zu classifiziren.

Während ich dieses schrieb, empfing ich Ihre Abhandlung über die Buchstabenschrift, die ich sogleich verschlungen habe. In der Hauptsache bin ich ganz einverstanden. Mein einziger Zweifel ist nur der, ob nicht jene urweltliche Genialität, die bei der Erfindung der Buchstabenschrift gewaltet, jenes klare Bewußtseyn von den mit den Sprachorganen vorgenommenen und möglicher Weise vorzunehmenden Handlungen, von der symbolischen Bedeutung der Laute, ihrer Beziehung zu einander u. s. w.; ob, sage ich, jenes der Sprache bei ihrer Ausbildung nicht dieselben Dienste habe leisten können, als das materielle Vorhandenseyn der Buchstabenschrift?

Die Abweichung unsrer Ansichten — ich sage es mit Mistrauen gegen meine eigne Meynung — bezieht sich auf den Ursprung, und den frühesten Gang der menschlichen

Cultur. Ich kann unmöglich die ersten großen Grundlagen als den späten und allmähligen Erfolg eines experimentirenden Herumtappens betrachten; sie scheinen mir ein genialischer Wurf zu seyn, wo alles mit Einemmale da ist, wie beim Anfange des organischen Lebens. Die Urväter des Menschengeschlechtes — einige, nicht alle; denn ich fürchte, ich bin in der dreifachen Ketzerei begriffen, ein Präadamit, ein Coadamit und ein Postadamit zu seyn — vergleiche ich mit Menschen, welche die Fähigkeit besessen hätten, in einem dunkeln Schacht durch die Kraft ihrer eignen Augen zu sehen, während unsre Bergleute sich der Lampen und Laternen bedienen müssen. Julius Caesar sagte, die Schrift habe das Gedächtniß zu Grunde gerichtet. Ist es nicht mit allen Dingen so? Je vollkommner die Hülfsmittel, desto mehr erlischt der inwohnende Sinn, das angebohrne Talent. Divinatorische Durchschauung der Natur, und von außen her erworbene Erfahrung scheinen mir die beiden Pole der menschlichen Cultur zu seyn; jenes der positive, dieses der negative. Wenn einmal in einem Zeitalter, wo das letzte Princip herrschend ist, jenes durchblitzt, so nimmt selbst das Experiment einen neuen Schwung, und die mechanischen Physiker, welche die Ideen läugnen, werden mehr von ihnen geleitet, als sie selbst wissen.

Um auf die Buchstabenschrift zurückzukommen, sie wäre also — da ihr Wesen in der Analyse der articulirten Laute besteht — *virtualiter* schon in der ältesten Zeit vorhanden gewesen, wenn es auch an zubereiteten Stoffen fehlte, um sie in Ausübung zu bringen.

Auch darin bin ich ganz einverstanden, daß eine gewisse todte und einförmige Regelmäßigkeit gar keine Vollkommenheit der Sprachen ist. Adelung hatte ganz richtig bemerkt,

daß in der Deutschen Sprache die starke Conjugation (nach ihm die anomale) der schwachen mehr und mehr Platz einräume. Aber der geistlose Grammatiker hielt dieß für eine Vervollkommung, während es doch nur eine Abstumpfung ist. Die Mannigfaltigkeit der Formen, zB. der Declinationen und Conjugationen scheint mir, wenigstens imaginativ, bedeutsam gewesen zu seyn, was nachher verloren ging. Grimm betrachtet alle Anomalien als später und zufällig entstanden. Dieses gilt von den meisten, aber ich muß auch ursprüngliche, symbolische Anomalien annehmen, z. B. die der Personal-Pronomina in unsrer Sprachfamilie, und diesen Gesichtspunkt vermißte ich in Bopps sonst vortrefflicher Abhandlung. Eben so ist es mit der grammatischen Homonymie, wenn nämlich ganz verschiedene Biegungen gleich lauten. Dieses Gebrechen entsteht meistens aus der Abstumpfung, und nimmt daher bei nicht fixirten Sprachen, wie bisher bei der unsrigen, immer zu. Sollte es nicht aber auch ursprüngliche grammatische Homonymien geben, die symbolisch sind? ZB. logisch betrachtet ist es gleichgültig ob Subject und Object belebte Wesen oder unbelebte Dinge sind; imaginativ aber keinesweges, denn das Unbelebte handelt und leidet nicht eigentlich: es wirkt und erfährt Wirkungen. Diese neutrale Stellung wird nun durch die Gleichheit des Accusativus und Nominativus der Neutra [angedeutet], welche deswegen im Sanskrit, im Griechischen und Lateinischen eine wahre Schönheit ist. Im Deutschen ist es keine Schönheit mehr, weil so viele masculina und sämtliche feminina diese Eigenschaft mit den neutris gemein haben.

Ich kehre von meinen endlosen Abschweifungen zurück, um zu Ihrer Abhandlung eine kleine historische Bemerkung nachzutragen. Sie bemerken *p.* 1, daß die Chinesen die

Europäische Buchstabenschrift verschmäht haben. Aber die Unmöglichkeit, sie ihrer Sprache anzueignen, erhellet doch noch weit stärker aus der unläugbaren Thatsache, daß die Indische Buchstabenschrift von den ersten Buddhistischen Missionaren überbracht worden war. Rémusat hat in einem eignen Aufsatze, ich weiß nicht mehr in welcher Zeitschrift, die Weise geschildert, wie ein chinesischer Autor von dieser fremden Theorie der Laute Rechenschaft giebt. Der Baron Schilling von Canstadt hat mir ein chinesisches Buch gezeigt, wo in einer Columne indische Sylben standen, in der nächsten die Lautbezeichnung, in chinesischer Schrift, in einer dritten die Bedeutung. Ohne Zweifel waren es *mantra*'s, ich hatte nicht Muße es näher zu untersuchen.

Nun noch einiges über meine französischen Kritiker und meine zu machenden Antikritiken. Wird es Ew. Excellenz unangenehm seyn, wenn ich in der Nachbarschaft Ihres so milden und ruhigen Aufsatzes mir einigen Spott über Chézy und Langlois erlaube? Nach Ihrer gütigen Gesinnung für mich hatten die Artikel des letzteren Sie indignirt, und Sie hatten die magistrale Recension noch nicht gelesen. Auf Colebrooke haben sie denselben Eindruck gemacht. Er schrieb mir: *The articles, to which you allude in the Journal Asiatique, had not escaped me. I regretted to observe the tone of them. Such is not the spirit, which fellow-labourers in the great cause of Oriental litterature should evince towards each other.* Nun stellen Sie sich meine Ataraxie vor: bis jetzt eben, wo ich Ihre Bemerkungen genau von neuem durchging, hatte ich jene kaum flüchtig gelesen. Freilich wußte ich im voraus, daß Chézys Eifersucht zu einer wahren Wuth gesteigert war. Dieses dauert noch immer fort, und ist eine wahre Tragi-Komödie.

Seine Absicht war im *Journal Asiatique* mich noch weit gröber anzugreifen, aber Rémusat protestirte nachdrücklich dagegen, und so wurden dem Langlois die Höflichkeiten in seinem ersten Artikel abgedrungen.

In London bat ich Colebrooke, für meine Rechnung Commentare des Bhagavad Gita aus Calcutta zu verschreiben. Ich gedachte erst jede Beantwortung der Kritiken bis auf deren Ankunft zu verschieben, weil es sonst gewissermaßen ein Kampf mit ungleichen Waffen ist, da meine Gegner sich immer auf die Autorität des Scholiasten berufen. Indessen, da die Commentare leider nicht ankommen, so werden die Delinquenten doch nun wohl bei den nächsten Assisen vorgenommen werden müssen. Ich besitze nur das 2to Capitel der Subôdhinê, in meiner eignen Abschrift; und dieses leistet mir schon gute Dienste. Zuverläßig hat Langlois — folglich auch Chézy — den Commentator häufig misverstanden. Er hat *Cahier* 34, *p.* 248 *ad* Bh.G. XI, 22, nicht gemerkt, daß das von ihm abgeschriebene Scholion eine Citation aus den Véda's enthält.

Folgendes hätte mir gleich beim Empfange Ihres Schreibens einfallen sollen, und ich hole es mit Beschämung nach. Mein Schüler hat einen vollständigen und sauber geschriebenen *Index Verborum* zur Bhagavad Gita verfertigt: könnte dieser Ew. Excellenz bei der Beschäftigung mit dem Inhalte bequem seyn, so bin ich bereit ihn auf eine Zeitlang zu übersenden. Freilich müßte ich ihn bei der Antikritik zur Hand haben, aber diese kann ich wohl vorher abthun.

Ich bin fast entschlossen, sie französisch zu schreiben, damit sie doch an die rechte Adresse gelangt.

Wenn die Tugend in einer Mitte zwischen zwei Extremen besteht, so übe ich sie beim Briefwechsel gewiß

nicht aus, indem ich entweder gar nicht oder endlos lange Briefe schreibe. Ich schließe mit dem Versprechen, mich wo möglich in beiden Punkten zu bessern. Mit unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit

Ew. Excellenz

gehorsamster

AWvSchlegel.

Eine Sendung von einigen gedruckten Sachen, lateinischen und deutschen, wird hoffentlich richtig angekommen seyn.

26. Humboldt an Schlegel.

Ew. Hochwohlgebornen gütiger und freundschaftlicher Brief hat mir eine ungemein große Freude gemacht, und ich statte Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür ab. Ich bitte Sie aber sehr auf keine Weise zu glauben, daß ich nur einen Augenblick hätte über Ihr Stillschweigen können empfindlich seyn. Es würde mich ängstigen und vom eigenen Schreiben abhalten, wenn ich mir dächte, daß Sie Sich in einer Art moralischer Verbindlichkeit hielten, um einer Antwort willen von andern Beschäftigungen abzugehen, und ich bitte Sie recht herzlich auch künftig vollkommene Freiheit darin zu beobachten.

Ich hatte überdies in der Zwischenzeit Ihre lateinischen Schriften empfangen, und wirklich bewundert. Es ist eine beneidenswürdige Gabe, in jeder Sprache eines reinen, würdigen, reichen und zierlichen Ausdrucks mächtig zu seyn, und eine um so edlere Gabe, als sie nicht durch Studium und Uebung erworben wird. Sie setzt etwas in

dem Geiste voraus, das der verschiedenartigen Natur des nationalen Gedankenausdrucks in der Auffassung einer darin liegenden Allgemeinheit entspricht, eine Kraft die innere Eigenthümlichkeit mitten in dem gewandten Anschmiegen an fremde Formen festzuhalten. Am meisten, muß ich gestehen, hat mich das Gedicht in beiden Sprachen gefreut. Es ist in jeder Rücksicht vortreflich, und es lebt gewiß niemand, dem es auf diese Weise gelungen wäre. In dem Briefe an Blumenbach hätte ich gewünscht, daß Ew. [Hochwohlgebornen] noch mehr versucht hätten, naturhistorisch philosophische Ideen wenn nicht auszuführen, doch anzuspielen. Niemand ist so sehr, als Sie, im Stande, eine alte Sprache mit dem Ausdruck neuer Ideen glücklich ringen zu lassen, und ein solcher Kampf der Sprache mit dem Begriff ist immer ein höchst anziehendes Schauspiel.

Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Ew. Hochwohlgebornen meinen Bemerkungen einen Platz in Ihrer Bibliothek gönnen wollen. Ich bin auch ganz der Meinung, daß Langlois Stellen mit abgedruckt werden müssen, und habe nichts dagegen, wenn Ew. Hochwohlgebornen neben meinen ruhigen und milden Bemerkungen (wie Sie dieselben nennen) ein schärferes Gericht halten. Mir kam kein anderer Ton zu, da Langlois doch am Ende leicht noch mehr Sanskrit weiß, als ich. Mit Ew. Hochwohlgebornen ist es anders. Wenn Sie mir aber erlauben, Ihnen offen meine Meinung zu sagen, so würde ich auch in Ihrer Stelle diesmal auf den Spott und selbst das Spötteln verzichten, und einen ernsten Ton annehmen, in dem Sie aber deutlich äußerten, daß das Chezysche Betragen, sowie Colebrooke es sehr gut in seinem Briefe sagt, dem wahren Geist ächter Wissenschaft und Wahrheitsliebe durchaus widerspricht. Ich

glaube, das wird in Frankreich viel mehr Eindruck machen, und den Gegner ganz in sein Unrecht stellen, da bei einer ironischen Behandlung doch immer eher der Bespöttelte in Schutz genommen wird, und doch vielleicht in der Ironie die Verletzung einer gewissen Pietät gefunden werden könnte. Denn weil nun einmal Chezy früher Sanskrit gewußt hat, als Sie Sich damit beschäftigten, so fehlen doch die Anwendungen der Begriffe von Lehrern und Schülern nicht, so thöricht ich sie auch halte, da z. B. weder Bopp noch Sie, soviel mehr Sie beide doch hier ein Recht dazu hätten, mich haben dies Lehrerverhältniß fühlen lassen. Chezy arbeitet selbst nichts für das Publikum, aber ärgert sich, wenn andre es thun. Das ist die ganze kleinliche Erbärmlichkeit. Das fühlt man aber gewiß auch in Paris, wie bei uns. Ich finde es sehr natürlich, daß Sie Ihre Antikritik französisch schreiben. Ich habe aber noch keinen rechten Begriff, wie Ew. Hochwohlgebornen nun das Ganze einrichten, und auch meinen Bemerkungen einen Platz vergönnen wollen. Vermuthlich und das schiene auch mir, wenn ich mir ein Urtheil erlauben darf, das Angemessenste, trennen Sie Ihre französische Schrift von der Bibliothek, geben aber den wesentlichen Inhalt, vorzüglich das, was die Interpretation der einzelnen Stellen betrift, in der Bibliothek in andrer Form. Den Wunsch, daß, wenn Ew. Hochwohlgebornen noch Gebrauch von meinen Bemerkungen zu machen die Güte hätten, diese doch spätestens zu Michaelis dieses Jahres erschienen, werden Sie verzeihlich finden. Auf Ihre berichtigenden Anmerkungen freue ich mich sehr, und danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mir durch einiges früher Mitgetheilte Gelegenheit geben, schon jetzt einiges auszumärzen, und unnütze vermuthende Er-

klärungen abzuschneiden. Ich antworte auf diese Stellen auf einem eignen Blatt.

Daß es ursprünglich metaphysische Ausdrücke geben kann, möchte ich auf keine Weise bestreiten. Was Ew. Hochwohlgebornen über *dêha* in dieser Beziehung sagen ist nicht nur höchst scharfsinnig, sondern auch so ansprechend, daß man auf den ersten Anblick gleich es für wahr zu halten geneigt ist. Andre Begriffe sind aber wohl offenbar erst nach und nach übergetragen, und dahin möchte *yôga* gehören. Das aber dürfte doch wohl immer wahr bleiben, was ich in meinen Bemerkungen sage, daß auch den ursprünglichst metaphysischen Begriffen eine sinnliche Anschauung zum Grunde liegt. Auch in dem von Ihnen angeführten Beispiel ist es nicht anders. Allein in Sprachen, wo die Speculation schon seit sehr frühen Zeiten gewaltet hat, ist dies bei weitem nicht immer nachzuweisen. Die Idee der drei Sprachgattungen sollten Sie doch einmal ausführen. Ich bin bis auf einen gewissen Grad über das Wirken der Urvölker auf die Sprachen ganz Ihrer Meinung, ich unterscheide ebenso Natur und Erfahrung, glaube an das Divinatorische der noch kräftigen Natur, halte dafür, daß Vieles in den Sprachen kann durch einen glücklichen Wurf entstanden seyn, nehme auch ursprüngliche Flexion an; indeß halte ich mich immer innerhalb dessen, was wir gewissermaßen noch an Menschen sehen, oder wenigstens menschlich schließen können, und lasse diese Dinge, als durch nichts Factisches geradezu beweisbar (oder besser insofern sie das nicht sind) als Möglichkeiten stehen, brauche sie nicht sowohl direct, als nur um nicht, indem ich sie abläugnete, Schranken zu ziehen, von denen die Wirklichkeit frei ist, und welche die Untersuchung einengen. Nichts

ist mir so widrig, als bloß mechanische Erklärung. Dagegen gehen Sie, soviel ich sehen kann, viel weiter, setzen Uebermenschliches, oder wenigstens Menschliches, wovon wir nirgends ein Analogon ahnden können, voraus, scheinen das Mechanische, auch wo es seyn kann und ist, ganz verdrängen zu wollen, und sehen in einigen Sprachen nur jenen kühnen freien Gang einer schöpferisch bildenden Kraft, indeß Sie andre dem gebundnen und mühseligen, der irdisch an einander knüpft, hingeben. Der Hauptunterschied zwischen uns aber möchte wohl darin liegen, daß ich furchtsamer historisch zu Werke gehe. Sie reden von den Urvätern des Menschengeschlechts. Bis dahin scheint mir keine Sprache zu führen. Ich befinde mich immer nur in einer Mitte der Bildung, wo von den Fortschritten mehr oder weniger sichtbar, aber der Anfang ganz dunkel ist. Daher ist mir auch keine Sprache rein, alle, die wir kennen, sind schon gemischt. Das Glück des Organismus der sehr gelungenen scheint mir nun darin zu liegen, daß da, wo ihre Eigenthümlichkeit aus schon vorhandnen Elementen entstand (denn einen Concretions- oder Congelations- oder Krystallisationspunkt muß es für jede Sprachindividualität geben), diese Sprachen glücklich und rein organisirten Stämmen unter günstigen Umständen angehörten. Neben diesen glücklichen Ausnahmen, denn so kann man sie doch nennen, giebt es aber eine Anzahl weniger gerathener Bildungen, und da Vieles doch allen Menschen gemeinsam ist, Vieles auch allen Völkern in den Lagen, wo die gesellschaftliche Verfassung noch auf niedrigen Stufen steht, so bieten auch die glücklichst organisirten Sprachen Unvollkommenheiten, und die unvollkommenen einzelne Erstaunen erregende Vorzüge dar. Man muß nur viele einzelne

Sprachen untersuchen, die Zergliederung recht anstellen, überall das Gemeinsame sorgfältig vom Abweichenden und Eigenthümlichen abscheiden, und eine jede Sprache aus dem Gesichtspunkt betrachten, aus dem sie der Nation erscheinen mußte, die sie sprach. Diesen Weg suche ich zu gehen, und habe diese Methode noch neulich am Chinesischen versucht, das wohl in grammatischer Hinsicht eine der aller merkwürdigsten Sprachen ist. Sie ist der wahre entgegengesetzte Pol des Sanskrits, diese beiden Sprachen sind gleichsam die vollkommne Grammatik und die Grammatiklosigkeit. Zwischen beiden liegen dann die zahllosen Mundarten mit unvollkommneren Grammatiken.

Es ist wohl sehr schwer zu sagen, ob die Anomalieen die spätern oder frühern Bildungen sind. Ich glaube beides, allgemein läßt sich darin nichts entscheiden. Ich weiß nicht ob Ew. Hochwohlgebornen Beckers Deutsche Wortbildung kennen. Es ist gewiß kein zu verschmähendes Buch. Er hält die Deutsche Abwandlung: binde, band, gebunden für die ältere, und darin möchte ich ihm wohl beistimmen. Diese Vocalumlautung kann nur eine sehr frühe, gewissermaßen ursprüngliche seyn. Nachher können freilich einzelne Verba, die sie nicht hatten, so angeformt seyn. Daß die Gleichheit des Nominativ und Accusativ der Neutra eine Schönheit sey, möchte ich doch bezweifeln. Sie verschwindet, wenn ich auch alles übrige annehme, schon dadurch wenigstens im spätern Griechischen und Lateinischen, weil ja viele unbelebte Dinge Masculina und Feminina und einige Neutra belebte sind. Sollte auch der Unterschied zwischen h a n d e l n und w i r k e n so scharf aufgefaßt worden seyn? Was ich am meisten entgegensetzen möchte, ist, daß die ganze Sprache in ihrem tiefsten Wesen

Eine große Prosopopöe ist, wo das logische Urtheil $a = b$ verwandelt wird in ein Vorstellen, daß a handelt oder leidet und in der einen oder andern Beziehung mit b steht. Gerade der frischere Mensch mit noch einzeln mehr verständlicher Sprache mußte das viel lebendiger fühlen, als wir, die wir schon soviel allgemeine Verben haben, die den Begriff dem = der Mathematik so nahe, als möglich, bringen. Ohne Rücksicht auf die Bedeutung mußte also Subject und Object scharf geschieden da stehen. Die Homonymie der Neutra in diesem Fall scheint mir nur daher zu kommen, daß die Declination der Neutra überhaupt eine unvollkommnere ist. Dies zeigt das Sanskrit deutlich, wo Neutrum und Wurzelwort so oft durch nichts verschieden sind. Das Neutrum ist also noch halb Wurzelwort. Daß dies aber so ist, wird durch Ew. Hochwohlgebornen Bemerkung sehr schön erklärt. Nur das so lebendig hervortretende, daß man Geschlecht daran unterscheiden zu müssen glaubte, wurde sorgfältiger organisirt. Daß Dual und Plural mehr homonyme Casus haben, als der Singular, läßt sich wohl daher ableiten, daß man diese Formen ursprünglich weniger brauchte, und daher auch sorgloser behandelte.

Daß Ew. Hochwohlgebornen meine Abhandlung über die Buchstabenschrift einer so verweilenden Aufmerksamkeit gewürdigt haben, ist mir unendlich schmeichelhaft gewesen, und noch mehr hat es mich gefreut zu sehen, daß meine Ideen mit den Ihrigen übereinstimmen. Denn die Verschiedenheit unsrer Ansicht scheint mir, wenn sie noch eine ist, eine höchst geringe. Sie sagen: die Buchstabenschrift wäre schon in den frühesten Zeiten *virtualiter* vorhanden gewesen, wenn sie auch nicht in Ausübung gebracht wurde. Wenn Sie damit die Stelle meiner Abhandlung

vergleichen, wo ich S. 14. vom geistigen Theile des Alphabets, noch ohne Zeichen fürs Auge, spreche, so werden Sie sehen, daß es im Grunde dasselbe ist. Ich glaube nur nicht, daß die Zeichen dann lange fehlen konnten. Daurende Stoffe waren dazu nicht nothwendig. Die Hauptsache war nur, daß man den Ton im Bild schuf. Denn es scheint mir im Menschen zu liegen, daß, was sein Geist sehr lebendig ergreift, ihn auch reizt, es sich durch alle Sinne anschaulich zu machen. Ein großer Zeitraum konnte also, meines Erachtens, nicht zwischen dem Aussprechen und dem Bezeichnen eines abgesonderten Buchstabens, den man als Sylbenelement, nicht als ein eignes Wort, erkannte, liegen.

Rémusats Aufsatz, wie ein Chinesischer Autor die Buchstabenschrift schildert, ist mir leider nicht bekannt. Der Chinesischen Sprache die Buchstabenschrift, unsre oder die Indische, anzueignen, scheint mir auf keine Weise unmöglich, nicht einmal schwierig. Aber daß die Chinesen es schwerlich je thun werden, liegt, dünkt mich, darin, daß in ihrer Ansicht ihre Schrift wirklich ein Theil der Sprache ist. Sie muß also mit jedem irgend denkenden Chinesen wahrhaft verwachsen seyn. Dies liegt zum Theil in der Armuth der Sprache an Wörtern und überhaupt an Lauten, und zum Theil in andern Umständen. So drückt sich die Verwandtschaft der Begriffe im Chinesischen sehr stark in den Schriftzeichen und, soviel ich habe bemerken können, gar nicht in den Lautzeichen aus.

Des *index verborum* zur Bhagavad-Gita will ich Ew. Hochwohlgebornen auf keine Weise berauben. Ich habe freilich keinen über alle darin vorkommende Wörter, aber über die mich interessirenden habe ich mir einen genügenden

gemacht, und auch aus allen philosophischen Stellen des Manus die Wörter hinzugefügt, so daß ich ziemlich leicht in beiden Schriften die Stellen auffinden kann. Diesen ganzen Theil des Manus habe ich in diesem Sommer mir abgeschrieben und wörtlich übersetzt, und aus dieser Arbeit viel Nutzen gezogen. Auch habe ich immer den Scholiasten gelesen, und auch viel aus ihm abgeschrieben — was ich nemlich verstand. Denn ihn ganz und leicht zu verstehen, behaupte ich keinesweges.

Das pantheistisch streichen Ew. Hochwohlgebornen ja aus, wo es sich betreten läßt. Es thut hier gar nichts zur Sache. In meiner Abhandlung über das Lehrsystem der Gita habe ich schon ausdrücklich gewarnt, nicht auf Krischnas Lehren anzuwenden, was man gemeinhin vom Pantheismus praedicirt. Auch freut es mich zu sehen, daß Ew. Hochwohlgebornen auch nicht mit den Ideen Ihres Bruders über die Gita übereinstimmen, die ich gar nicht theilen kann. Indeß Pantheismus muß man doch das System, meiner Meinung nach, nennen. Die Sache scheint mir darauf zu beruhen, daß das Kriterium des Theismus die Schöpfung aus Nichts ist. Gerade diese verwirft das Indische System gänzlich. Wo nun die Welt nicht geschaffen, sondern gleich ewig mit Gott ist, da ist Dualismus, wo eine selbständige und unabhängige Welt Gott entgegensteht, oder Pantheismus, den ich aber bloß darein setze, daß die Welt immanent in Gott ist. Nicht einmal umkehren läßt sich der Satz schlechthin, wie deutliche Stellen der Gita beweisen. Dies schließt nun den Spiritualismus nicht aus, der vielmehr so stark ist, daß Welt und Materie ja fast zu durch Zauber hervorgebrachtem Schein werden, es schließt ebenso wenig eine Absonderung des Menschen von

der Gottheit aus. Diese letztere scheint mir aber auch in allem Pantheismus statt finden zu können, da auch im strengsten der Mensch sich zu Gott doch immer wie Theil zum Ganzen verhielte. Ich könnte übrigens auch in meiner, Ihnen noch unbekannten Abhandlung ohne Anstand das pantheistisch wegstreichen. Denn ich habe mich gar nicht darauf eingelassen über das System zu sprechen, es in die Reihe der andern bekannten zu classificiren, oder sonst etwas darüber zu bestimmen. Ich habe bloß gesucht, die in der ganzen Gita zerstreuten Lehrsätze zu sammeln, und mit den Beweisstellen zu ordnen. Meine ganze Abhandlung ist eigentlich nur ein ausführliches *Argumentum.* Darauf allein habe ich mich beschränkt und aus vielen Gründen. Auf diese Weise aber kann meine Arbeit dem, der nur das Gedicht selbst studiren will, nützlich seyn. Ich kann nicht läugnen, daß es mir viel Mühe gemacht hat, ehe ich mir das Ganze habe recht vor Augen stellen können, und ich will mich glücklich schätzen, wenn Sie finden sollten, daß es mir gelungen ist.

Mein Brief ist aber von einer übermäßigen Länge geworden. Der Inhalt des Ihrigen hatte mich aber so angezogen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, nicht auf jede einzelne Stelle desselben wieder einzugehen. Erhalten Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken und Ihre Freundschaft, und nehmen Sie die Versichrung meiner ausgezeichnetesten Hochachtung und Ergebenheit an.

Berlin, den 5. März, 1826. Humboldt.

27. Humboldt an Schlegel.

Ich sage Ew. Hochwohlgebornen meinen lebhaftesten Dank für Ihren gütigen Brief vom 30. vorigen Monats und für die Sorgfalt, die Sie meinem Aufsatz geschenkt haben. Ich werde mich sehr freuen, ihn in Ihrer Bibliothek abgedruckt zu wissen, und sehe den Heften mit wahrer Ungeduld entgegen, da zwei neue ja sehr Vieles von Ihnen enthalten müssen. Die Verzögerung des Abdrucks meiner Bemerkungen schadet durchaus nicht. Es konnte nie meine Absicht seyn, mit diesem Deutschen Machwerk in Paris zu wirken, und man mag es dort immerhin ignoriren. Mir war mehr um diejenigen zu thun, die in Deutschland sich mit Sanskrit beschäftigen, und um Entwicklung einiger Ideen, die mich damals gerade, wo ich ein sehr genaues Studium der Bhagavad Gita vorgenommen hatte, erfüllten. Vorzüglich angenehm ist es mir, daß Sie meinen Aufsatz mit Anmerkungen begleitet haben. Meine Abhandlung über die Gita wird jetzt gedruckt, vier Bogen, etwa die Hälfte, sind fertig und ich freue mich, sie Ihnen nun bald schicken zu können. Sie ist aus reiner Liebe zu dem Gedicht entstanden, und mir daher wirklich werth. Auch macht sie auf kein andres Verdienst Anspruch, als den Inhalt vollständig und treu darzustellen. Ich habe bei dieser Gelegenheit Guigniaut's *rélígions* nachgelesen. Der Artikel über Indien, der im Creuzer sehr mangelhaft war, hat allerdings an Stoff und Umfang gewonnen, ich möchte aber sagen, auch nur daran. Denn sonst kann man keine buntere Zusammenstellung ganz verschiedenartiger Ansichten Deutscher Schriftsteller über Indische Religion und Mythe sehen. Was aber das Schlimmste ist, so gehören diese

Ansichten lauter Leuten an, die selbst kein Sanskrit wissen, sondern nur aus Uebersetzungen geschöpft haben. Allein brauchbar bleibt diese Zusammentragung doch, und dem Creuzerschen Werke scheint mir diese Uebersetzung doch zu schaden. Man wird sehr leicht künftig mehr sie, als das Original citiren.

Was Ew. Hochwohlgebornen mir von dem Schicksal Ihres Aufsatzes in Paris schreiben, hat mich sehr erlustigt. Chezy's Benehmen ist aber wirklich unbegreiflich. Die Hofnung, die erste Lieferung des Ramayana schon zu Ostern zu erhalten, belebt mich ordentlich im Studium des Sanskrits. Ich kann mir die Schwierigkeiten der Arbeit sehr gut denken, allein soviel sie zu lösen sind, wird es Ihnen sicherlich gelungen seyn, und Sie werden Sich dadurch aufs neue ein dauerndes Denkmal des Ruhmes stiften. Von dem Haughtonschen Manus habe ich mehr erwartet. Auf der Stufe, auf der jetzt das Studium des Sanskrits steht, hätte sich doch viel mehr thun lassen. Und warum nicht gleich den Scholiasten mit abdrucken? Ob ich gleich nicht in die Lobsprüche der Engländer über diesen Commentar einstimmen kann, und es noch mehr misbillige, daß Jones eigentlich mehr ihn, als den Dichter übersetzt hat, so gewährt es doch großen Nutzen, ihn nachzulesen.

Zu Ihrem Bau wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. Es ist auch meine Liebhaberei, angenehm zu wohnen, und ich hätte sehr gewünscht, Ihnen mein hiesiges Haus zeigen zu können. Man hatte uns Hofnung gemacht, Sie diesen Herbst hier zu besitzen, es thut mir aber sehr leid zu sehen, daß eine Reise nach Berlin noch zu Ihren ganz unbestimmten Planen gehört. Die Familienverluste, von denen Sie mir schreiben, erwecken meine lebhafte Theil-

nahme. Auch ich bin in diesem Sommer zwar nicht durch so traurige Ereignisse, aber durch sehr bange Besorgnisse gestört gewesen. Meine Frau war außerordentlich leidend. Sie hat das Bad in Gastein besuchen müssen, und die Kur scheint, nach ihren Briefen, doch Erfolg zu haben. Meinen Bruder erwarte ich am Ende des Monats, und wenn er Bonn berühren kann, versäumt er gewiss nicht, Sie dort aufzusuchen.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgebohrnen gütigem Andenken und verbleibe mit der ausgezeichnetesten Hochachtung . . . .

[Tegel, 4. September 1826.]

28. Humboldt an Schlegel.

Ich habe Ew. Hochwohlgebornen beide Hefte der Indischen Bibliothek erhalten, und säume keinen Augenblick, Ihnen meinen wärmsten Dank für das große Vergnügen, und die mannigfaltige Belehrung abzustatten, welche mir diese reichhaltigen Hefte gewährt haben. Zu gleicher Zeit ist mir die französische Kritik im *Journal Asiatique* zugekommen, die mich durch die guten Einfälle, die Remusat glücklicherweise nicht vertilgt hat, sehr belustigt hat. Ich habe auch lachen müssen, daß Sie mir vorwerfen, mit Langlois zu glimpflich umzugehen. Ich war, wie Sie, überzeugt, daß er in der Stelle grobe Unwissenheit über die Declinationen sogar verrieth, aber es ist meine Art so, dergleichen Blößen lieber mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Bei andern aber tadle ich das entgegengesetzte

Verfahren im geringsten nicht. Für den sehr genauen Abdruck meiner Bemerkungen bin ich Ihnen ausnehmend verbunden. Aber für Ihre Zugaben kann ich Ihnen nicht genug danken. Sie geben erst dem Ganzen Interesse und Werth, und so leicht und hübsch sie nur hingeworfen scheinen, so liegt in ihnen, außer den originellen und scharfsinnigen Ansichten, Fülle der Gelehrsamkeit und Belesenheit. Gleich die erste über den Vyâsas stellt die Sache in den richtigen Gesichtspunkt. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dies kein Name eines Individuums, sondern ein wirklicher Collectivname ist. Die von Ihnen S. 339. angegriffene etymologische Behauptung gebe ich Ew. Hochwohlgebornen vollkommen Preis. Es erschien mir nichts Zweifelhaftes dabei, und so schrieb ich sie zu flüchtig hin. Sie haben sehr richtig gezeigt, daß sie allerdings Bedenken, und wichtige hat. Nur will mich die Ableitung von *μῆτις* von *μάομαι* auch nicht überzeugen, und daß das *τ* hier nicht radical sey, möchte ich auch noch nicht zugeben, so wenig ich bestreite, daß es eine Griechische Endung -*τις* giebt. In einem andern Punkt aber kann ich meine Meinung nicht der Ew. Hochwohlgebornen unterordnen, nemlich in dem was wir beide über die Bedeutung der psychologischen Ausdrücke und der Uebersetzung derselben sagen. Es ist allerdings richtig, daß der gewöhnliche lebendige Gebrauch diese Wörter wohl vermischt und nicht immer in bestimmten Gränzen festhält, aber der philosophische thut das Letztere, und die Gítá scheint mir ebenso wohl, wie ein Platonisches Gespräch oder ein Buch des Aristoteles, ein metaphysischer Aufsatz, wenn man ein Gedicht so nennen könnte. In der Zeit und unter dem Volke, wo diese Episode entstand, war dies die Form des philosophischen Vortrags. Ich glaube

auch nicht, daß man im Manus und der Gítá Eine Stelle finden wird, wo diese Ausdrücke von ihrer philosophisch einmal gestempelten Bedeutung abgiengen. Gewiß fodre ich nun nicht von einem Uebersetzer, und habe es deutlich gesagt, daß er für jeden dieser Ausdrücke einen bestimmten präge, und nie einen andern dafür gebrauche. Ich halte es besonders im Lateinischen sogar für unmöglich, das durchzuführen. Aber zu wünschen wäre bei Uebersetzung eines metaphysischen Gedichts eine solche Gleichförmigkeit allerdings, und die Abweichung davon darf, dünkt mich, nur Ausnahme seyn. Gerade in den Zugaben, in welchen Ew. Hochwohlgebornen hierüber sprechen, kommen aber zugleich sehr schöne und schlagende Bemerkungen und einige herrliche Etymologieen vor. — Auf meine hingewagte Meinung über *wijnâna* lege ich durchaus kein Gewicht. Allein gegen Ihre Erklärung hätte ich noch Vieles einzuwenden. Die Stelle des Amara Kosha ist allerdings sehr wichtig; könnte aber nicht *wijnâna* eine doppelte Bedeutung gehabt haben, eine esoterische und exoterische und spricht nicht das Wörterbuch nur von dieser, so wie Ew. Hochwohlgebornen auch anführen, daß die psychologischen Ausdrücke darin nicht tief philosophisch geschieden werden? Mir will gerade in die fünf Stellen des Gedichts die Annahme, daß da von menschlichen Wissenschaften die Rede sey, gar nicht passen. Ihnen scheint *wijnâna* untergeordnet, weil es in den fünf Stellen einmal mit *sa*, und einmal mit *sahita* verbunden ist; dreimal folgt es bloß auf *jnâna*. Ich gestehe aber, daß mir dies gar nicht zu beweisen scheint, daß *wijnâna* etwas mehr Untergeordnetes bedeute. Daß *wijnâna* nicht vorausgeht liegt darin, daß es mit einer Praeposition verbunden ist, wo man dann natürlich mit dem allgemeinen

Begriff anhebt. Unter den fünf Stellen scheint mir Ihre Bedeutung nur auf Eine allenfalls zu passen, nemlich auf XVIII. 42. Auf III. 41., wo Sie auch *wijnânaṇ* durch *judicium* übersetzen, schon weniger gut. VI. 8. übersetzen Sie es, und ich glaube sehr mit Recht, durch *cognitio*. Es wird da dem Yogi zugeschrieben. Die Brahmanen waren allerdings die Aufbewahrer aller Wissenschaft. Sollte das aber auch für die Vertieften gelten, und gerade im Augenblick ihrer Vertiefung, von dem da die Rede ist? Am deutlichsten aber scheinen mir die beiden noch übrigen Stellen zu beweisen, daß *wijnânaṇ* auch metaphysisch religiöse Erkenntniß der Gottheit ist. In beiden heißt es, daß Krischnas nun dem Arjunas *jnânaṇ* und *wijnânaṇ* offenbaren will. Dies Futurum geht sichtbar nicht auf eine künftige Zeit, sondern auf den Augenblick des Gesprächs selbst, und wie der Gott nun kund macht, was er verheißen hat, spricht er nur von sich und der Gottheit überhaupt, durchaus von nichts Menschlichem. VII. 2. heißt es: dieses *jnânaṇ* und *wijnânaṇ* und was vorausgegangen ist, worauf sich aber diese Erkenntniß bezieht, ist der Begriff der Gottheit. IX. 1. erhalten beide diese Erkenntnisse das Beiwort der geheimsten. In beiden Stellen folgt eine mit besondrer Weihe vorgetragene heilige Lehre. Würden VII. 2. unter *wijnânaṇ* alle Wissenschaften verstanden, so wäre der Zusatz, daß nun nichts Wissenswürdiges übrigbleibe, wirklich sehr müßig. Denn wie will etwas übrigbleiben, wenn alles schon zusammengefaßt ist? Dieser Zusatz aber hat eine hohe Kraft, wenn jene Worte nur die heilige Lehre umfassen; neben ihr, heißt es dann, bleibt nichts mehr, das wissenswürdig, übrig. In ähnlichen Stellen der Bibel heißt diese Lehre, die Summe aller Erkenntniß. Nur so, und dies

wäre vielleicht ein passender Ausweg, könnte ich Amara Sinhas Erklärung hier passend finden, daß Krischnas sagte, ich will dir erklären was alle heilige und profane Wissenschaft in sich faßt, damit aber doch nur die heilige Lehre meinte, und gleichsam die profane gegen sie fallen ließe. Allein daß er meinen sollte, der Yogi sollte jene profanen Wissenschaften treiben, und so alles Wissen in sich vereinigen, kommt mir sowohl den einzelnen Stellen, als dem Geist des ganzen Gedichts unangemessen vor. — Unter eine der bekannten Schulen die Bhagavad Gita zu bringen, ist gewiß nicht meine Absicht. Indeß ist nicht zu läugnen, daß das Daseyn solcher Schulen schon aus dem Gedicht selbst hervorgeht, und daß die Lehre desselben im Ganzen mit dem übereinkommt, was nachher Patanjalis Yoga System hieß. — Auf die Titel der Abschnitte gebe ich gleichfalls nichts und habe sie nur angeführt um Langlois mit seinen eignen Argumenten zu widerlegen. — Daß in der Bhagavad Gita das sinnliche Princip der Erkenntniß, wie Sie sagen, oder das irdische des Daseyns, wie ich es ausgedrückt habe, gänzlich aufgehoben werden, scheint mir nicht. Allerdings giebt es Stellen in ihr, welche die sinnliche Welt fast nur als einen Schein der Maya darstellen. Allein ein so entschiedner Idealismus, wie man ihn sonst wohl der Indischen Philosophie beilegt, ist in dem Gedicht nicht ausgesprochen, wie es mir wenigstens vorkommt. — Daß Sie einzelne Stellen des Commentars haben abdrucken lassen, hat mich außerordentlich gefreut. Wie herrlich wäre es, wenn man einen ganzen Commentar mit so göttlicher Correctheit und Deutlichkeit gedruckt besäße! — Der übrige Inhalt Ihrer beiden Hefte ist durchaus interessant, und einige Aufsätze müssen von jedem als vollendet

und meisterhaft auch in der Form erkannt werden. Am meisten angezogen haben mich die grammatischen und etymologischen Untersuchungen im 3ten Heft. Man kann damit nur die besten Aufsätze des verstorbnen Wolf vergleichen, aber die Ihrigen haben den unbestreitbaren Vorzug, daß sie mit wichtigen Resultaten schließen, da sich die seinigen meist in ungelöst bleibende Zweifel verliefen. — Ich räume vollkommen ein, daß, wie Ew. Hochwohlgebornen sagen, *s* im Sanskrit der Charakter des männlichen Nominativs ist. Allein ich freue mich zu sehen, daß Sie, wo Sie verbundne Worte drucken lassen, den Nominativ mit *h* (:) endigen. Ich bin schon lange darüber mit Bopp in Streit, daß er auch im Devanagari Druck in seiner Grammatik in den Paradigmen den Singularis und Pluralis immer mit *s* endigen läßt. Es scheint mir dies durchaus unstatthaft, da, wo das Wort allein steht, : schließen muß. Wie die Sprache heute liegt, müßte auf das *s* ein surder Buchstabe folgen. Für den Anfänger entsteht auch die Undeutlichkeit, daß er die wirklich mit radicalem *s* endenden Worte nicht zu unterscheiden weiß. Sie reden bei dem Nominativ *s* mit Recht von einer vorgeschichtlichen Zeit. In der heutigen Sprache läßt sich nicht einmal sagen, daß die Charakteristik des Nominativs *s* ist. Diese Charakteristik ist, wenn das Wort allein steht, :, wenn es verbunden ist, einer der Laute, die dann eintreten können, also allgemein: ein Hauch- Zisch- oder *r*-Laut. Denn Sie nehmen doch auch wohl an, daß, wenn das Visarga vor einem Vocal wegfällt, doch ein Hauch (eine Art Digamma) die beiden Vocale, die sonst zusammenlaufen würden, aus einander hält. Der Hauch wird nur bis zur bloßen Pause gemildert. — Ueber das *anuswâra* kann ich auch Bopp nicht beistimmen, daß es bloß ein

Zeichen, und also orthographisch ist. Ich halte es für eine eigne Modification des Nasenlautes, und hierin ist Bopp geneigt, mir nachzugeben. — Bei diesen Untersuchungen fällt mir ein, daß ich mich oft gefragt habe, ob die Lehre des Sandhi wohl als eine Frucht des sich verfeinernden Wohlklangs anzusehen ist, oder schon der ursprünglichen Sprache angehört haben mag. Ich glaube das Letztere. Rohe Völker sind viel eigner in Behandlung der Laute, als cultivirte. In allen Indischen Sprachen, obgleich man die Nationen jetzt wohl roh nennen muß, auch in den von dem Sanskrit weit abweichenden, wie in der Telinga, herrscht eine solche Lehre, und das Volk versteht den nicht, der sie nicht anwendet. Auch in Amerikanischen Sprachen sind Spuren davon. Diese Völker trennen auch noch viel weniger die Wörter in Gedanken ab, und behandeln eine ganze Redensart wie Ein Wort. Der Gebrauch der Schrift nimmt davon hinweg, wie man im Griechischen deutlich sieht. — Die Sprachen ohne Declination haben den guten Mannert zu einem großen Verstoß verführt, vor dem ihn die Lehre der Accente, wenn er sie wüßte, bewahrt haben würde. Im Diodor kommt ein Iberischer König Orissôn indeclinabel vor, und den hat er für den Genitiv eines Volksnamens gehalten. So paradiren auf vielen Karten Orisser, die es nie gegeben hat. Ich habe es in der Schrift über die Urbewohner Hispaniens gerügt. — HErrn Schilling von Cannstadt verdanke ich es, daß ich wenigstens etwas von *ta hio* gelesen habe. Ich besitze seine beiden lithographischen Chinesischen Schriften durch meinen Bruder. Zu den Sloken wünsche ich von Herzen Glück. Es sind wohl die ersten, diesseits des Meeres gemachten. — Daß Ew. Hochwohlgebornen den anonymen französischen Brief

p. 186. so viel ausführlicher und gründlicher beantwortet haben, als er es verdiente, werden Ihnen die Leser Dank wissen. Ihre Antwort enthält triftige und neue Wahrheiten. Ich besonders bin Ihnen für die freundliche Erwähnung meines Namens darin sehr verbunden. Erhalten Sie mir ferner diese wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnungen und nehmen Sie die aufrichtigste und herzlichste Versicherung der meinigen und meiner ausgezeichneten Hochachtung an.

Tegel, den 18. September, 1826. Humboldt.

29. Humboldt an Schlegel.

Ich eile im Augenblick, wo ich eine kleine Reise antreten muß, Ew. Hochwohlgebornen zu sagen, daß ich meine Abhandlung über die Bhagavad Gita *sous bande* für Sie zur Post gegeben habe. Ich empfehle sie mehr Ihrer freundschaftlichen Nachsicht, als Ihrer Kritik. So sehr ich vielleicht zu fürchten hätte, vor einer solchen nicht zu bestehen, so beruhigt es mich, daß Sie durch meine ganze Arbeit werden meine Liebe zu dem Gedichte durchscheinen sehen. Einem Kommentar, wie das Publicum berechtigt ist, ihn von Ew. Hochwohlgebornen zu erwarten, greift meine Arbeit nicht vor. Sie soll nichts als eine Uebersicht des systematischer geordneten Inhalts gewähren. Die Verse in meiner Abhandlung übergebe ich Ihnen mit doppelter Schüchternheit. Sie würden Ihnen ganz anders gelungen seyn. Ich habe, da ich ihnen nicht das eigentlich zu Fordernde geben konnte, wenigstens gesucht, der Treue und Einfachheit keinen Eintrag zu thun. Ew. Hochwohlgebornen werden

zwei Exemplare meiner Abhandlung erhalten und ich bitte Sie, das eine an Herrn Lassen in meinem Namen zu geben.

Mit der freundschaftlichsten Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige,

Tegel, den 10. October, 1826. Humboldt.

30. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 29sten October 26.

Ich war sehr erfreut, in einem früheren Briefe von Ew. Excellenz einigermaßen günstige Nachrichten von dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin zu finden, und diese vor kurzem durch einen späteren Brief an meinen Freund Welcker bestätigt zu hören. Ich bitte Sie, mich ihr angelegentlich zu empfehlen, und ihr meine lebhaften Wünsche für ihre vollkommne Herstellung zu bezeugen.

Ihr Herr Bruder muß jetzt bei Ihnen seyn. Herr Kunth hatte uns einige Hoffnung gemacht, wir würden ihn auf der Durchreise sehen: aber er hat auch dießmal Bonn nicht berührt, worüber ich recht betrübt gewesen bin. Ich hoffe, er wird noch vor seiner Abreise von Paris meine Sendung der Indischen Bibliothek empfangen haben, welche Herr von Olfers mitzunehmen die Güte hatte. Das ganze Packet an die französischen Gelehrten war unter seiner Adresse.

Daß Ew. Excellenz mit meiner Sorgfalt für den Abdruck Ihres Aufsatzes zufrieden waren, ist mir eine große Beruhigung. Nichts kann aber aufmunternder und anregender für mich seyn, als Ihre Urtheile und Bemerkungen über meine Aufsätze. Wenn ich viel solche Leser hoffen

dürfte, so würde ich Lust haben, die Feder gar nicht aus der Hand zu legen, und immerfort für den Druck zu schreiben. An Stoff sollte es wohl nicht fehlen. In nicht gar langer Zeit denke ich ein neues Heft ans Licht fördern zu können. Es ist mir sehr lieb, daß Ew. Excellenz meine etwas schärfere Polemik nicht misbilligen. Sie scheint mir wirklich nothwendig, um die gründliche Forschung in ihren Rechten zu behaupten, und es werden noch einige strenge Gerichte gehalten werden müssen. Ich bekomme die Nummern des *Journal Asiatique* so unordentlich, daß ich meinen Anti-Langlois noch nicht gesehen habe, eben so wenig den neuen Anti-Schlegel; der dem Vernehmen nach grob und geistlos seyn soll.

lāngulākhyō mahāmūrkaḥ paṇḍitāiṡshchāwahāsitaḥ,
udwamati wishaṃ ghōraṃ saṃkruddhaḥ ṡlāghalaṃ prati.

Die Namen haben mit einiger Willkühr behandelt werden müssen, um ihnen einen classischen Anklang zu geben.

den 10ten November. Ich lasse das obige nur stehen, um zu zeigen, daß ich schon früher den guten Willen hatte, von meiner dreifachen und vierfachen Schuld etwas abzutragen. Zwischen jenen Zeilen und diesen liegt die Eröffnung dreier Vorlesungen, und ich weiß nicht, was alles sonst. So geht es mir immer. Ich kann sowohl zu den nothwendigsten, als zu den einladendsten Briefen keine Zeit finden.

Seitdem habe ich nun Ew. Excellenz Abhandlung empfangen. Ich habe sie erst Einmal gelesen, und schon viel daraus gelernt; ich werde sie oft lesen und immer daraus lernen. Eigentlich sollte ich wohl nicht urtheilen, ich bin durch die gütige Erwähnung meiner Arbeit allzu sehr bestochen. Die Darlegung des Inhalts scheint mir

ganz vollkommen. Eine metrische Übersetzung schien mir äußerst schwer, ja fast unmöglich. Auch hierin ist außerordentlich viel geleistet. Wie wäre es, wenn Ew. Excellenz sich mit mir zur Übertragung des Ganzen vereinigten? Die metaphysischen Stellen blieben Ihnen vorbehalten, die mehr epischen könnte ich übernehmen.

„In Kuru-Land, des Rechts Wohnsitz, Kampfbegierig hinabgerückt,
„Unsre, samt dem Geschlecht Pâṇḍu's, was nun thaten sie, Sanjayas?" —
Als des Pâṇḍu-Geschlechts Heerschaar aufgestellt sah Duryôdhanas,
Zu seinem Meister hintretend, redet' er ihn, der König, an. u. s. w.

Ich könnte vielleicht einige fast mechanische Handgriffe der Versification angeben. Z. B. in den freigelassnen Stellen des Slokas sind doch manche Rhythmen zu vermeiden, namentlich der jambische, weil sonst das zweite Hemistichium, dessen letzte Hälfte ein zweiter Päon oder Dijambus seyn muß, ◡ — ◡ ⏓, völlig in einen vierfüßigen Jamben ausartet. Dieß kann nun auch dem ersten Hemistichium begegnen, wenn man es mit dem ersten Epitrit schließt, aber in die vorletzte Sylbe eine tieftonige Länge, hingegen in die drittletzte und letzte eine hochtonige setzt: ◡ —́ —̀ —́. Dann wird der Fuß schon einem Dijambus ähnlich. Vermieden wird dieß durch den Antispast oder folgenden Epitrit: ◡ —́ —́ —̀. Ich glaube meinen Gedanken am deutlichsten zu machen, wenn ich den Slokas *p.* 48 als einen ganz vollkommen versificirten anführe. Manchmal ließe sich der Rhythmus durch eine ganz leichte Umstellung verändern. ZB. *p.* 38 würde ich versuchen:

Wann zu jeglichem Thor einzieht, hell durchleuchtend, in diesen Leib
Die Erkenntniß, sodann, wisse, kommt zur Reife die Wesenheit.

Nur um zu beweisen, daß ich mit Aufmerksamkeit gelesen habe, erlaube ich mir folgende kleine Bemerkungen.

P. 4 und 55. Cap. II, 29 würde ich anders fassen. Ich nehme *ēnam* nicht als ein unbestimmtes Pronomen, sondern beziehe es auf *ātmānam.* So auch der Scholiast, in dessen Anmerkung nur Ein Wort nicht klar ist. Der Geist kann nur in seinen Wirkungen wahrgenommen werden, diese sind aber von allen Erfahrungen, die man in der Körperwelt machen kann, so verschieden, daß sie dem sinnlichen Menschen als ein Wunder erscheinen müssen. Der Scholiast vergleicht den Geist mit einem Gaukler, dem man auch nicht auf die Spur kommt, wie er seine Kunststücke zu Stande bringt.

VIII, 16. Die Stelle ist grammatisch zweideutig, wenn dieser Zweideutigkeit nicht schon durch eine anderweitig festgestellte Lehre abgeholfen ist. Dieses kommt von dem Gebrauch der Praeposition *ā* mit dem Ablativ her. Sie bedeutet sowohl den *terminus a quo* als den *terminus ad quem*, entweder mit Einschluß oder mit Ausschließung der Gränze. Alles dieß liegt in den beiden Definitionen des Amara Kosha *abhiwyāptāu sīmārthē.* Colebrooke erklärt: *until-including the limit, or exclusive of the bound or limit.* Im Amara Kosha selbst finden sich Beispiele, wo das als Gränze mit begriffen ist. Von den Zahlen heißt es: *tāsu (saṃkhyāsu) chānawatēḥ striyaḥ.* Unter ihnen sind die bis 90, von 20 an, Feminina. Nun ist aber *nawati* ein Femininum, darauf folgt das erste Neutrum *śatam.* — Für obigen Slokas scheint mir die adversative Partikel *tu* entscheidend. Es ist ein Gegensatz da. Aus der Welt des Brahmâ kehrt man noch zurück, nicht aber, wenn man zum Krishnas gelangt ist. Mit dem Begriffe des abstracten Brahmă scheint es mir nicht verträglich, ihm eine eigne Welt als Wohnsitz zuzuschreiben. Was sagt der Scholiast? — Noch nicht ganz klar ist mir XIV, 27. Colebrooke über-

setzt, wie mir Herr Lassen versichert, *pratishṭhā* in philosophischen Schriften immer durch *basis*.

Herr Lassen weiß die Ehre zu schätzen, die Ew. Excellenz ihm durch die Zusendung Ihrer Abhandlung erwiesen haben, und trägt mir auf, Ihnen seine Dankbarkeit ehrerbietigst zu bezeugen. Ich hoffe Ew. Excellenz haben seine erste Arbeit über das Pali mit dem zweiten Exemplar der Indischen Bibliothek richtig empfangen. Ich habe das ganze Packet unter der Adresse der Königlichen Akademie abgesendet. — Ew. Excellenz wollen mir erlauben, den ausgezeichneten jungen Mann Ihrer Gewogenheit zu empfehlen. Seine Förderung in der auf meinen Antrieb betretnen Laufbahn ist mir eine wichtige Angelegenheit. Ich habe an ihm einen vortrefflichen Mitarbeiter, und sehe in ihm den Fortsetzer der von mir begonnenen Unternehmungen, überhaupt eine Stütze der Indischen Philologie in Deutschland. Er wird nun nächstens promoviren: wir haben es um etwas hinausgeschoben, weil er sich auf meinen Rath zuvor des Arabischen in gewissem Grade zu bemeistern sucht. Seine Abhandlung ist aber lange fertig, und wird, hoffe ich, Ew. Excellenz Beifall erwerben. Sie handelt von der alten Geographie des Panjab, nach den Griechischen Zeugnissen, verglichen mit einheimischen Quellen.

Das erste Buch des Râmâyana, der Text nämlich, ist beinahe fertig gedruckt. Schon im Frühling hatte ich eine artige Arbeit über Tausend und Eine Nacht in französischer Sprache angefangen. Es ist ein kritischer Versuch das ursprünglich Indische darin von dem Persischen und von dem Arabischen zu sondern, und überhaupt, das beste in jener Mährchensammlung nicht nur, sondern ich möchte beinahe sagen, alle sinnreichen Mährchen in der Welt der

Indischen Litteratur zu vindiciren. Freilich, um ganz auf den Grund zu kommen, müßte man die Vrihatkathâ kennen. Ich bin dabei unterbrochen worden, eigentlich war der Aufsatz für ein Englisches Journal bestimmt und es ängstigt mich, daß ich mein Versprechen noch nicht habe halten können. — Eine *Epistola critica expostulatoria* an Herrn Heeren, für das nächste Heft der Indischen Bibliothek, ist auch halb fertig. Seine Göttingisch-professoralische *morgue* bei einer solchen compilatorischen Faselei verdient eine ernste Rüge. — Eine freundschaftliche *epistola critica* an Herrn Bopp über den Nalus ist nur noch in meinem Kopfe vorhanden: ich weiß nicht wie oft ich den Nalus darauf durchstudirt habe. — Längst habe ich eine *epistola critica* an Jakob Grimm vor: ich werde darin meine Bewunderung auf das nachdrücklichste aussprechen, dann auf theoretische Punkte, insbesondre aber auf die Vergleichung zwischen dem Sanskrit und dem Gothischen eingehn. Leider will die Feder mit den Gedanken nicht gleichen Schritt halten. — Asiatische Neuigkeiten sind nun auch angekommen: das zweite Londoner Heft und der 15te Band von Calcutta. Das giebt wieder neuen Stoff. Herr Othmar Frank hat mich angegriffen: er sieht nicht ein, daß ich ihn bisher geschont habe.

Mich wundert, daß Dr. Rosen nicht auf einige Zeit nach Bonn gekommen ist. Er hätte bei mir manche Hülfsmittel gefunden, die ihm vermuthlich in Berlin fehlen, und wäre der bereitwilligsten Mittheilungen von mir versichert gewesen. Ich habe ihm gerathen, sein Wurzelwörterbuch nicht zu übereilen, aber die Ungeduld eines talentvollen jungen Mannes, in der gelehrten Welt aufzutreten, ist ganz natürlich.

Ich wünsche Ew. Excellenz von ganzem Herzen fortdauernde Gesundheit und heitre Stimmung zur Fortsetzung

Ihrer unermeßlichen Forschungen und besonders zur Mittheilung aus dem reichen Vorrathe. Ich bitte Sie, die Versicherung meiner innigsten Verehrung und Bewunderung zu genehmigen.

Ew. Excellenz

den 12 ten November 26. gehorsamster

AWvSchlegel.

31. Humboldt an Schlegel.

Ich schicke Ew. Hochwohlgebornen anliegend, Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß, meinen Aufsatz über den Dualis. Ich muß ihn aber in jeder Rücksicht sehr Ihrer freundschaftlichen Nachsicht empfehlen. Es ist fast unvermeidlich, daß die besondere Ausführung des Gegenstandes, durch die besondern Sprachen hindurch, noch manches in dem allgemeinen Theil abändern muß, welchen dieser erste Abschnitt enthält.

Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige,

4. Mai, 1827. Humboldt.

32. Humboldt an Schlegel.

Es hat mir unendlich leid gethan, Ew. Hochwohlgebornen heute verfehlt zu haben. Ich hoffe ein andresmal glücklicher zu seyn. Ich schicke Ihnen die Bemerkungen über den Nalus zu, die ich mit vieler Belehrung gelesen und genau erwogen habe. Ich habe mir die Stellen notirt

und ich hoffe, wir sprechen noch über einiges Einzelne. Das grammatische Heft habe ich noch nicht ganz durchgelesen und behalte es noch mit Ihrer Erlaubniß.

Mit hochachtungsvoller Freundschaft

der Ihrige,

6. Mai, 1827. Humboldt.

33. Humboldt an Schlegel.

Ew. Hochwohlgebornen haben vielleicht gehört, daß man die Inschrift, die sich jetzt am neuen Museum befindet, abnehmen will, und daß die historisch philologische Classe der Akademie Auftrag bekommen hat, eine neue in Vorschlag zu bringen. Die jetzige lautet ungefähr (genau erinnere ich mich der Stellung der Worte nicht) so:

Studio antiquitatis et artium liberalium Museum constituit
Fridericus Guilelmus anno —

In unsrer Classe, in der wir ja den Vorzug haben, Ew. Hochwohlgebornen auch zu besitzen, sind mehrere Vorschläge gemacht worden, von denen aber bisher keiner irgend allgemeinen Beifall gefunden hat.

Mir ist im ersten Augenblick eingefallen, daß niemanden leicht eher ein glücklicher Gedanke zu einer Inschrift kommen würde, als Ihnen, und ich wende mich an Sie, Sie recht dringend zu bitten, diesem Gegenstand einige Augenblicke zu schenken, und uns mit einer Inschrift zu erfreuen. Wollen Ew. Hochwohlgebornen sie mir schicken, so werde ich mich sehr glücklich schätzen, sie der Classe, der ich bisher nicht gesagt habe, daß ich mich an Sie wenden würde, indem ich mich vielmehr bloß aus eignem

Antrieb dazu entschlossen habe, mittheilen, und bin sicher, daß alle übrige Mitglieder meine Freude theilen werden. Wünschen Ew. Hochwohlgebornen auch, daß Ihr Name der Classe nur und erst dann genannt werde, wenn Ihre Inschrift die Stimmenmehrheit auf sich vereinigt, so werde ich auch das pünktlich halten. Bestimmte Bedingungen über Art und Inhalt sind nicht gemacht worden. Daß der Name des Königs darauf seyn muß, versteht sich von selbst. Die Länge muß ungefähr der der jetzigen gleich seyn. Ich bitte Ew. Hochwohlgebornen recht dringend, meinen Wunsch nicht unerfüllt zurückzuweisen. Es ist doch auch schön, seinen Gedanken in glücklichem Ausdruck eine wahrhaft eherne Ewigkeit zu geben.

Für Ihren Ramayana bin ich Ihnen noch den herzlichsten Dank schuldig. Er hat mich den Sommer hindurch oft unterhalten und belehrt. Er scheint mir ein Muster von Ausgabe, und ich möchte Ihnen wohl rathen, nicht durch die Uebersetzung das Erscheinen des Textes zu verzögern, so schätzbar freilich auch eine Uebersetzung von Ihrer Hand ist, und obgleich freilich das Werk erst mit der Uebersetzung recht viele Abnehmer finden wird.

Herrn Lassens *Pentapotamia* habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen. Ich hoffe ihm selbst bald zu schreiben. Indeß bitte ich Ew. Hochwohlgebornen ihm meinen herzlichen Dank zu sagen. Es läßt sich ungemein viel von diesem Manne erwarten.

Mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige,

Berlin, den 27. November, 1827. Humboldt.

34. Humboldt an Schlegel.

Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch Ihren ausführlichen, inhaltreichen und vertraulichen Brief vom 20ten vorigen Monats aufs höchste erfreut. Wenn ich lange schwieg, so geschah es nur, weil ich Ihre Zeit und Ihre Arbeiten ehrte, und weil es mir oft an Muße gebricht, was dem, der nicht weiß, daß ich sehr langsam arbeite, unbegreiflich scheinen muß.

Ihren Ramayana habe ich noch ebensowenig als Ihren Hitopadesa. Ich statte Ihnen aber im Voraus meinen herzlichsten Dank dafür ab. Auch wissen Sie schon, wie ich über den ersteren urtheile, und ich bin überzeugt, daß ich den letzteren mit gleich dankbarer Bewunderung studiren werde. Nach Ihrer Schilderung in den Prolegomenen ist freilich der Zustand der Handschriften des Ramayana so, daß er es dem Herausgeber unmöglich macht, nicht eine gewisse Willkühr auszuüben. Bei den Griechischen und Römischen Handschriften ist man in diesem Punkte besser daran. Eine solche Willkühr werden manche in der Aufnahme der schlüpfrigen Scenen finden. Ich vertraue aber dem kritischen Alterthumsgefühl Ew. Hochwohlgeboren. Sie erwerben Sich ein unsterbliches Verdienst durch diese Ausgabe, und gewiß werden wir Ihnen noch andere künftig verdanken. Dabei fällt mir die Staatszeitung ein. Ich kannte den Artikel nicht, von dem Ew. Hochwohlgeboren reden. Ich muß mich doch nach dem Verfasser erkundigen. Auch neulich hatte sie einen wunderbareu Artikel, den mir der Herausgeber eigen zuschickte, von Klaproth gegen Champollion. Es ist wunderbar genug, ein solches Cartel in einer deutschen politischen Zeitung seinem französischen Gegner übers Meer nach Aegypten nachzuschicken.

Daß Ew. Hochwohlgeboren mit meinem Englischen Aufsatz (der aber übrigens nicht mein Englischer, sondern eine von Babington gemachte Uebersetzung meines Französischen ist) nicht unzufrieden sind, ist mir sehr angenehm gewesen. Besonders aber freut es mich, daß ich, nach Ihrem Zeugniß, nun annehmen kann, daß sich nur Ein Angelsächsisches Wort unter die von mir als Romanisch aufgeführten eingeschlichen hat. Ich hatte, als ich diese Wörter in diesem sehr eilig und ohne alle Bücher gemachten Aufsatz niederschrieb, die Angst, daß ich in mehreren Unrecht haben könnte. *timme* war mir wirklich unbekannt. Mir fiel nur auf, daß *time* und Zeit nicht zusammenhängen, aber ich hätte bedenken sollen, daß eine Ableitung von *tempus* fast noch unmöglicher ist. Sollten Sie aber glauben, daß der ehrwürdige Colebrooke aus Güte für mich die Correctur übernommen, und Rosen davon zurückgehalten, und nun geduldet hat, daß die einzigen zwei Sanskrit-Wörter so gräßlich verdruckt worden sind. Ich begriff nicht, daß mich alle schützenden Sanskritgeister auch bei dem flüchtigsten Schreiben sollten bis auf diesen Grad haben verlassen können. Die Unschuld meiner Urschrift ist aber ganz diplomatisch constatirt worden.

Eine so wichtige Autorität, als Sie sind, für meine Behauptung über die Worttrennung im Sanskrit zu entbehren, thut mir ungemein leid, allein ich sah es voraus, und nenne Sie darum gewiß nicht eigensinnig. Eine Beruhigung gewährt es mir indeß, daß unter den Einwendungen, die Ihr Brief aufstellt, keine ist, die ich nicht mir selbst gemacht, und mit in meine Berechnung aufgenommen hätte. Da ich niemals die Schranken meiner Kenntnisse aus den Augen verliere, so schreckt mich immer

am meisten der Gedanke, daß ein gar nicht von mir geahndetes Moment mir entgegentreten könnte. Bedauert aber habe ich, daß Sie in Ihrem Briefe gar nicht auf diejenigen Gründe eingehen, auf die ich sichtbar mich am meisten stütze, und über einiges Factische, worüber mir Ihr Urtheil so höchst wichtig wäre, Ihre Meinung gar nicht äußern, namentlich nicht über den Unterschied der Behandlung der dumpfen Consonanten vor Vocalen in der Mitte und am Ende der Wörter, und über die syllabische Natur des Devanagari Alphabets und die Bestimmung der sogenannten Mittelvocale. Erlauben mir jetzt Ew. Hochwohlgeboren einige Bemerkungen zu den in Ihrem Briefe enthaltenen Einwendungen.

Sie werfen mir vor, daß mein Vorschlag das uralte, zum Theil vorhistorische Herkommen ummodelt, und tadeln dies. Dagegen möchte ich zweierlei erinnern.

1., Das uralte Herkommen der Sanskrit-Schreibung, wenigstens das älteste uns bekannte, ist die durchgängige Theilung aller Sylben ohne alle Zusammenziehung inniger Art. So druckt man, soviel ich weiß, jetzt nirgends. Alle jetzigen Schreibungen trifft also derselbe Vorwurf, den Sie mir machen. Die Schreibung, der Sie noch in der Bhagavad Gita folgten, ist ja gar nicht Indisch, sondern Englisch, und erreicht höchstens ein Alter von 50 Jahren. Die, welche Sie jetzt annehmen, ist sogar neuer, als meine Neuerung, und entfernt sich eben so weit vom uralten Herkommen. Denn nichts kann diesem mehr entgegen seyn, als, wie in *tân api* z. B., den Vocal von dem vor ihm unmittelbar vorhergehenden Consonanten zu trennen. Der Unterschied liegt freilich nur, wie Ew. Hochwohlgeboren scherzhaft sagen, in etwas weißem Papier. Aber dieselbe

Rechtfertigung kann auch ich brauchen, wenn Sie mir nur etwas mehr dieses Materials zugestehen. Da wir uns mithin alle von jenem Herkommen entfernen, so ist die Discussion immer nur, was man thun muß, um nicht diesseits des Nothwendigen stehen zu bleiben, oder über das Erlaubte hinauszugehen? und diese Discussion habe ich versuchen wollen.

2., Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß die Griechen noch sehr spät hin im Schreiben die Wörter nicht getrennt haben: interessant, aber schwierig zu bestimmen möchte es dagegen seyn, die wahren Epochen genau zu fixiren, und aufzufinden, warum es bisweilen geschehen und nicht geschehen ist? Denn auf Großgriechischen Vasen ist *ὁ παῖς καλός* bald fortlaufend geschrieben, bald nicht. Ich habe in meinem Aufsatz im *Journal Asiatique* die ersten Herausgeber der Griechen darum gelobt, daß sie von dieser Sitte der Handschriften abgegangen sind. Wollten Sie im Ernst Ihnen dies Lob entziehen? Wollten Sie zum alten Herkommen zurückkehren, ja nur wünschen, man hätte es dabei gelassen?

Volney's Methode kann hier gar nicht in Vergleichung kommen. Sie greift ins Innerste der Sprache ein, was das Zusammenschreiben oder Trennen der Wörter gar nicht thut. Jene Methode ist für praktische Zwecke, wo man nur mit einer Sprache zu thun hat, und es auf keine wissenschaftliche *ἀκρίβεια* ankommt, gewiß sehr brauchbar. Als philologisches Mittel hat sie, außer einer Schaar andrer Gründe, das gegen sich, daß jeder Buchstabe zwar zu einer Classe gehört, aber selbst ein Individuum ist, und wieder nur durch ein Individuum bezeichnet werden kann, es auch so viele Individuen dieser Art giebt, daß ein irgend all-

gemeines Alphabet, womit ich mich oft beschäftigt, Hunderte von Buchstaben brauchen würde. Ein eingeborner Cherokee hat daher mit vollem Recht vor einiger Zeit, mit Wegwerfung unsrer Buchstaben, ein eigenes Alphabet erfunden, und seine ganze Nation ist ihm so einstimmig beigefallen, daß die Missionarien selbst genöthigt worden sind, dies (übrigens zum Theil syllabische) Alphabet anzunehmen. Man hat jetzt eine mit demselben gedruckte Zeitung.

Von allem diesem findet, wie Ew. Hochwohlgeboren mir gewiß Recht geben werden, gar nichts auf die Worttrennung Anwendung.

Ew. Hochwohlgeboren sagen ferner: Ist es wirklich eine allgemeine historische Thatsache, daß in allen gebildeten Sprachen eine große Sorgfalt auf die Worttrennung gewendet worden sey? und da Sie nun von der Worttrennung im Schreiben reden, so scheint es, als habe ich irgendwo behauptet, alle gebildeten Nationen hätten im Schreiben die Wörter getrennt.

Dies aber habe ich nie gethan, da mir sehr wohl, wie namentlich die vorhin berührte Stelle meines Aufsatzes im *Journal Asiatique* beweist, die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung in solcher Allgemeinheit bekannt war.

Vermuthlich haben Ew. Hochwohlgeboren S. 582. meines Aufsatzes von den Worten Obgleich die Rede bis um so nothwendiger vor Augen gehabt. Ich bedaure, daß Sie gerade diese Stelle nicht mehr beachtet haben, da sie, meiner Ansicht nach, etwas Wichtiges und vielleicht Neues enthält.

Ich rede in dieser Stelle gar nicht vom Schreiben, auf das ich erst später übergehe, sondern von dem ersten Requisit aller regelmäßigen Grammatik, der Worttrennung

durch grammatische Mittel. Ich sage darum: „das Wort auch im Laute sorgfältig zu umgränzen und mit Zeichen seiner Individualität zu versehen.“ Ich meinte damit im Sanskrit namentlich den Umstand, daß nur gewisse Consonanten ein Wort beschließen können, dann den Unterschied der Sandhi-Regeln für getrennte Wörter und für Verbindungen von Affixen mit dem Grundwort, endlich die Betonung, aber auch da nicht das geschriebene Accentzeichen.

Ich sprach ferner nicht von allen gebildeten Nationen, sondern von denjenigen, „von welchen vollkommen organisirte Sprachen ausgegangen sind,“ so daß ich an dieser Stelle nicht mit den Aegyptiern zu thun zu haben glaubte.

Das uralte Herkommen im Schreiben war, wie ich glaube, allgemein gegen die Worttrennung. Aber ich halte es in unsrer Zeit und für uns, und besonders in einer Sprache, deren Studium man Grund hat, eng an das unsrer bisherigen classischen Sprachen anzuschließen, für vernünftig und heilsam, von diesem uralten Herkommen abzugehen.

Ew. Hochwohlgebohren erklären Sich zwar gegen alle unsre kleinen philologischen Hülfsmittel, als nur der analytischen Periode der Sprachen, nicht der schöpferischen angehörend. Gewiß setze auch ich sie nur in die erstere, halte sie aber darum nicht für weniger heilsam und nützlich, und da wir, wenn wir sie plötzlich wegwerfen, darum doch nicht schöpferischer werden würden, für ganz unschädlich. Wenn es mir erlaubt ist zu sagen, so scheinen mir diese Einwendungen zu allgemein zu seyn, und zu viel zu beweisen. Die Alten, sagen Sie, haben, ohne jene Hülfsmittel, vortrefflich recitirt u. s. f. Sie haben aber auch ohne Glasscheiben studirt und gemalt. Wollen wir darum unsere Glasscheiben entzwei schlagen?

Ich sage dies Alles nur vorzüglich, weil ich wünschte Ew. Hochwohlgeboren Aufmerksamkeit auf das wahre Fundament meiner Theorie und meine eigentlichen Argumente zu richten. Sie stehen S. 582—584., dann in unmittelbarer Anwendung auf das Sanskrit S. 586—589.

Die Wolfischen Worttrennungen sind Ew. Hochwohlgeboren widerwärtig. Aber Wolf und der ihm hierin vorangegangene, so vorsichtige Reiz sind große Autoritäten. Ueber die Einwendung, daß nur Consonanten, die nicht Finalbuchstaben sind, Wörter beschließen, werde ich mich gleich erklären.

Wahre *particulas encliticas* hört man auch im Abendlande auf den Londoner Straßen, wenn das Volk ein Pronomen nach dem Verbum ausspricht. Leute, die nicht an wissenschaftliche Orthographie gewöhnt sind, schreiben auch bei uns: bistu.

Die Erleichterung für die Schüler (so sehr ich auch selbst Erleichterung bedarf) habe ich wahrlich nicht im Auge gehabt. Ich habe es im *Journal Asiatique* ausdrücklich gesagt. Aber auch Ew. Hochwohlgeboren glauben meiner Versicherung nicht, und bekämpfen dies Argument noch. Was ich wirklich im Auge habe, steht deutlich S. 583. Einem Schüler Bopps, selbst wenn er, wie doch schwerlich der Fall seyn wird, bloß Boppische Ausgaben und nur nach der Neuerung läse, wird es, kommt er an Handschriften, nicht anders ergehen, als einem Griechischen Philologen im gleichen Fall. Seine gut erlernten Sandhiregeln werden ihn durchbringen.

Das Bedürfniß einer Interpunction (denn jetzt giebt es in Gedichten nur mittelbar und einigermaßen eine durch die Versabtheilung) möchte ich doch nicht ganz wegläugnen.

Es giebt doch auch längere Sätze, das Ende des Slokas ist nicht immer das Ende des Satzes. Fragen irren auch oft. Alles das sind bei einer zweiten Lesung keine Hindernisse, aber man wünscht doch auch bei einer ersten nicht aufgehalten zu werden. Wären indeß die Vortheile der Trennung auch nicht so groß, so scheint mir das, was man dabei aufgiebt, immer noch weniger bedeutend.

Ich bin Ew. Hochwohlgeboren sehr dankbar, mir Ihr jetziges neues System auseinandergesetzt zu haben. Wenn ich von Mangel an Consequenz sprach, so war es nur, weil ich nicht wußte, daß Sie jetzt einem ganz andern Grundsatz, nämlich dem der Endbuchstaben, folgen.

Allein ich gestehe, daß es mir nicht einleuchten will, daß dies ein angemessener leitender Grundsatz für das Zusammenschreiben oder Trennen der Wörter ist. Die in der Sprache liegende Regel, daß nur gewisse Buchstaben ein Wort beschließen können, gilt doch nur vom isolirt betrachteten Worte, und enthält die nothwendige, stillschweigende Einschränkung, wenn der Endbuchstabe des Wortes nicht durch einen folgenden Anfangsbuchstaben eines andern afficirt wird. Man verletzt diese Regel daher gar nicht, wenn man den geschriebenen Wörtern Endbuchstaben *im* Zusammenhange der Rede giebt, die sie *außer* demselben nicht haben können. Aus diesem Grunde haben vermuthlich auch Reiz und Wolf an einem schließenden δ und μ keinen Anstoß genommen, da ihnen doch die Unfähigkeit dieser Buchstaben, Wörter zu beschließen, nicht unbekannt seyn konnte.

Sie sagen ferner, Ihr System vertheidigend: denn mit solchen Buchstaben *kann* ein Wort ohne Hülfe des folgenden ausgesprochen werden. Sollte es aber bei der Schrift

nicht darauf ankommen, wie es, unabhängig vom Können, in der That ausgesprochen werde? und dies, so wie, ob es, mit andern Endbuchstaben, gleich mit dem folgenden Worte zu Einem zusammenschmelze? übergehen Sie.

Ich kann mir beim Schreiben einer Sprache in Absicht der Worttrennung nur einen von folgenden zwei Zwecken denken: entweder den der Darstellung der Lautauffassung für den Verstand, oder den der Darstellung der Lautauffassung für das Ohr (die Nachahmung des mündlichen Vortrags).

Ew. Hochwohlgeboren bisheriges System genügte dem letzteren. Ihr jetziges begünstigt in verschiedenen Punkten den einen und den andern, ohne Einen ganz zu erreichen. So werden beide zugleich verletzt; wo Sie zusammenziehen, die intellectuelle Darstellung, wo Sie trennen, wie beim schließenden *n* und nachfolgendem Vocal, die phonetische. Denn die ganze hier sichtbar werdende Analogie zeigt, daß man den Vocal hier in der Aussprache ebensowenig von *n*, als von einem vorhergehenden *d* trennte. Aus diesem beständigen Zusammennehmen des Anfangsvocals mit dem vorhergehenden Endconsonanten kann ja überhaupt nur die Verwandlung der dumpfen Endconsonanten in tönende vor Vocalen erklärt werden. Ich läugne daher nicht, daß ich gewünscht hätte, Sie wären lieber bei Ihrer Schreibung in der Bhagavad Gita geblieben, die ich für richtiger halte. Ich nahm mir die Freiheit, Ihnen das schon in Absicht des End-*n*, als Sie in Berlin waren, zu sagen.

Ihrem Grundsatz, daß die legitimen Endbuchstaben getrennt bleiben, folgen Sie allerdings mit voller Consequenz. Aber ich kann weder seine Geltung, noch seine Fruchtbarkeit in dieser Anwendung einsehen.

Wenn man mit der Feinheit unterscheidet, welche diese Gegenstände, wie klein sie auch sind, nun einmal fordern, so giebt es, meines Erachtens, einen dreifachen, hier in Betrachtung kommenden Zustand der Wörter:

1., den, wo sie, mit unafficirten Endbuchstaben, getrennt stehen bleiben,

2., den, wo sie zwar getrennt bleiben, d. h. nicht mit dem folgenden Wort zu Einem werden, wo aber das folgende Wort ihre Endbuchstaben afficirt,

3., den, wo sie mit dem folgenden Wort wirklich zu Einem werden.

Für die Bezeichnung des mittleren Zustandes eignet sich nun sehr gut das Alleinstehen mit illegitimen Endbuchstaben, wie *καδ δε*.

Sie läugnen vermuthlich jenen mittleren Zustand gänzlich ab, und nehmen überall Zusammenfließen in Ein Wort an, wo sich die Grenzbuchstaben afficiren. Sie mögen darin vollkommen Recht haben, die Sache ist doch aber einer Erwägung werth, und diese einzuleiten, habe ich S. 586. versucht.

Es thut mir leid, über diesen Gegenstand so weitläuftig gewesen zu seyn. Es war mir aber wichtig, Ihnen meine Ideen vollständig darzulegen. Irre ich, so seyn Ew. Hochwohlgeboren wenigstens überzeugt, daß es nicht aus dem Eigensinn herrührt, eine einmal gemachte Behauptung nicht aufgeben zu wollen. Nichts kann weniger anmaßend seyn, als mein Aufsatz im *Journal Asiatique* war. Nur das vornehm thuende Absprechen des Herrn Dursch, was von gar keiner eigentlichen Untersuchung der Sache begleitet war, hat mich veranlaßt, den Gegenstand nun bestimmt auszuführen, und so gründlich zu untersuchen,

als es meine Kräfte erlaubten. Diese Untersuchung hat denn freilich meine Ueberzeugung befestigt, neuen überwiegenden Gründen aber würde ich ohne Bedenken nachgeben.

Das zweite Hauptthema des Briefes Ew. Hochwohlgeboren ist Bopp und seine Arbeiten, und hier bitte ich Sie, was ich Ihnen darüber sagen werde, recht freundschaftlich aufzunehmen.

Ew. Hochwohlgeboren erinnern Sich, daß ich, als ich Ihnen rieth, Ihre kostbare Zeit lieber kritischen Ausgaben, als einer neuen Grammatik zu widmen, gleich wünschte, Sie schrieben Bemerkungen über Bopps Grammatik. Dieser Meinung bin ich noch heute, und sehe dem Heft der Indischen Bibliothek, zu dem Sie Hoffnung machen, mit Verlangen entgegen.

Von Ihren Distichen lasse ich mir daher Ihr erstes gefallen für den Preis der Belehrung, die daraus entstehen muß. Mit dem von Herrn Lassen kann ich ganz einverstanden seyn. Es soll Ihnen alles Gute und Ehrenvolle gebühren. Den ersten Vers kann ich mit einem versteckten wenn verstehen. Daß der Strafwürdige, wenn er es ist, gestraft werde, ist auch meine Meinung, und das . . . . setzt mich noch mehr *à mon aise.* Ihr zweites aber muß ich in der Allgemeinheit, in der es sich ausspricht, durchaus von mir ablehnen.

Aus diesen, wenn gleich nur scherzhaften Distichen, dem Ueberdruß an den Episoden, die wenigstens das Verdienstliche haben, wenn man ihnen, wie ich nicht weiß, auch sonst viel Vorwürfe machen könnte, daß sie Dinge ans Licht bringen, die bisher unzugänglich waren, und dem ganzen Ton Ihres Briefes sehe ich, oder glaube ich wenigstens

eine gewisse Bitterkeit zu sehen, die ich recht wahrhaft bedaure. Ich bin überzeugt, daß Ew. Hochwohlgeboren keine Eifersucht haben, allein wenn, was Sie über Bopp schreiben wollen, nur halb die Farbe Ihres Briefes trägt, so werden Sie auch bei den am billigsten Urtheilenden diesem Verdacht nicht entgehen. Daß Sie der Sache gar nichts vergeben, ist meine volle Meinung, aber schon des Studiums des Sanskrits und seiner Beförderung willen, sollten Sie Ihren Erinnerungen mehr die Form eines gemeinschaftlichen Strebens nach dem gleichen Ziel, als einer Gegenschrift geben. Sie erreichen auch dadurch eine viel größere Wirkung.

Ich stehe ganz unpartheiisch zwischen Ihnen beiden. Ich kann mich, soviel Belehrung ich auch Ihnen beiden schuldig bin, einen Schüler von keinem von Ihnen nennen, Sie haben beide selbst meine Irrthümer und Unkenntnisse mit fast überhöflicher Schonung behandelt, meine langjährige Freundschaft mit Ew. Hochwohlgeboren, meine lebhafte Zuneigung und Theilnahme an Bopp stellt mich Ihnen beiden nahe, mir kann keine Eifersucht beiwohnen, da ich Sie beide in diesen Studien weit über mir erkenne. Mein Zeugniß kann mithin von keiner Seite der Partheilichkeit verdächtig seyn.

Mein Urtheil über Bopp ist nun bestimmt folgendes.

Ich gebe vollkommen zu, daß Bopp die Indischen Grammatiker nicht selbst studirt hat, und ob ich gleich, wie ich augenblicklich sagen werde, dies in ihm gerechtfertigt finde, so billige ich nicht, daß er oft zu sehr dies Studium überhaupt für nicht nothwendig erklärt. Ich thäte das schon nicht, weil gerade ein solches Urtheil mit vielem Studium verbunden seyn müßte, es ist aber auch gegen

meine Ueberzeugung, wiewohl ich, was hier zu lang zu rechtfertigen wäre, keine so vortheilhafte Meinung von den eingeborenen Grammatikern und ihrem Formelwesen habe, als Ew. Hochwohlgeboren, und die guten Griechischen für weit vorzüglicher halte.

Bopp hat sich aber über seine Methode in der Vorrede seiner Grammatik ausführlich, und freimüthig ausgesprochen, ohne daß ich darum diese Vorrede der anmaßenden Verschmähung der Grammatiker bezichtigen kann, welche Sie darin finden. Die Englischen Grammatiker hatten den Weg eingeschlagen, das Material der Sanskrit-Grammatik aus den eingeborenen Grammatiken zu entnehmen, und, mehr oder minder von der ihm in ihnen anklebenden Form befreit, in mehr oder minder selbständiger Anordnung wiederzugeben. Sie haben dies gewiß im Ganzen in großer Vollständigkeit und Richtigkeit ausgeführt, und wenn Bopp nicht dieselbe Arbeit noch einmal thun will, so ehrt er mehr ihr Verdienst, als er die Eingeborenen verschmäht.

Die Aufgabe aber, die er nach dem Eingange der Vorrede nun sich selbst stellt, ist wirklich die, welche man sich beim Schreiben einer Grammatik wirklich stellen muß, und die für das Sanskrit vorzugsweise nöthig war, besonders wenn man den höheren Zweck hatte, indem man das Sanskrit lehrte, es zugleich so darzustellen, daß die Vergleichung mit den verwandten Sprachen und dem Sprachtypus überhaupt dadurch möglich und fruchtbar gemacht wurde.

Diese Aufgabe nun hat Bopp, meinem Urtheile nach, in einem solchen Grade gelöst, daß es meine vollkommen ernstliche Meinung ist, daß seine Grammatik nicht nur die beste unter den vorhandnen Sanskrit-Grammatiken ist,

sondern daß ich auch keine einer alten Sprache kenne, die ich mit ihr vergleichen möchte. Er hat überall die in der Sprache liegende Analogie, die Bildungsgesetze und Lautgewohnheiten aufgesucht, und Fäden angeknüpft, die oft durch viele, bisweilen durch alle Theile der Sprache fortlaufen. Sollte er daher auch in Einzelnem aus Panini berichtigt werden können, sollte er selbst, was aber sehr selten der Fall seyn wird, einzelne falsche Analogien aufgestellt haben, so wird dies immer mein Urtheil über das Verdienst seiner Grammatik nicht wankend machen, weil dies in der Anlage liegt, in der dann einzelne Berichtigungen leicht einzuschalten sind.

Wie Ew. Hochwohlgeboren von Bopp in Absicht seiner Grammatik sagen können, daß er in Klarheit und Eleganz lange nicht Wilkins erreicht habe, begreife ich nicht. Vergleichen Sie doch nur das einzige Capitel vom Sandhi. Wie ganz unvollständig ist da Wilkins, wie hat er selbst das, was er anführt, so auseinandergerissen, daß alle Analogie unkenntlich wird, wie wirft er um sich mit *occasionally* und *generally*, wo man ganz anders bestimmen kann. Ich lasse darum Wilkins nicht minder volle Gerechtigkeit wiederfahren. Ich habe mein Sanskrit ganz eigentlich zuerst aus ihm gelernt. Er ist der lichtvollste unter den Engländern, hat viele und leicht zugängliche Paradigmen, und enthält großes Detail. Noch kürzlich, da ich versuchte, die Theorie der reduplicirenden Form des 3. Praeteritums (die auch bei Bopp weder vollständig noch ganz richtig ist) dergestalt aus der Sprache selbst zusammenzustellen, daß ich in Forster dies Praeteritum in allen Wurzeln durchging, und daraus, mit Bemerkung der Ausnahmen, die Regeln abstrahirte, habe ich gesehen, wie wenig übersichtlich z. B.

auch dies Capitel, bei aller Ausführlichkeit, ausgearbeitet ist. Es leuchtet in die Augen, daß Wilkins die einfachen Gesetze dieser nur verwickelt scheinenden Bildung gar nicht eingesehen hat.

Darin, die Analogie der Sprachen aufzufassen, ihrem Bildungsgange nachzugehen, die gleichen Fälle in verschiedenen zu erkennen, die nur gleich scheinenden abzusondern, besitzt Bopp, meiner Ueberzeugung nach, ein Talent und einen Blick, in denen ich ihm jetzt niemanden, als höchstens Grimm, an die Seite zu setzen wüßte. Die Sprachzergliederung und die Vorarbeiten zu einer Geschichte der edelsten uns bekannten Sprachen sind durch ihn wesentlich gefördert worden. Daß dies auch Grimms Urtheil über ihn ist, beweisen dessen öffentliche Aeußerungen über ihn, so wie das, was er mir noch im vorigen Jahre mündlich sagte. Was ich hier ausspreche, beziehe ich auf alle Arbeiten Bopps, nicht bloß auf seine Grammatik.

Darum bin ich bei weitem nicht in allen Punkten einerlei Meinung mit Bopp. Ich weiche vielmehr in manchen bedeutend ab, und finde, daß er in der Erklärung der Affixa viel weiter geht, nicht bloß als ich thun würde, sondern als man überhaupt gehen sollte. Allein auch hier ist die Bahn, die er einschlägt, auch meiner Ueberzeugung nach, die richtige, und das Anhalten am rechten Punkt ist leichter, als das Eröffnen der Bahn.

Bopps Tendenz, Grammatik und Lexicon auf die wirklich vorhandenen Texte zu gründen, da die Englischen Grammatiker und Wilson nur Grammatiker und Lexicographen zu Quellen haben, muß ich auch billigen. Es wäre doch die wahre Methode, wie auch Wilson zugesteht, wenn man mehr und ganz berichtigte Texte hätte, deren Mangel

man allein dieser Methode zum Vorwurf machen kann. Soll man aber darum die ganze Methode aufgeben? oder ihre Anwendung ins Unbestimmte hin aufschieben? Man besitzt doch schon viel, und alles ist doch nicht kritisch ungenau. Auch ergiebt sich ans dem von Bopp ziemlich zuerst versuchten Verfahren das sehr merkwürdige Factum, daß die Grammatiker eine große Zahl Wurzeln und Formen mehr haben, als die uns jetzt am meisten bekannten Texte.

Indeß würde ich niemals dafür seyn, dies zu weit zu treiben, und den überschießenden Theil nicht gleich gründlich zu studiren. Wie Sie aus meinem Briefe an Herrn Lassen gesehen haben werden, hat es mir nur geschienen, daß man daran Epochen in der Sprache erkennen könne. Wenn ich in jenem Briefe den Veda Dialect als ausgeschlossen von Paninis Gebiet ansah, so verkannte ich darum nicht, daß er hier und da seiner Erwähnung thut. Ich meinte nur, daß er doch die Veda-Eigenthümlichkeiten (wie z. B. das *tempus let*) nicht vollständig giebt.

Beim Studium Paninis darf man auch wohl nicht vergessen, daß man in ihm nur Eine, wenn gleich die berühmteste Schule hat. Man müßte die andern doch auch studiren. Nach den Beispielen, die in Carey zerstreut liegen, scheint zwar der Unterschied zwischen Vopadeva und Panini hauptsächlich nur in der Terminologie zu bestehen.

Ew. Hochwohlgeboren reden von Bopps Künsteleien mit den Personalendungen. Ich weiß nicht, worauf Sie das beziehen. Regel 299. der Grammatik giebt er die einfache Tafel. Seine Ableitungen schiebt er wirklich *r.* 298. in eine Anmerkung, und wer diese ganze Regel überschlagen will, kann es ja ohne Umstände thun. Meine Meinung ist

übrigens, daß allerdings Bopp Recht hat, daß Pronomina unter den Personalendungen stecken, daß sich aber nur wenige aufzeigen lassen, und daß in dem Zustand, wie wir die Sprache überliefert erhalten haben, keine Endung darum die ist, welche sie ist, weil sie dieses oder jenes Pronomen enthält, sondern weil sie im Schema aller Personen, auf eine, mit keiner andern zu verwechselnde Weise, die ihr angewiesene bestimmte Stelle einnimmt. Dadurch ist hauptsächlich das Sanskrit (mit den verwandten, wie ich glaube, einzig unter allen Sprachen) eine durchaus flectirte, ganz von Form durchdrungene.

Das Schreiben aller Wurzeln mit *ṇ* billige ich auch nicht, und hatte eben, ehe ich Ihren Brief erhielt, Bopp darüber bei Gelegenheit seiner lateinischen Grammatik geschrieben, ohne bis jetzt Antwort zu haben. Wenn, wie er annimmt, die Grammatiker bei dem Schreiben mit *ṇ* bloß den Grund gehabt hätten, bemerklich zu machen, daß das *n* in den bekannten Fällen verwandelt wird, so würde ich Bopp beipflichten. Das ist aber nicht allein zweifelhaft, sondern erwiesen unrichtig. Denn man schreibt, nach Bopp selbst, *praṇudati* und *praṇêdus,* und doch steht, nach den Grammatikern, in Carey's und Wilkins Wurzeln *ṇud* und *nad.* Es muß also einen andern Grund gehabt haben, und dann geht durch die allgemeine Schreibung mit *ṇ* eine, wenn gleich dunkle Thatsache verloren, was nicht seyn darf.

Liegt aber die Sache vielleicht noch anders? Ew. Hochwohlgeboren nennen es einen Irrthum, daß das *n* zu Anfange der Wurzeln durchgehends verwandelbar sey. Meinen Sie damit, daß die Regel der Verwandlung des dentalen Nasalen in den cerebralen nach *pra, pari* und *para* nicht allgemein sey, und ist es falsch, daß bei Bopp im

Nalus *nad* wie oben geschrieben ist, dann werden die Folgerungen allerdings verschieden. Dann wäre der Wurzelanlaut bei den Grammatikern doch nur zum Zweck, diese Ausnahmen anzuzeigen, da, und daß man die Wurzeln rein von allen Anzeige-Buchstaben gebe, daß man nicht einen Buchstaben, der nur unter gewissen Umständen eintritt, der Wurzel selbst gebe, und dadurch die Nothwendigkeit einer neuen Regel herbeiführe, ist vollkommen auch meine Meinung. Dann aber wäre Bopps *r.* 94.b. wieder sehr zu tadeln.

In etwas, das bei Bopp hier noch zum Grunde liegt, bin ich mit ihm verschiedener Meinung. Er betrachtet, wozu freilich auch Colebrooke Anlaß giebt, die Wurzeln als grammatische Abstracta. Ich hingegen halte sie für uralte Grundwörter, die aber in der ganz flectirten Sprache, als solche, verschwinden. Höchstens möchte ich zugeben, daß die Grammatiker, welche sie (wenige Fälle ausgenommen) allerdings bloß als wissenschaftliche Hülfsmittel brauchten, sie von gewissen Nebenlauten befreiten oder sonst Lautveränderungen mit ihnen vornahmen, um sie zu durchaus lauteren Quellen aller aus ihnen entspringenden Formen zu machen. Ich suche daher immer nach dem Erscheinen dieser Wurzeln in nicht-Sanskritischen Asiatischen Sprachen, und habe wohl Einiges, aber nicht Vieles bisher gefunden.

Wie aber Ew. Hochwohlgeboren sagen können, daß Wilkins schon über den Punkt des *n*, was wahr und vernünftig sey, genügend enthalte, begreife ich nicht, ich müßte denn eine Stelle bei ihm ganz übersehen haben. *p.* 130. *r.* 160. sagt er bloß, was ganz unvermeidlich ist, wenn man Wurzeln mit *ṇ* beginnen läßt, und *p.* 35. *r.* 60.

scheint er ganz vergessen zu haben, daß er *p.* 29. *r.* 35.[b] viel bestimmter schon dasselbe festgesetzt hatte. Die Regel von der Verwandlung des Anfangs-*n* der Wurzeln kann ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, gar nicht bei ihm finden. Vergleichen Sie damit nur Bopps *r.* 94.[a. b.] S. 62.

Schwerlich kann man glauben, daß Wilkins die hier zur Sprache kommenden Regeln klar vor sich hatte, wenn man sein Motto auf dem Titelblatt liest, wo man doch nicht gleich mit Druckfehlern anhebt. Oder irre ich mich, daß man *bhramêṇa* schreiben müßte? Er erwähnt zwar *r.* 35.[b] nicht, daß auch ein dazwischen tretender Lippenlaut die Verwandlung nicht aufhebt, allein Carey sagt es ausdrücklich, und Wilkins druckt selbst *p.* 643. *r.* 1297. *râmêṇa.* So bleibt also der auf Wilkins allein reducirte Schüler, wenn er Regel und Beispiele seines Führers vergleicht, gleich ungewiß über das, was eigentlich richtig ist. Solcher Fälle giebt es viele in Wilkins, ich hebe nur diesen heraus, weil Ew. Hochwohlgeboren ihn gerade hier loben. Ich ehre gewiß Wilkins Verdienste. Bopp konnte ja systematischer seyn, da er ihn vor sich hatte. Aber Bopps Grammatik gegen die von Wilkins herabzusetzen, kann ich nicht für frei von Partheilichkeit halten.

Die Umstellung der Personen scheint mir eine höchst gleichgültige Sache. Bopp hat keinen andern Grund dazu gehabt, als die Sanskrit-Grammatik der Griechischen gleich zu machen, was mir, wenn man einmal über diese Kleinigkeit sprechen will, beifallswerth scheint. Die Thatsache, daß die Indischen Grammatiker es anders machten, läßt sich durch eine allgemeine Anmerkung erhalten.

Den Gründen, die Ew. Hochwohlgeboren für die Indische Stellung anführen, kann ich nicht beistimmen. Es ist aller-

dings so, wenn man in der Sprachphilosophie nur Logik sieht, im Verbum nur eine Copula. Dies ist aber nun lange genug geschehen. In der Philosophie, welche die Eigenthümlichkeit des Unterschiedes zwischen Logik und aus der lebendigen, schöpferischen und begeisterten Natur der Sprache geschöpfter Theorie unterscheidet, steht gerade das colloquiale Verhältniß oben an. Davon liegt auch eine Andeutung im Pronomen aller Sprachen. Der Takt der Griechischen Grammatiker scheint mir also hier tiefer eingegangen zu seyn. Doch läßt sich in diesen allgemeinen Gründen ewig hin und her streiten, weshalb ich in solchen Dingen nicht viel auf sie gebe.

Ich möchte aber glauben, daß die Indischen Grammatiker einen andern specielleren Grund gehabt hätten. Sie stellten die Person im Schema zuerst, die sie überhaupt und oft allein anführen wollten, um die Flexionsart des Verbum zu zeigen. Dazu taugt aber die 3. sing. im Sanskrit mehr, als die erste, theils weil diese oft Vocalverlängerung hat, die in der Mehrzahl der Beugungen nicht ist, theils weil die unmittelbare Anschließung des dumpfen Zahnlauts an den Wurzelconsonanten mehr und schwierigere Verwandlungen hervorbringt. Darum billige ich Rosens beständige Anführung der 1. pers. sing. gar nicht. Die Stellung im Schema hängt damit nicht nothwendig zusammen.

Ew. Hochwohlgeboren anhaltendes Studium des Panini freut mich ungemein. Wäre es nicht sehr schön, wenn Sie alle Stellen anmerkten, die vom Sprachgebrauch der Vedas handeln? Man könnte sie dann in Ein Corpus vereinigen.

Eine höchst merkwürdige Stelle in Ihrem Briefe ist mir die gewesen, wo Sie sagen, daß aus den Grammatikern

unwidersprechlich erhelle, daß in ihrem Lande und zu ihrer Zeit das Sanskrit selbst von den untersten Volksclassen correct gesprochen worden. Hierüber sollten Sie vor Allem einmal etwas schreiben. Die Engländer nahmen, wie man aus den Asiatischen Untersuchungen sieht, an, daß das Sanskrit nur bis zu den drei ersten Kasten hinuntergieng, und scheinen in den untersten das Pracrit zu finden, was die Sanskrit-Schriftsteller einmischen. Dies kam mir wahrscheinlich vor, weil die mehrsten Sprachen Süd-Asiens einen höheren, gebildeten Dialect neben einem Volks Dialect haben. Vielleicht gelten aber diese Annahmen der Engländer nur von einer späteren Zeit, als die von Panini oder von den Grammatikern war, welche Panini benutzte.

Ich kann diesen langen Brief nicht abgehen lassen, ohne einige Worte noch selbst hinzuzufügen. Ich bin von Ew. Hochwohlgebornen Theilnahme an dem unglücklichen Ereigniß überzeugt, das mich betroffen hat. Es hat mich nicht allein tief erschüttert, sondern mich in eine Stimmung versetzt, die mich nur zurückgezogne Einsamkeit suchen läßt. Es giebt kaum irgend etwas im inneren Leben, das nicht durch ein so gewaltsames Zerreißen eines langjährigen beständigen Zusammenlebens auf das schmerzlichste in jedem Augenblick berührt würde. — Ich freue mich unendlich Ew. Hochwohlgebornen dauerhafter Gesundheit und rüstiger Arbeitslust. Möge Ihnen beides noch recht viele Jahre ungeschwächt und ungestört bleiben! Mit der herzlichsten und ausgezeichnetesten Hochachtung ganz der Ihrige

H.

Tegel, den 16. Junius, 1829.

35. Schlegel an Humboldt.

Bonn den 23sten Junius 1829.

Ew. Excellenz bitte ich um Erlaubniß, auf Ihr gestern empfangenes gehaltreiches Schreiben vorläufig nur einiges erwiedern zu dürfen. Ich habe eben eine sehr dringende Arbeit vor, worüber die Beantwortung, wenn sie ausführlich seyn sollte, gar zu lange verschoben bleiben könnte.

Ich werde gewiß nicht unterlassen, die Gründe für die neue Schreibung von neuem sorgfältig zu erwägen. Wäre ich aber noch so sehr von deren Statthaftigkeit und Zweckmäßigkeit überzeugt, so stände es nicht mehr in meiner Gewalt, sie in Ausübung zu bringen. Mein Hitôpadêsa ist gedruckt; vom Râmâyana ist der erste Band gedruckt, und wenn ich nun in dem zweiten die Methode plötzlich wechselte, so könnten die Leser mit Recht klagen, während das Töpferrad herumläuft, sey aus der *amphora* ein *urceus* geworden. Ferner möchte ich auch dem Râmâyana gern Eingang verschaffen. Es ist vorauszusehen, daß die Gelehrten in London, Paris und Calcutta sich gegen die Neuerung erklären werden. Ich bedarf aber einiges Absatzes, nicht um Gewinn zu haben, sondern nur um einen Theil der Kosten zu decken. Wenn dieß nicht erfolgt, so könnten leicht meine geringen Mittel erschöpft seyn, ehe ich das Werk zu Ende gebracht hätte. Die Subscription ist noch sehr kümmerlich, und jeder Band des Râmâyana kostet mir wenigstens 1000 Thaler. Alles zusammengenommen, Anschaffung kostbarer Bücher und Kunstsachen, Reisen, Unterstützung und Entschädigung meines Mitarbeiters, habe ich, mäßig angeschlagen, auf die Sanskrit-Studien schon über 5000 Thaler verwendet.

Da die festere Gränzbestimmung der Worttrennung Ew. Excellenz Beifall nicht gewonnen hat, so thut es mir nun wirklich leid, daß ich nicht alles ohne Zwischenräume gedruckt habe. Bei dem schließenden *n* habe ich Herrn Lassens Meynung nachgegeben. Solche unmerkliche Schritte ließen sich wohl wieder zurück thun.

Darüber, daß wir die Sylbentheilung nicht beobachten, können wir uns, glaube ich, beruhigen. In den alten Inschriften ist sie stark bezeichnet, in den Devanagari Manuscripten meistens weit weniger, und in den Bengalischen fließt alles in einander.

Ew. Excellenz glauben bei mir eine feindselige Gesinnung gegen Herrn Bopp wahrzunehmen. Folgendes sind die Thatsachen.

Ich habe ihn in sehr früher Zeit dem jetzt regierenden Könige von Baiern zur Unterstützung in England angelegentlich empfohlen, und mit Ihrem Herrn Bruder gemeinschaftlich etwas für ihn ausgewirkt; ich habe ihn in den Heidelberger Jahrbüchern dem Deutschen Publicum angekündigt, da noch niemand von ihm wußte; ich habe seinen Nalus mit Wärme aufgenommen, mit Nachdruck gelobt, und die Mängel nur leise berührt; ich habe seine Geschmacklosigkeit, seine holperichten Deutschen Verse, seine schülerhafte Latinität mit dem Mantel der Liebe bedeckt; ich habe ihm die Emendationen zum Nalus mitgetheilt, und ihm sogar die Handschrift anvertraut; ich habe ihn in der Vorrede zum Râmâyana ehrenvoll erwähnt, und ihm das Werk selbst zeitig, ehe es in den Buchhandel kam, zugeschickt. Ich habe also vom Anfange an bis auf den heutigen Tag das zuvorkommendste Betragen gegen ihn beobachtet.

Dafür habe ich nun sehr schlechten Dank erlebt. Schon vor einer Anzahl Jahren hat er mir einen übeln Streich gespielt, den ich ihm, wie aus obigem genugsam erhellet, nicht nachgetragen.

Eine vertrauliche Mittheilung von Einwürfen, wenn sie auch ganz ungegründet wären, ist immer ein freundschaftliches Verfahren. Denn wäre die Absicht feindlich, so würde man mit dem Angriffe gleich öffentlich hervortreten, damit er den Gegner unvorbereitet träfe.

Herr Bopp ist aber über die Nachweisung einiger Versehen in eine solche Entrüstung gerathen, er hat mir einen so ungehörigen Brief geschrieben, daß mir nichts übrig blieb, als die Fortsetzung des Briefwechsels höflich abzulehnen.

Jetzt da ich den vom Ministerium bewilligten Guß der kleinen Devanagari-Lettern verlange, bezeigt er sich äußerst ungefällig und legt mir Zögerungen und Hindernisse in den Weg.

Mein zweites Distichon besagt nichts weiter, als daß Herr Bopp einen ungültigen Sprachgebrauch zuweilen durch falsche Lesearten zu erweisen sucht. Davon liegen die Beispiele vor mir. Z. B. Arjuna p *p*. 77. Übrigens sind wohl keine Epigramme unschuldiger als die in einer fremden Sprache, welche kaum ein Dutzend Menschen in Deutschland verstehen; vollends wenn sie nur vertraulich mitgetheilt werden.

Herr Bopp hat allerdings grammatischen Sinn: wenn er nur die Indischen Grammatiker fleißiger studirt hätte, wenn er nicht immer Originalität anbringen wollte, wo sie nicht hingehört, so hätte er etwas recht gutes leisten mögen. Kritischer Sinn für die Unterscheidung des Ächten und

Unächten oder Verfälschten mangelt ihm gänzlich. Deswegen macht er auch keinen Unterschied zwischen beglaubigten und unbeglaubigten Texten. In der Auslegungskunst ist er schwach. Z. B. in der Anmerkung über *ētāwat* (Arjun. *p.* 109, 110.) thut er fast unglaubliche Fehlgriffe. Er will mit Unrecht Wilkins zurechtweisen, und entstellt ganz was dieser gesagt hatte. — Es wäre leicht, die Beispiele zu häufen.

Wenn mir wegen freimüthiger öffentlicher Äußerungen über das, was mir, in einem wissenschaftlichen Gebiet, irrig und verkehrt scheint, Eifersucht angeschuldigt wird, so muß ich es mir gefallen lassen. Mir ist schon manchmal schlimmeres begegnet. In diesem Falle wäre aber doch die Hypothese sehr unwahrscheinlich, theils wegen des oben angeführten, theils weil ich zur Ausführung meiner bösen Absichten fünf Jahre versäumt hätte. Ich hatte in der That wichtigeres zu thun.

Ich hoffe, Ew. Excellenz werden den unerfreulichen Inhalt dieses Briefes meinem lebhaften Wunsche, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, zu gute halten. Es wäre freilich angenehmer, einem so überschauenden und tief eindringenden Geiste gegenüber sich mit würdigeren Gegenständen der Betrachtung zu beschäftigen.

Vielerlei Störungen lassen mich in meinen Arbeiten nicht so vorwärts kommen, wie ich wohl wünschte. Im Sommer strömen mir die Reisenden von allen Weltgegenden zu, und es wäre doch unfreundlich, sie an der Thür abzuweisen. Seit vier Jahren führe ich den Vorsitz in einem Verein für die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt. Nun bin ich auch Mitglied des Municipal-Rathes geworden. Ich wollte es nicht ablehnen, in der Hoffnung,

zuweilen etwas auch für die Universität ersprießliches zu fördern.

In den öffentlichen Blättern habe ich mich bisher vergeblich nach guten Nachrichten von Ihrem Herrn Bruder umgesehen. Ich schließe mit den herzlichsten Wünschen für die Fortdauer Ihrer Gesundheit, und bitte Ew. Excellenz den Ausdruck meiner unveränderlichen Gesinnungen zu genehmigen.

Gehorsamst

AWvSchlegel.

Die Zeilen am Schlusse Ihres Briefes las ich mit inniger Rührung. Jedoch dünkt mich, bei dem Verluste des theuersten Gegenstandes liegt etwas tröstliches und linderndes in der Erinnerung der vollkommenen Harmonie, worin man gelebt hat. Wenn aber auf innige Gemeinschaft eine Trennung der Geister und Gemüther folgt, eine Spaltung, welche bis zum empörtesten Unwillen steigt, über die öffentliche Rolle, die der Andere spielt, über die Grundsätze, die er lehrt, über seine verwerflichen wiewohl ohnmächtigen Bestrebungen, Aberglauben und Geistesknechtschaft zu fördern; wenn in dieser Lage dann die letzte Trennung durch den Tod erfolgt: dann ist die Trauer zugleich unendlich schmerzlich und peinlich. Dieß war mein Fall mit meinem Bruder Friedrich. Verloren hatte ich ihn längst, und diese Wunde hat seit Jahren geblutet. So hat jeder seine eignen Leiden.

36. Humboldt an Schlegel.

Ich danke Ew. Hochwohlgebornen recht herzlich für die Güte, mich so schnell mit einer Antwort auf meinen neulichen Brief erfreut zu haben. Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, auf diesen sogleich zu erwiedern, werde mir aber erlauben, nur kurz zu seyn.

Ich bitte Ew. Hochwohlgebornen zu glauben, daß es mir nie eingefallen ist, zu glauben, daß Sie bei Ausgaben Sanskritischer Werke die gänzliche Worttrennung befolgen würden, noch weniger aber so anmaßend zu seyn, darauf irgend Anspruch zu machen. Es ist ganz etwas Andres, eine Neuerung theoretisch zu vertheidigen, als sie praktisch, wo ihr vieles rein Factische entgegentreten kann, auszuführen. Alles, was ich mir wünschte, bestand in Ew. Hochwohlgebornen Billigung der Idee und der Gründe, die mich darauf geleitet haben. Eine solche Uebereinstimmung von Ihrer Seite würde mich in meiner Ueberzeugung gänzlich befestigt haben.

Ich setze gewiß keine Eigenliebe in einen so einfachen Gedanken, und bin frei von der Sucht Proselyten zu machen. Zwei Jahre vor meinem Aufsatz im *Journal Asiatique* hatte ich mir schon einen Theil der Gesetze des Manus so abgeschrieben, und mit Interpunction versehen. Ich hätte nie darüber öffentlich gesprochen, wenn nicht der gute Rosen in der Vorrede zu seinen Wurzeln mir darüber Dinge in den Mund gelegt hätte, die nie meine Meinung waren. Den Deutschen neuesten Aufsatz habe ich nur geschrieben, weil die Herausgeber der Jahrbücher mein Stillschweigen in ihrer Zeitschrift für absichtlich zu halten anfiengen, und mich Herrn Dursch ungründliche und wenig höfliche Abfertigung meines Vorschlages verdroß.

Die Opfer, welche Ew. Hochwohlgebornen dem Sanskritstudium gebracht haben, und fortdauernd bringen, weiß niemand so sehr zu schätzen, als ich.

Ueber das, was zwischen Ew. Hochwohlgebornen und Herrn Bopp persönlich ist, so leid es mir auch thut, kann ich nicht urtheilen, und zwar um so weniger, als, wie ich sehe, es darin mir unbekannte Thatsachen giebt. Alles was ich wünsche, ist, daß diese Persönlichkeiten, und der Eindruck, den sie auf Sie beide machen, keinen Einfluß haben mögen auf die ruhige und unpartheiische Beleuchtung wissenschaftlicher Gegenstände, und daß, was gemeinschaftliche wissenschaftliche Erörterung seyn sollte, nicht als Streit zwischen zwei Gegnern erscheine. Ew. Hochwohlgebornen klagen über einen ungehörigen Brief Bopps. Mir ist dieser ganze Briefwechsel unbekannt. Allein haben Sie auch wohl geprüft, ob nicht in Ihrem Schreiben, worauf derselbe eine Antwort ist, sich ein Gefühl der Superiorität aussprach, das nun einmal nicht jeder erträgt?

Ihr schöner Ramayana ist nunmehr in meinen Händen, und den Hitopadesa hat mir Schultze verheißen. Haben doch Ew. Hochwohlgebornen die Güte mich wissen zu lassen, an wen ich die Zahlung für den Ramayana zu machen habe.

Ich bitte Ew. Hochwohlgebornen, mir Ihre gütige Theilnahme und Ihr freundschaftliches Vertrauen zu erhalten, und wiederhole Ihnen die Versicherung meiner ausgezeichnetesten Hochachtung.

Tegel, den 3. Julius, 1829. Humboldt.

Herr Lassen hat mir einen sehr interessanten Brief geschrieben, aus dem ich viel Belehrung geschöpft habe. Ich bitte Ew. Hochwohlgebornen ihm vorläufig in meinem

Namen recht herzlich dafür zu danken. Von meinem Bruder sind die letzten Nachrichten von Casan vom 8. Junius. Er wollte von dort am 9. nach Catharinenburg abgehen, und hatte die Ruinen von Bulgara (280 Wersten von Casan) besucht. Er fand auch, daß von Moscau an die Thürme, die stufenartigen Pyramiden gleichen, und wo achteckige auf viereckige gesetzt sind, an die Abbildungen ähnlicher Bauwerke in Indien erinnern.

37. Humboldt an Schlegel.

Ich habe Ew. Hochwohlgeboren am 3ten des Monats nur so flüchtig schreiben können, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, von hier aus einige Worte hinzuzusetzen.

Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht lebhaft genug ausdrücken, wie sehr es mich freut, daß Sie gerade allgemeine Betrachtungen über das Studium der Asiatischen Sprachen zum Gegenstande einer eigenen Schrift gemacht haben, und mit welchem Vergnügen ich der Belehrung entgegensehe, welche auch ich daraus schöpfen werde. Denn wenn auch Ew. Hochwohlgeboren sagen, daß Ihre Arbeit zunächst für das Englische Publicum bestimmt ist, so wird sie darum für das Deutsche nicht weniger anziehend und wichtig seyn.

Seitdem ich mich mehr mit Asiatischen Sprachen beschäftigt habe, welche nicht als herstammend von dem Sanskrit angesehen werden können, gelange ich immer mehr zu der Ueberzeugung, daß, um die Natur und das Wesen des Sanskrits und sein wahres Verhältniß zu den Asiatischen Sprachen überhaupt einzusehen, man es auf der einen Seite

mit den von ihm abstammenden Sprachen, allein auf der andern auch mit denjenigen vergleichen muß, welche Wurzeln und selbst grammatische Verhältnisse mit ihm gemein haben, welche [aber] nicht aus ihm hervorgegangen sind. Denn in den meisten Sprachen des südlichen Asiens, namentlich denen des Decan, der Javanischen, Tagalischen, Madecassischen u. s. w., ist eine doppelte Verwandtschaft mit dem Indischen sichtbar, einmal eine sehr spät entstandene, dann aber eine sich in das Dunkel des Ursprungs jeder Sprache verhüllende. Auch in den Alphabeten muß man die gleichförmige, offenbar spätere Sanskritische Anordnung von der früheren, oft sehr von der Indischen abweichenden Lautbezeichnung unterscheiden. Im Sanskrit selbst sind aber Spuren einer früheren, dem Bau jener Sprachen nicht so unähnlichen Organisation bei weitem nicht erloschen. Ueber den Zustand der Sprachen, der sich aus dem Sanskrit ableiten läßt, werden die Aufklärungen des Zend, und wenn einmal jemand darüber kommt, des Armenischen ein großes Licht verbreiten. Gewiß finden auch Ew. Hochwohlgeboren die Arbeiten Burnoufs über das Zend trefflich und wahrhaft bewundernswürdig. Dagegen ist über die Sprachen, von welchen ich sagen möchte, daß sie zum Sanskrit hinführen können, noch überaus wenig, oder eigentlich so gut als nichts geliefert worden.

Daß die Fortsetzung des Drucks Ihres Ramayana die Schwierigkeiten findet, von welchen Sie mir schreiben, schmerzt mich ungemein. Man sollte Ihnen diese Schwierigkeiten auf alle Weise erleichtern. Ich fühle aber freilich, daß dies auch Hindernisse findet. Der Fehler davon, wie von der Schwierigkeit Kunstwerke zu kaufen, liegt in dem Grunde, daß kein Fonds ausgesetzt ist, von welchem man

ganz regelmäßig wissenschaftliche Unternehmungen unterstützen könnte. Jetzt müssen immer einzelne Anträge, welche das Finanz-Ministerium unterstützen muß, beim Könige geschehen, und an dieser doppelten Klippe scheitern dann die wichtigsten Dinge, deren Nützlichkeit aber sich nicht jedem begreiflich machen läßt. Wäre das Sanskritstudium nicht in England ganz und gar vernachlässigt, so müßte eine innerlich und äußerlich so vortrefflich ausgestattete Ausgabe, als Ihr Ramayana ist, in England einen bedeutenden Absatz finden. Ich habe den ersten Band ganz durchgelesen, und wirklich nur bei sehr wenigen Stellen Anstoß gefunden; so vortrefflich hat Ihre Ausgabe das Verständniß auch dem weniger Kundigen erleichtert. Auf Ihre Sacherklärungen bin ich äußerst begierig. Werden Sie aber nicht auch grammatische Bemerkungen hinzufügen? Ich habe bemerkt, daß Sie von einigen Dingen, die ich für allgemeine Regel gehalten habe, abgewichen sind, was Sie gewiß nicht ohne Grund gethan haben.

Ew. Hochwohlgeboren haben die Güte mich nach meinen Arbeiten zu fragen. Sie werden in Kurzem eine Abhandlung von mir bekommen, in der ich auseinandersetze, daß in einigen Sprachen die Pronomina Ich, Du, Er aus den Ortsadverbien *hic*, *istic*, *illic* entstanden sind, und daß andre Sprachen diese Begriffe mit einander vertauschen. Sie sehen, daß ich immer noch bei dem Druckenlassen meiner akademischen Abhandlungen bin. Auch möchte ich nicht sagen, ob ich je zu etwas Größerem kommen werde. Wenn Sie meinen Briefwechsel mit Schiller bald einmal in die Hand nehmen, so werden Sie sehen, was Schiller, wie ich glaube, nur zu sehr mit Recht über meine Schriftstellerei prophezeit. Dieser Briefwechsel wird jetzt gedruckt, und

ich lasse ihm eine Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung vorangehen. Dies ist die letzte kleine Arbeit, die ich gemacht habe. Im Briefwechsel selbst glaube ich alle Stellen vertilgt zu haben, die irgend jemanden verletzen könnten, so wie alle, welche gar kein allgemeines Interesse darbieten. Er ist daher ungeheuer zusammengeschmolzen und wird kaum einen mäßigen Octav-Band ausmachen.

Ew. Hochwohlgeboren erwähnen abermals der höchst unverständigen und ungebührlichen Stelle in der Staatszeitung. Ihre Verdienste um das Indische, und nicht bloß um dieses, sondern auch um jeden Zweig gerade derjenigen Literatur, welche am meisten auf die Geistescultur einwirkt, sind zu sichtbar, und wirklich zu anerkannt, als daß Sie von solchen Aeußerungen auch nur Notiz nehmen sollten. Ich habe wirklich jene Stelle nur erst aus Ihrem Briefe kennen gelernt. Keine Seele hatte mir davon gesprochen. Wer giebt auf politische Zeitungen, wenn sie vom Indischen und Chinesischen reden? — Dem armen Bopp thun Sie gewiß Unrecht, wenn Sie glauben, daß er um die Stelle vor dem Drucke gewußt hat. Ob sie von einem seiner Schüler herrührt? weiß ich nicht. Es mag wohl seyn, allein auch dieser dachte wahrscheinlich nur dabei an die Grammatik, das Wörterbuch, die wohlfeilen Ausgaben der Episoden, kurz an die Hülfsmittel, durch welche das Studium den Anfängern erleichtert ist.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die erneuerte Versicherung meiner hochachtungsvollsten und freundschaftlichsten Ergebenheit an.

Ottmachau, den 11ten Juni 1830. Humboldt.

38. Humboldt an Schlegel.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich nicht lebhaft genug für die Uebersendung des neuesten Stücks der Indischen Bibliothek danken, welches ich sehr bald nach Ihrem gütigen Schreiben vom 21sten vorigen Monats empfangen habe. Ich bitte Sie, auch Herrn Dr. Lassen zu sagen, wie sehr ich ihm für die vielfache Belehrung verpflichtet bin, die ich schon jetzt nach zweimaligem Durchlesen der so gehaltvollen Abhandlung daraus geschöpft habe. Sehr oft werde ich noch zu einzelnen Stellen zurückkehren und das Ganze interessirt mich um so mehr, als ich schon seit zwei Jahren eine ausführliche Abhandlung über den Sanskritischen Formenbau liegen habe. Ich habe da natürlich auf mehrere Punkte stoßen müssen, welche Herr Lassen berührt. Seine Arbeit ist eine wahre Bereicherung dieses ganzen Studiums.

Auf Ew. Hochwohlgeboren jetzt in England herauszugebende Schrift bin ich doppelt begierig, da ich sehe, daß Sie darin so wichtige grammatische Untersuchungen berühren wollen, als die über die Agglutination ist. Ich bin darin nie, soviel es das Sanskrit betrifft, mit den gewöhnlichen Ansichten einig gewesen, noch weniger mit denen Ihres verstorbenen Bruders. Wie die Sache jetzt gewöhnlich gefaßt wird, ist, meiner Meinung nach, nicht einmal die Frage richtig gestellt.

Daß Ew. Hochwohlgeboren Ihre Aufsätze aus dem Berliner Kalender Französisch wollen zusammen drucken lassen, ist ein höchst glücklicher Gedanke. So in verschiedene Jahrgänge zerstückt, wird eine wichtige Arbeit weder richtig beurtheilt, noch vollkommen genossen.

Ich bin so frei, Ew. Hochwohlgeboren die Vorerinnerung zu meinem Briefwechsel mit Schiller zuzuschicken. Da ich kein anderes Exemplar disponibel habe, darf ich Sie wohl um die Gefälligkeit bitten, dieses auch Herrn Professor Welcker zum Lesen mitzutheilen. Den Briefwechsel selbst habe ich noch nicht erhalten. Eine Recension von Göthes zweitem Römischem Aufenthalte haben Sie wohl in den Berliner Jahrbüchern gelesen. Es sollte mich sehr freuen, wenn diese Arbeiten Ihre Zustimmung erhielten. Sie haben für mich schon den Werth, daß sie mich Wochen und Monate lang in eine glücklichere und genußvollere Zeit zurückversetzt haben, als mein Leben jetzt noch seyn kann.

Mit der herzlichsten und ausgezeichnetesten Hochachtung

der Ihrige,

Tegel, den 24. October 1830. Humboldt.

39. Humboldt an Schlegel.

Norderney, den 12ten August 1831.

Ew. Hochwohlgeboren werden Sich wundern, einen Brief von mir aus dieser äußersten Insel Deutschlands zu empfangen. Obgleich aber das hiesige Baden nicht mit dem Eintauchen in die heiligen Fluthen des Ganges verglichen werden kann, welches der Indische Spruch zu den drei Dingen zählt, welche der Welt (die nie mehr als jetzt das ihr dort gegebene Beiwort verdient hat) Wesenheit und Mark geben, so ist es doch auch heilsam und wohlthätig, und scheint dies auch an mir beweisen zu wollen. Die Schwäche, an der ich leide, und die vorzüglich wohl aus dem Rücken-

mark entspringt, hat sich schon in den vier Wochen, die ich jetzt hier bin, zu heben angefangen. Ew. Hochwohlgeboren haben den Slokas, den ich soeben anführte, aus Ihrem Hitopadesa weggelassen, und wenn man den Zusammenhang betrachtet, sollten Sie auch keinen andern Grund dazu gehabt haben, gewiß mit Recht. Sie sehen hieraus, daß ich mich mit Ihrer neuen Ausgabe beschäftige, sie ist sogar das einzige Buch, welches ich mithergenommen habe. Ich vergleiche sie genau mit der von Wilkins, und kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich mich freue, daß man jetzt das zugleich so liebliche und gehaltvolle Werk ohne allen Anstoß und mit unendlich erhöhtem Genuß zu lesen im Stande ist. Es liegt in der Natur des Werkes, in der gediegenen Kürze der Sprüche und in dem Umstande, daß viele von diesen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange gerissen sind, wenn die Auffassung des richtigen Sinnes angestrengteres Nachdenken erfordert, auch in einigen Stellen immer noch Dunkelheit zurückbleibt. Die Schwierigkeiten aber, welche ein verdorbener Text mit sich führt, sind durch Sie sehr glücklich gehoben, und Sie haben Sich dadurch ein neues großes Verdienst um die Literatur, wirklich nicht bloß um die Indische, erworben. Die Reinigung des Textes von den zahllosen, leicht in die Augen fallenden Fehlern der Londoner Ausgabe, da diese noch mehrere zu der von Calcutta hinzugefügt hatte, war schon ungemein wichtig, wenn es auch nur das geringste Verdienst Ihrer Arbeit ist. Das wahre liegt natürlich in der höheren Kritik, durch welche Sie Stellen verbessert, Sprüche weggeschnitten und andre aufgenommen haben. Es ist mir eine sehr angenehme Beschäftigung, den Gründen dieser Veränderungen nachzuspüren, und ich bin ungeduldig, aus

den Noten der Ausgabe zu erfahren, in wie weit Sie hierbei durch Handschriften unterstützt worden sind. Aus kleinen und ganz gleichgültigen Veränderungen schließe ich, daß Sie Ihrer Ausgabe eine ganz andre Handschrift zum Grunde gelegt haben, der Sie nun auch, da sie in den wichtigen Stellen die besseren Lesarten enthält, mit Recht in den gleichgültigeren folgen. Ein großes Verdienst sollten Sie Sich noch in Absicht des Hitopadesa erwerben, ich meine eine Uebersetzung, aber eine Deutsche, um das Werk wirklich allgemein bekannt zu machen. Niemanden, als Ihnen, könnte dies allerdings sehr schwierige Unternehmen gelingen. Ihnen aber würde es, dächte ich, nicht einmal sehr viel Mühe und nicht übermäßige Zeit kosten. Wenn man in einer durchaus originellen Literatur, wie die Indische ist, das ihr allereigenthümlichste herausheben soll, so muß man den Hitopadesa nennen. Er läßt sich durchaus mit nichts, was wenigstens mir sonst bekannt ist, vergleichen, man mag auf Sammlungen von Sittensprüchen oder von Fabeln in andern Sprachen sehen. Die sinnreiche und zierliche Kürze der Erzählungen, die naive Schilderung der Thier-Charaktere, die Verwebung der Fabeln in einander, und die Schönheit und Gediegenheit der Sprüche dazwischen macht, daß man in der Bewunderung des kleinen Werks und in dem Interesse daran nie müde wird. Auch hat es nicht so, als z. B. die Gita, Stellen, die durch Wiederholungen und sonst die Theilnahme herabsinken lassen.

Mit dem Anfange des künftigen Monats werde ich wieder in Berlin seyn. Mein Bruder dürfte wohl erst später im Jahre dahin zurückkehren. Er ist aber auch jetzt in Paris mit wissenschaftlichen Arbeiten sehr anhaltend beschäftigt.

Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren mich Ihrem Freunde Herrn Dr. Lassen angelegentlichst zu empfehlen, und die Versicherung meiner freundschaftlichsten Hochachtung anzunehmen.

Humboldt.

Ich habe ja noch nirgends Ihre Schrift, welche in London gedruckt werden sollte, angezeigt gesehen. Ist sie wirklich noch nicht erschienen?

40. Humboldt an Schlegel.

Ew. Hochwohlgeboren haben die Güte gehabt, mir durch meinen Bruder so freundlich anzubieten, mir eines oder das andre der Ihnen von Crawfurd geschenkten Manuscripte leihen zu wollen, daß ich nicht länger anstehen kann, Ihnen meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank dafür abzustatten. Die Bugis Handschrift kann mir nicht dienen. Ich habe selbst eine sehr schöne von Crawfurd. Bei den wenigen Hülfsmitteln aber, die man bis jetzt über die Sprache besitzt, wäre es ein vergebliches Unternehmen, sich damit zu beschäftigen. Die beiden Javanischen Handschriften würden mich interessiren, wenn sie vielleicht Kawi Handschriften oder aus dem Kawi übersetzt wären. Auch wenn sie, was aber schwerlich der Fall ist, mit Hülfsmitteln versehen wären, würde ich sie gern durchlaufen. Ich kenne das Javanische grammatisch genau und habe Mehreres von aller Uebersetzung entblößt gelesen. Wo das sehr mangelhafte Wörterbuch mich verläßt, bleibt noch die Analogie des Malayischen und Tagalischen. Wo aber auch diese nicht ausreicht, da versiegt natürlich auch das Ver-

ständniß. Ich habe durch Crawfurds außerordentliche Güte endlich den Text des von Raffles so fehlerhaft abgedruckten Kawi Gedichtes erhalten. Zum Theil ist eine Javanische Paraphrase der einzelnen Wörter und eine Javanische Uebersetzung dabei. Dies neue Hülfsmittel veranlaßt mich eine schon fertige Schrift über das Kawi ganz von neuem durchzuarbeiten. Ich bin nun auch darauf gekommen, tiefer in die Frage des Buddhismus auf Java einzugehen, und habe die Buddha Bilder und bei Gelegenheit der großen Pyramide im District von Kedu die Dagop (doch wohl eigentlich *dêhagup* oder *dêhagôpa*) vorzüglich ausführlich abgehandelt. Nur hindert mich sehr die Schwäche meines Gesichts und daß ich Alles dictiren muß. Beides macht das Arbeiten langsam und unsicher.

Für die gütige Uebersendung Ihrer neuen Französischen Schrift sage ich Ew. Hochwohlgeboren meinen herzlichsten Dank und bitte Sie, denselben auch Herrn Lassen in meinem Namen auszudrücken. Ich habe leider nur erst die Vorreden lesen können, die mich aber ungemein angezogen haben.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken und erlauben Sie mir, Ihnen die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu wiederholen.

Tegel, den 24sten October 1832. Humboldt.

ANMERKUNGEN.

Wilhelm von Humboldts und August Wilhelm Schlegels Lebenswege haben sich zu wiederholten Malen, wenn auch niemals auf längere Zeit gekreuzt. Seit die gleiche Richtung ihrer geistigen Interessen auf Poesie, Philologie und Ästhetik sie als Jünglinge zusammengeführt hatte, haben sie durch die Mannesjahre hindurch einer für des andern Leistungen und Persönlichkeit stets eine achtungsvolle, hie und da fast freundschaftliche Teilnahme gehegt. Daß diese fest begründet und aufrichtig gemeint war, ersehen wir aus dem Umstande, daß selbst der heftige Antagonismus der romantischen Kreise, besonders Friedrich Schlegels, der den besonneneren Bruder mitzog, gegen Humboldts intimsten Freund Schiller ihr nicht ernstlich gefährlich werden konnte. Wie ihre gelegentlichen persönlichen Berührungen blieb auch die Korrespondenz beider gleichaltriger Männer zufällig und mannigfach unterbrochen. Erst an der Schwelle des Alters brachten ihnen gemeinsame Forschungen auf dem Gebiete der altindischen Sprache und Literatur und gemeinsames Interesse für sprachphilosophische und sprachgeschichtliche Probleme einen lebhafteren, durch Jahre hindurch fortgesetzten brieflichen Gedankenaustausch. Welchen Eindruck sie bei den persönlichen Begegnungen bis gegen Anfang dieses Briefwechsels hin, die ich im folgenden kurz überblicke, von einander hatten, können wir leider nur auf Humboldts Seite genauer verfolgen.

Während der gemeinsamen Göttinger Studienzeit in den Jahren 1788 und 1789 waren sie sich zuerst nahegekommen: beide trieben unter Heynes Leitung klassisch-philologische Studien, verkehrten mit Bürger, von dem

Schlegel damals als junger Aar mit königlichem Flug in einem Sonett gefeiert wurde, und disputierten über neuere literarische Erscheinungen wie Heinses Ardinghello. Als Humboldt dann nach seiner Heirat im Sommer 1791 von Burgörner aus die abgerissenen Fäden persönlicher Bekanntschaften brieflich wieder anzuknüpfen sich bemühte, gehörte auch Schlegel zu der Zahl derer, deren Verkehr er gerne wiedergewonnen hätte; aber sein uns nicht erhaltenes Schreiben blieb unbeantwortet und er mußte sich von Schlegel vergessen glauben. Erst das Mißgeschick, das im Frühjahr 1793 Schlegels Freundin Karoline Böhmer, dann seine erste Gattin, traf, brachte für kurze Zeit eine Korrespondenz in Fluß, da man Humboldt, dessen nahe Beziehungen zum Koadjutor Dalberg bekannt waren, um seine Vermittelung beim Mainzer Hofe gebeten hatte, das Los der Gefangenen zu mildern. Zwei Briefe Humboldts an Schlegel aus dieser Zeit sind bekannt (25. Mai 1793: Karoline 1, 378; 16. November 1793: Klette, Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung S. IV), Schlegels Antworten und die Korrespondenz mit Karoline selbst dagegen nicht. Dann ruht die Verbindung fast volle drei Jahre. Aus der Zwischenzeit, aus dem Sommer 1795, wo Humboldt in Berlin den Druck von Schillers erstem Musenalmanach überwachte, haben wir ein Urteil von ihm über Gedichte Schlegels, die darin erschienen, in einem Briefe an Schiller: es ist ihm auffallend, wie alles, was Schlegel dichte, der sich doch unter Bürger und noch dazu in dessen schlechtester Periode ausgebildet habe, sich vor den Werken der übrigen jüngeren Dichter auszeichne, indem es, obwohl manchmal weder an Gedanken noch an Gefühl reich, niemals ins Gemeine und Gewöhnliche falle, sondern immer das Gepräge einer besseren Schule an sich trage.

Um die Zeit, als diese Worte geschrieben wurden, hatte Schlegel schon seine Amsterdamer Hauslehrerstellung aufgegeben und war nach Deutschland zurückgekehrt. In

Braunschweig traf er mit Karoline zusammen, die er im folgenden Jahre heiratete. In einem Briefe, der zugleich anerkennende Worte über Schlegels Shakespearearbeiten in den Horen enthält, beglückwünschte ihn Humboldt zu seiner Heirat (23. Juli 1796: Klette, Verzeichnis S. V). Bald konnten dann die genuß- und anregungsreichen Göttinger Stunden erneuert werden, da Schlegel im Herbst sich als Dozent in Jena niederließ, wo auch Humboldt den Winter von 1796 auf 1797 verbrachte, ehe er seine großen Reisen antrat. Es war die Zeit, in der Schlegel seine gehaltreichen und formvollendeten Rezensionen für die Literaturzeitung schrieb: die bedeutendste von ihnen, die über Vossens Homerübersetzung, bildet das Thema eines ausführlichen Briefes von Humboldt an Jacobi. Dieser Jenaische Winter sah beide Männer im engen Verkehr mit Schiller und Goethe: zu gleicher Zeit arbeitete Goethe an Hermann und Dorothea, Schiller am Wallenstein, Humboldt am Agamemnon, Schlegel am Julius Caesar. Als dann der jähe Bruch zwischen Schiller und den Romantikern eintrat, war Humboldt bereits auf Reisen.

Dauerte dies Zusammenleben Humboldts mit Schlegel in Jena nur wenige Monate, so sind die folgenden Begegnungen noch kürzer und flüchtiger gewesen. Wir wissen nicht, ob Humboldt, als er im Herbst 1801 aus Paris nach Berlin zurückgekehrt war, vielleicht Schlegels Vorträge über die Kunstlehre gehört hat, die dieser im Winter 1801 auf 1802 als ersten Kurs seiner berühmten Berliner Vorlesungen hielt; als im Herbst 1802 der zweite Kurs begann, war Humboldt bereits als preußischer Ministerresident in Rom. Dort, auf klassischem Boden erschien Schlegel im Februar 1805 in Begleitung der Frau von Stael für einige Monate, die durch einen Besuch Neapels unterbrochen wurden: sie verkehrten viel im Humboldtschen Hause, das den Mittelpunkt der römischen Geselligkeit bildete; Humboldt fand Schlegel, wie er an Goethe schreibt, viel milder als sonst, von unläugbarem, wenn auch subalternem Talent,

durch den Umgang mit seiner großen Freundin zwar vielseitiger geworden, aber in seiner Tätigkeit vermindert. Beide haben damals mit gleicher Wärme, aber charakteristischer Verschiedenheit der Farbe und Auffassung, der eine in Distichen, der andre in freien Stanzen, ihre römische Elegie gesungen und die Stadt der sieben Hügel gefeiert. Dann haben sie sich noch flüchtig in den Jahren 1811 und 1812 in Wien und während des Befreiungskrieges im Hauptquartier berührt: in Wien wollte Humboldt an Schlegel einen Mangel an Tiefe und Originalität bemerken, wie er an Körner schreibt, die gerade sein Bruder Friedrich trotz der farbigen Brille seiner damaligen religiösen Meinungen besitze.

Nach wiederum jahrelanger Pause in den Beziehungen setzt unser Briefwechsel ein, der, zuerst sehr lebhaft, dann immer spärlicher gepflegt, sich durch die letzten siebzehn Lebensjahre Humboldts hindurchzieht. Die leider vorhandenen Lücken in der im übrigen vollständigen Reihe sind im Vorwort besprochen.

1.

den 10. Mai 1818 (S. 3)] Vom gleichen Tage ist ein ungedruckter Brief an Prinzessin Luise Radziwill.

Ihrer Berufung (S. 3)] Seit dem Herbst 1817 (vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 571) plante die preußische Regierung eine Berufung Schlegels an die Berliner Universität. Anfang Januar 1818 erging der Ruf an ihn in der Form, er möge wählen, ob er nach Berlin oder an die Michaelis neu zu eröffnende rheinische Hochschule Bonn gehen wolle, die er dann später immer mit Berlin vertauschen könne. Die Entscheidung verzögerte sich bis in den Hochsommer (vgl. ebenda S. 584. 587. 603. 606); nach mündlicher Besprechung mit dem

Staatskanzler Hardenberg ging Schlegel zum Herbst nach Bonn.

Koreff und Stegemann (S. 3)] Der Arzt Koreff, Hardenbergs Sekretär und vertrauter Freund, war Geheimer Oberregierungsrat in der Staatskanzlei und Referent für die Universitätsangelegenheiten; vgl. über ihn Varnhagen, Biographische Portraits S. 1. Er hatte also sicherlich Einfluß auf Schlegels Berufung, während Staatsrat Stägemann in den Gang der Verhandlungen nicht eingeweiht gewesen zu sein scheint, da er noch am 1. August und 5. Oktober Schlegels Übersiedelung nach Berlin erwartete (vgl. Briefe von Stägemann, Metternich usw. S. 65. 70).

das französisch Schreiben (S. 4)] Schlegel hatte kurz vorher folgende französische Schriften erscheinen lassen: *„Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque italienne sur les chevaux de bronze à Venise"*, Florenz 1816 (*Œuvres écrites en français* 2, 30); *„Niobé et ses enfants"*, Genf 1816 (ebenda 2, 3); *„Le couronnement de la sainte vierge et les miracles de saint Dominique, tableau de Jean de Fiesole"*, Paris 1817 (ebenda 2, 63). Ihnen folgten die *„Observations sur la langue et la litérature provençales"*, Paris 1818 (ebenda 2, 149).

mein Bruder es tut (S. 4)] Dieser ließ sein großes amerikanisches Reisewerk in französischer Sprache erscheinen; vgl. Bruhns, Alexander von Humboldt 2, 496.

einen Brief meines Bruders (S. 5)] Er ist nicht erhalten; die Reihe der auf uns gekommenen Briefe Alexanders an Wilhelm beginnt erst 1819.

dem Departementsminister (S. 5)] Schuckmann.

der Zusammenkunft der Souveraine (S. 5)] Zum Aachener Kongreß, der vom 1. Oktober bis 14. November 1818 abgehalten wurde, erschienen die Monarchen von Preußen, Österreich und Rußland.

die Berliner Reise vorziehen (S. 5)] Schlegel zog es vielmehr vor, mit Hardenberg am Rhein zusammenzutreffen, zumal er sich für Bonn, nicht für Berlin entschied.

2.

der Indischen Bibliothek (S. 6)] Das erste Heft des ersten Bandes dieser von Schlegel damals neu begründeten Zeitschrift war im Sommer 1820 erschienen; die Vorrede ist vom Juni dieses Jahres unterzeichnet.

selbst Sanskrit zu lernen (S. 6)] Zu den Anfängen von Humboldts Sanskritstudium vgl. auch Briefe an Welcker S. 47; Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 14.

der Nalus von Bopp (S. 6)] *„Nalus, carmen sanscritum e Mahabharato; edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit Franciscus Bopp“*, London, Paris und Straßburg 1819.

Wilkins (S. 6)] *„A grammar of the sanskrita language“*, London 1808.

Ihre Übersetzung (S. 7)] „Die Herabkunft der Göttin Ganga“ Indische Bibliothek 1, 50 (Sämtliche Werke 3, 29). Am 7. Mai 1821 schreibt Humboldt darüber an Welcker (Briefe S. 48): „In dem neulich durch Schlegel übersetzten Stück scheint mir schon ein gewisses Akkommodationssystem zu sein, das ich nicht billigen kann. Selbst der Hexameter gibt, ohne daß etwas einzelnes geändert sei, einen griechischen, der Eigentümlichkeit schädlichen Anklang. Dennoch ist es sehr gut, daß gerade Schlegel sich bei uns des Indischen angenommen hat. Er wird ein allgemeineres Interesse dafür erwecken, als eine bloß sprachgelehrte Behandlung getan hätte.“

Auf mir lastet (S. 8)] Die Herabkunft der Göttin Ganga 1, 94.

Erfüllung (S. 8)] Ebenda 1, 34.

beiden Gemahlinnen (S. 8)] Ebenda 1, 20.

Stammhalter zu sein des Geschlechtes (S. 8)] Ebenda 1, 17.

Sie verschmähten das einheimische Silbenmaß nachzubilden nicht ganz (S. 9)] „Nur das eine kann ich nicht zugeben noch mich darein finden, daß du statt des ehrwürdigen alten indischen viereckten Schlokas und geviert

einherschreitenden Elefanten, dieses erhabene Metrum der antediluvianischen Urzeit, was auch allein für diese antediluvianischen Gedanken paßt, den flüchtigen hellenischen Sechser genommen hast. Das ist doch eine gänzliche Verwandlung und Verkehrung und völlige *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*. Und wie würdest du erst jenen göttlichen Schlokas, der schon durch die Silbenzahl und Gedankengliederung unsrer deutschen Art und Sprache so angemessen ist, gemacht haben! Daran kann ich nicht ohne Bedauern denken" Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 636; vgl. auch S. 639.

eine Schrift von mir (S. 9)] „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache", Berlin 1821 (Gesammelte Schriften 4, 57; vgl. auch S. 438).

Ihrer Meinungen zu erwähnen (S. 10)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 157. 201.

wie Leibniz einmal vermutete (S. 10)] In seinen *Collectanea etymologica* (*Opera omnia* 6, 2, 219 Dutens).

aus Amerika (S. 10)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 205.

das Werk besäßen, was Sie vorbereiten (S. 10)] Schlegel plante eine vergleichende Grammatik des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Altgermanischen; vgl. Indische Bibliothek 1, XIV. 123.

in Schlesien (S. 11)] Auf seinem Gute Ottmachau bei Neisse.

den 5. Mai 1821 (S. 11)] Vom gleichen Tage ist ein Brief an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 17).

3.

mein *Specimen* (S. 12)] „*Specimen novae typographiae indicae, literarum figuras ad elegantissimorum codicum bibliothecae regiae parisiensis exemplaria delineavit, caelandas, feriundas, flandas curavit Aug. Guil. Schlegel*", Paris 1821. Zur Sache vgl. auch Indische Bibliothek 1, 368.

den Bhagavad-Gita zu drucken (S. 13)] Diese Ausgabe erschien erst Bonn 1823 unter dem Titel: „*Bhagavad-Gita, id est Θεσπέσιον μέλος sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharatae episodium; textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Aug. Guil. a Schlegel.*“

an den Hitopadesa zu gehen (S. 13)] Schlegels Ausgabe dieser Fabelsammlung erschien erst 1829—31; der Titel wird in einer späteren Anmerkung gegeben.

Colebrooke (S. 13)] Vgl. über ihn Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 348.

eine Ausgabe des ganzen Ramayana (S. 14)] Sie begann erst 1829 zu erscheinen; der Titel wird später gegeben werden.

die Herausgeber der beiden ersten Bücher in Serampore (S. 14)] Careys und Marshmans Ausgabe „*The Ramayana of Valmeeki in the original sungskrit with a prose translation and explanatory notes*“ war Serampore 1806—10 erschienen.

die Sautradhâtus, die Unâdi-Affixe (S. 16)] Unter jenen verstehen die indischen Grammatiker Verbalwurzeln, die nur in einem grammatischen Lehrbuch *(sûtra)* einer Etymologie wegen erwähnt werden, unter diesen eine Reihe primärer Suffixe, die mit dem Suffix *u* beginnt.

in Matthiäs weitläuftiger Grammatik (S. 17)] „Ausführliche griechische Grammatik“, Leipzig 1807.

des Siddhanta-Kaumudi (S. 17)] „*The Siddhanta-Kaumudi, a grammar conformable to the system of Panini by Bhattoji Dikshita*“, Calcutta 1812.

unser Otfried (S. 18)] Schlegel benutzte wohl die Ausgabe Schilters im ersten Bande seines *Thesaurus antiquitatum teutonicarum.*

Raffles (S. 18)] In seiner London 1817 erschienenen „*History of Java*“, die ausführlich über die Kawisprache handelt.

eine abgekürzte und vereinfachte Grammatik des Sanskrit von einem englischen Geistlichen namens Yates (S. 18)]

„A grammar of the sunscrit language on a new plan", Calcutta 1820. Vgl. darüber Indische Bibliothek 1, 366. 2, 11.

wo es Nyerup hergenommen hat (S. 18)] Ich habe die hier gemeinte Stelle bei Nyerup nicht auffinden können.

Chézy (S. 19)] Er war seit 1815 Inhaber der ersten Sanskritprofessur in Europa, der am Collège de France in Paris.

meine Herabkunft der Göttin Ganga (S. 19)] Vgl. oben zu S. 7.

die Versuche von Bopp und Kosegarten (S. 19)] Schlegel denkt an Bopps Übersetzung des Nalus (vgl. oben zu S. 6) und Kosegartens Stralsund 1815 erschienene *„Carminum orientalium triga"*.

an Niebuhr (S. 20)] Dieser war damals preußischer Ministerresident beim Papste.

wegen meiner Rezension (S. 20)] Schlegel hatte 1816 die ersten beiden Bände von Niebuhrs Römischer Geschichte in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur besprochen (Sämtliche Werke 12, 444). Über seinen Gegensatz zu Niebuhr vgl. Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38, 609.

Ihre Schrift (S. 20)] Vgl. oben zu S. 9.

campoan (S. 20)] Humboldt hält dies Wort für echt baskisch (Gesammelte Schriften 4, 158).

in dem Fragment eines alten Gedichtes im Mithridates (S. 20)] In seinen sprachlichen Bemerkungen über das Baskische in Vaters Mithridates hatte Humboldt ein von ihm zuerst aufgezeichnetes „Fragment eines altbaskischen Liedes" veröffentlicht (Gesammelte Schriften 3, 280; vgl. auch S. 375).

mit den lateinischen Wörtern (S. 21)] Zu den im folgenden besprochenen Etymologien vgl. Humboldt, Gesammelte Schriften 4, 158 Anm. 102 Anm. 2. 3. 127 Anm.; 3, 234. 237. 240.

da Sie bemerken, daß der baskischen Sprache wie den amerikanischen das *f* fehlt (S. 23)] Vgl. ebenda 4, 77.

Italien berühren Sie nur im Vorbeigehen (S. 23)] Vgl. ebenda 4, 202.

Niebuhrs Werk (S. 24)] Vgl. oben zu S. 20.

meine *Origines italiennes* zu schreiben (S. 24)] Dieser Plan ist nie zur Ausführung gekommen.

Lanzis Buch (S. 24)] „*Saggio di lingua etrusca*", Rom 1789.

mollis amaracus (S. 25)] Vergil, Aeneis 1, 693.

in seinem Buche über die Zeitmessung (S. 26)] „Zeitmessung der deutschen Sprache", Königsberg 1802. Die Stelle steht S. 28.

er hat mir versprochen, mir etwas für die Indische Bibliothek zu geben (S. 26)] In Schlegels Zeitschrift ist von Alexander von Humboldt nichts erschienen.

die Vorhalle des wackern Ritter (S. 27)] Karl Ritters, des bekannten Geographen, Werk „Die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus" war Berlin 1820 erschienen. Zur Sache vgl. auch Indische Bibliothek 1, 416 Anm.

wiewohl ich es damit nicht so wie Knight zu machen hoffe (S. 27)] In seinem London 1791 erschienenen „*Analytical essay on the greek alphabet*".

Abel Rémusat (S. 27)] Er war der erste bedeutende Sinologe in Europa und seit 1814 Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Collège de France in Paris.

4.

Ihr *Specimen* (S. 28)] Vgl. oben zu S. 12.

im Wilson (S. 29)] Gemeint ist Wilsons „*A dictionary sanscrit and english, translated, amended and enlarged from an original compilation prepared by learned natives for the college of Fort William*", Calcutta 1819.

. . . . . . (S. 30)] Die Verschiedenheiten der indischen Orthographie des dreimal wiederholten Wortes *nirghôshaḥ* waren durch Transskription nicht darstellbar: im ersten

Falle sind der über die obere Linie ragende *ô*-Strich und *r*-Strich beide mit dem *ô*, im zweiten beide mit dem *gh*, im dritten der *r*-Strich mit dem *gh*, der *ô*-Strich mit dem *ô* zu je einem Duktus verbunden.

Ihres Bruders Meinung (S. 32)] Über Friedrich Schlegels Ansichten über diesen Punkt orientiert Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen[5] S. 39.

in Lumsdens persischer Grammatik (S. 32)] *„Grammar of the persian language“*, Calcutta 1810.

bei Cicero (S. 36)] Das Zitat stammt vielmehr aus Terenz, Phormio 668.

wie auch Bernhardi in seiner Allgemeinen Sprachlehre auseinandersetzt (S. 36)] Vgl. Anfangsgründe der Sprachwissenschaft S. 180.

meine Schrift 53 (S. 40)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 106.

eine schon gedruckte Abhandlung (S. 45)] „Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ Gesammelte Schriften 4, 1; vgl. auch S. 436.

5.

die Abhandlung (S. 46)] Vgl. oben zu S. 45.

meine Druckerei (S. 47)] Vgl. oben zu S. 12. Über die hier erwähnte Erfindung eines einfacheren Satzes der Sanskrittypen, vermöge deren jede Zeile nicht mehr aus drei verschiedenen, sondern nur aus einer festgeschlossenen Reihe bestand, vgl. Indische Bibliothek 1, 370.

6.

—

7.

19. Mai 1822 (S. 49)] Das fehlende Datum ist nach Schlegels Antwort (S. 61) ergänzt.

die meinem Urteile nach sehr schön geschriebene lateinische Abhandlung (S. 49)] *„De studio etymologico“* Indische Bibliothek 1, 274 (*Opuscula latina* S. 289).

in einigen in der Akademie vorgelesenen Abhandlungen (S. 50)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 7. 291. 421.

indem Sie sagen (S. 52)] Die zitierte Stelle steht Indische Bibliothek 1, 287.

die Abhandlung über Wilson (S. 55)] „Wilsons Wörterbuch“ ebenda 1, 295. Der Titel des Wörterbuchs ist oben zu S. 29 angegeben.

seiner *radicals* (S. 56)] *„The radicals of the sanscrita language“*, Hertford 1815.

ein ordentliches Abschreckungsurteil über unberufene Sanskritschüler (S. 60)] Schlegel bemerkt an der angeführten Stelle, wegen der häufigen Veränderungen der Verbalwurzeln „würde ein alphabetisches Verzeichnis der befremdlichsten Umwandlungen, nach Art des ehemals so beliebten Schrevelius eingerichtet, den Anfängern Erleichterung schaffen. Doch weiß ich nicht, ob man auf die Anfänger sonderlich Rücksicht zu nehmen hat; denn es ist niemanden zu raten, sich auf das Studium des Sanskrit einzulassen, der nicht ein entschiedenes Sprachtalent besitzt und seine Kräfte schon an andern gelehrten Sprachen geübt hat.“

der Irrtum mit *nir* und *ni* (S. 60)] Vgl. Indische Bibliothek 1, 350.

aus S. 367 (S. 61)] Dort heißt es: „Was das Sanskrit betrifft, so bin ich selbst mit der Bemühung beschäftigt, dessen Theorie auf die leichteste Weise darzulegen.“

8.

der lateinische Aufsatz (S. 62)] Vgl. oben zu S. 49.

die Bemerkungen über das Digamma (S. 62)] Vgl. Indische Bibliothek 1, 290.

das Versprechen ein, das ich den Lesern zu Anfange gegeben (S. 62)] Vgl. ebenda 1, XIII.

von meiner Grammatik (S. 62)] Vgl. oben zu S. 61. Auch diese zwei Kapitel sind nicht öffentlich bekannt geworden.

die mir zugesendete Vorlesung über die Aufgabe des Geschichtschreibers (S. 62)] Sie findet sich in Humboldts Gesammelten Schriften 4, 35; vgl. auch S. 437.

Ihres Herrn Bruders (S. 62)] *„Je lis et relis ton admirable memoire sur l'histoire. Je l'ai fait lire à Guizot qui en rafolle“* schreibt Alexander aus Paris am 24. August 1821 an seinen Bruder (Briefe S. 86).

in den *Observations* (S. 63)] Der Titel dieser Schrift ist oben zu S. 4 angegeben. Die Erörterungen, die Schlegel hier im Auge hat, finden sich in den *Œuvres écrites en français* 2, 158.

Demonetisation (S. 66)] Den Ausdruck „demonetisieren“ gebraucht Schlegel auch Indische Bibliothek 2, 29.

wie ich in der Schrift über das Provenzalische gezeigt habe (S. 67)] Vgl. *Œuvres écrites en français* 2, 173.

in einem unendlich interessanten Briefe (S. 71)] Gemeint ist Humboldts Brief an Welcker vom 12. März 1822 (Briefe S. 56); vgl. besonders S. 64.

Ich redete (S. 74)] Vgl. zu diesem Absatz Humboldts Bemerkungen gegen Bopp vom Juni 1822 (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 23).

Colebrooke in seiner Grammatik (S. 77)] *„A grammar of the sanscrit language“*, Calcutta 1805.

Wachter und zum Teil Leibniz (S. 79)] Hierzu vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 184. 162.

beim Nennius (S. 79)] Dieser sagt von den Armorikanern (*Historia Britonum* 23): *„Nos illos vocamus in nostra lingua letewicion, i. e. semitacentes, quoniam confuse loquuntur.“*

Rémusats chinesische Grammatik (S. 80)] *„Éléments de la grammaire chinoise“*, Paris 1822.

die lithographischen Blätter von Otmar Frank (S. 80)] Sie sind seiner München 1820—21 erschienenen *„Chrestomathia sanscritana“* beigegeben. Vgl. Indische Bibliothek 2, 21.

9.

einen Aufsatz (S. 81)] „Über die in der Sanskritsprache durch die Suffixa *twâ* und *ya* gebildeten Verbalformen" Indische Bibliothek 1, 433. 2, 71 (Gesammelte Schriften 4, 360; vgl. auch S. 440).

eine so weitläuftige und trockene Arbeit (S. 81)] „Schlegel hat mich oft um einen Beitrag für seine Bibliothek gebeten. Allein er wird diese trockene Abhandlung mit Recht für seine Leser zu hart finden" schreibt Humboldt am 4. Juli 1822 an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 27).

die doch Reiz schon richtig aufstellte (S. 83)] In seiner Leipzig 1766 erschienenen Schrift *„De temporibus et modis verbi graeci et latini"*.

de Sacys Grammatik (S. 83)] *„Grammaire arabe"*, Paris 1810.

in meinen Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen (S. 84)] Vgl. darüber Gesammelte Schriften 5, 476.

bei Rémusats trefflichem Werk über die tatarischen Sprachen (S. 84)] *„Recherches sur les langues tatares"*, Paris 1820.

10.

bei Carey (S. 86)] *„A grammar of the sungskrit language"*, Serampore 1806.

das etwas leichtsinnig gegebene Versprechen (S. 87)] Vgl. oben zu S. 62.

die Herausgeber in Serampore (S. 90)] Eine Ausgabe des Hitopadesa war dort 1804 erschienen.

meines jetzt beendigten Abdrucks (S. 90)] Vgl. oben zu S. 13.

der Ramayana von Serampore (S. 90)] Vgl. oben zu S. 14.

der sonst schätzbare Dr. Schwenck in seinen mythologischen Andeutungen (S. 93)] Seine „Etymologisch-mythologischen Andeutungen" erschienen Elberfeld 1823; vgl. über das Buch auch Humboldts eingehende Kritik in seinem

Briefe an Welcker vom 15. Dezember 1822 (Briefe S. 67 und besonders S. 75).

die neue chinesische Grammatik von Rémusat (S. 93)] Vgl. oben zu S. 80.

Grimms Deutsche Grammatik (S. 93)] Von ihr war der zuerst 1819 erschienene erste Band soeben in gänzlich veränderter zweiter Ausgabe erschienen (Göttingen 1822).

11.

über meinen Aufsatz (S. 94)] Vgl. oben zu S. 81.

die folgenden Stellen (S. 96)] Vgl. die Anmerkungen Schlegels zu Humboldts Text in der Indischen Bibliothek 1, 452. 447. 459. 463. 448. 449.

die Anführung der Stellen (S. 96)] Die beiden Stellen sind nicht gestrichen worden; vgl. Indische Bibliothek 1, 454. 457. Ich bemerke, daß die kleineren, hier vom Verfasser gewünschten Besserungen natürlich vor der Drucklegung eingetragen worden sind, so daß der dann gedruckte Wortlaut durchaus Humboldts Anordnungen entspricht.

in der Stelle (S. 97)] Vgl. Indische Bibliothek 1, 441.

Hitopadesa (S. 98)] Vgl. ebenda 1, 451.

ich werde gewiß bald antworten (S. 99)] Vgl. oben zu S. 93.

Creuzers Werk (S. 99)] „Symbolik und Mythologie der alten Völker“, Leipzig und Darmstadt 1810—12. Vgl. auch Humboldts Briefe an Welcker S. 68.

daß ohne möglichst usw. (S. 100)] Diesen Satz zitiert Schlegel in der Vorerinnerung zu Humboldts Aufsatz in der Indischen Bibliothek 1, 433.

Ihre Bemerkung über *âsâdya* (S. 100)] Schlegel hat sie unterdrückt; vgl. Indische Bibliothek 1, 448.

Forsters Grammatik (S. 100)] *„An essay on the principles of sanscrit grammar“*, Calcutta 1810.

da mein Bruder jetzt nicht in Paris ist (S. 100)] Alexander war im Gefolge Friedrich Wilhelms III. auf dem Kongreß von Verona gewesen und von dort nach Rom und

Neapel gegangen, wo er den Winter verbrachte; vgl. Bruhns, Alexander von Humboldt 2, 76.

Marshman (S. 100)] *„Clavis sinica, elements of chinese grammar“*, Serampore 1814.

12.

einen talentvollen Schüler (S. 102)] Christian Lassen aus Bergen in Norwegen, der später Schlegels akademischer Kollege und Nachfolger wurde.

daß mein Bruder im dritten Band seiner Werke Creuzers Buch eine Grundlage der Altertumswissenschaft nennt (S. 105)] „Für das Ganze der Altertumskunde kann eben nur durch die Wissenschaft der Mythologie ein vollständiges Licht und eine befriedigende Grundlage gefunden werden, so wie Creuzer dieselbe seitdem, soll ich sagen, neu bearbeitet oder, richtiger ausgedrückt, mit umfassendem Geiste in ihre alte Würde wiederhergestellt hat“ Friedrich Schlegel, Sämtliche Werke² 3, III.

Prichard (S. 106)] In seiner London 1819 erschienenen Schrift *„An analysis of the egyptian mythology, designed to illustrate the origin of paganism“*, die Schlegel selbst 1837 ins Deutsche übersetzt hat.

Ritters Brücke (S. 106)] Vgl. oben zu S. 27.

öffentlich wiederholen zu dürfen (S. 106)] Vgl. oben zu S. 100.

die Übersetzung von Wilkins (S. 107)] Seine Übersetzung der Bhagavad-Gita war London 1785, die des Hitopadesa ebenda 1787 erschienen.

weil ich früher wegen seiner Etymologien *à la* Kanne sehr hart mit ihm umgegangen bin (S. 108)] In der berühmten Rezension von Grimms Altdeutschen Wäldern in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1815 (Sämtliche Werke 12, 383), die Grimms Wendung zu strengerer Wissenschaftlichkeit und zur grammatischen Grundlegung der deutschen Altertumswissenschaft hervorrief. Über Kanne vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 362.

13.

in einem Briefe an Welcker (S. 113)] Vgl. Briefe an Welcker S. 77.

Ihre Ableitung des Vulkan (S. 113)] Sie findet sich in der Indischen Bibliothek 1, 320.

das Unternehmen des Herrn Kuithan (S. 113)] „Die Germanen und Griechen, eine Sprache, ein Volk, eine auferweckte Geschichte“, Hamm 1822. Humboldts Briefe an den Verfasser sind erhalten.

die Idee Ihres Herrn Bruders (S. 116)] Vgl. Friedrich Schlegel, Sämtliche Werke[2] 8, 307.

in seinem sonst sehr geistreichen Werk über Indien (S. 119)] Vgl. ebenda[2] 8, 299.

in meiner Darstellung der amerikanischen Sprachen (S. 119)] Vgl. oben zu S. 84.

14.

Punkt für Punkt (S. 120)] Im folgenden sind fünf Stellen aus Humboldts Aufsatz besprochen; sie finden sich Gesammelte Schriften 4, 373. 417. 418. 414 Anm. 3. 413. Die vom Verfasser vorgeschlagenen Änderungen sind im zweiten und merkwürdigerweise auch im dritten Falle nicht in den abgedruckten Text eingesetzt worden.

wie bei Cicero irgendwo steht (S. 127)] *De finibus bonorum et malorum* 3, 66.

mit den wenigen Worten, die ich über Ihre Rezension des Nalas gesagt habe (S. 128)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 416.

15.

der Herausgeber (S. 132)] Vgl. oben zu S. 14.

mein Schüler (S. 132)] Vgl. oben zu S. 102.

16.

den Bernsteinschen Anfang des Hitopadesa (S. 134)] *„Hitopadesi particula; edidit et glossarium sanscrito-latinum*

adjecit", Breslau 1823. Vgl. darüber auch Indische Bibliothek 2, 45.

hitôpadêśâyaṇ (S. 134)] Vgl. darüber Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 28. 29.

Bopp sagte mir immer, sie sei von Hamilton (S. 136)] Vgl. ebenda S. 32.

nach meinen amerikanischen Untersuchungen (S. 137)] Vgl. oben zu S. 84.

die von Bopp (S. 137)] Vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 31.

Note 35 (S. 138)] Vgl. Gesammelte Schriften 4, 414 Anm. 2.

bei Varro (S. 139)] *De re rustica* 2, 2, 1.

Note 31 (S. 140)] Vgl. Gesammelte Schriften 1, 402 Anm.

des armen Wilken (S. 140)] Gemeint ist der bekannte Historiker der Kreuzzüge, zugleich Oberbibliothekar in Berlin, der übrigens den hier geschilderten Anfall bald überwand.

17.

die Übersetzung von Wilkins (S. 142)] Vgl. oben zu S. 107.

Bei der Lampe usw. (S. 145)] Diese Verse sind abgedruckt in der Indischen Bibliothek 2, 474 (Sämtliche Werke 3, 75).

sie gefallen mir ganz ungemein wohl (S. 146)] „Das Äußere könnte nicht angenehmer sein. Es dürfte selbst Schlegels Neid erwecken" schreibt Humboldt über Bernsteins Ausgabe am 11. März 1823 an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 28).

Colebrooke in seiner Abhandlung von der indischen Poesie (S. 146)] Vgl. seine *Miscellaneous essays* 2, 62.

Brunck behauptet (S. 146)] Wo, habe ich nicht auffinden können.

wegen der Krankheit meiner verewigten Freundin (S. 146)] Den Winter von 1816 auf 1817 hatte Schlegel mit Frau von Stael in Paris verlebt, wo diese am

14. Juli 1817 gestorben war; Schlegel geleitete dann ihre Leiche nach Coppet.

18.

die schmeichelhafte Vorerinnerung (S. 148)] Sie ist in den Gesammelten Schriften 4, 360 Anm. mit abgedruckt.

Ew. Hochwohlgeboren eigene Abhandlung (S. 149)] „Neueste Mitteilungen der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta“ Indische Bibliothek 1, 371. „Ich weiß nicht“, schreibt Humboldt am 25. September 1823 an Welcker (Briefe S. 107), „ob seine letzten Aufsätze in der Indischen Bibliothek Ihnen auch so sehr gefallen haben; uns außerordentlich. Sie scheinen gar keines sehr wichtigen, noch weniger tiefen Inhalts, aber sie sind doch so geistvoll verfaßt und so hübsch geschrieben, daß sie, dächte ich, jedem Leser sehr viel Interesse einflößen müssen.“

in der Vorhalle (S. 149)] Vgl. oben zu S. 27.

Ihr Geständnis S. 414 (S. 149)] „Ich will es nur bei dieser Gelegenheit gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, mir von der Lehre des Buddhas, von ihrem inneren Zusammenhange und ihrem Gegensatze mit dem Brahmanismus einen deutlichen Begriff zu machen.“

über einige dieser Anmerkungen (S. 150)] Hier reflektieren sich im folgenden teilweise Einwände Bopps gegen Schlegels Bemerkungen zu Humboldts Aufsatz, die er in einem Briefe vom 5. Mai 1823 dem letzteren vorlegt; vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 33.

19.

eine Abhandlung . . . von Wilford (S. 153)] Sie führt den Titel: *„On the ancient geography of India“.* Über den Verfasser und die hier erwähnte Mystifikation vgl. Indische Bibliothek 2, 56.

eine asiatische Gesellschaft (S. 154)] Vgl. ebenda 2, 68.

in der Vorhalle (S. 155)] Vgl. oben zu S. 27.

wie Leibniz vom Abbé Pezron (S. 155)] *„Vereor, ne*

Pezronius nonnihil rudbeckizet aut goropizet“ Opera omnia 6, 2, 79 Dutens.

καννίζει vel γοῤῥεσίζει (S. 155)] Über Kanne vgl. oben zu S. 108, über Görres und seine etymologische Methode Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 365.

er weiß auch nicht recht Griechisch (S. 155)] Vgl. zum folgenden Ritter, Die Vorhalle europäischer Völkergeschichten S. 369.

ein paradoxales, aber geistreiches Buch über die Menschenracen (S. 155)] *„Researches into the physical history of mankind“*, London 1813. Vgl. auch oben zu S. 106.

aus dem Herodot (S. 155)] Die Stelle findet sich dort 2, 42.

eine artige Vergleichung des Koptischen mit dem Plattdeutschen (S. 155)] Diese Arbeit Rhodes habe ich nicht ermitteln können. Zu dem Angriff auf Colebrooke vgl. seine Beiträge zur Altertumskunde 2, 80 Anm. 2.

in Links Urwelt (S. 156)] „Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde“, Berlin 1821—22. Dieses Buch des berühmten Naturforschers enthält einen Abschnitt „Die Sprache als Kennzeichen der Verbreitung“ (1, 141).

das *Opus tripartitum* (S. 156)] *„Tripartitum seu de analogia linguarum libellus“*, Wien 1820—23. Als Verfasser des anonymen Buches gelten Klaproth und Merian (vgl. Holzmann und Bohatta, Deutsches Anonymenlexikon 4, 191).

der *ὀψιμαθής* des Theophrast (S. 157)] Dort (Charaktere 9) findet sich der Satz: *„Εἰς ἀγρὸν ἐφ᾽ ἵππου ἀλλοτρίου κατοχούμενος ἅμα μελετᾶν ἱππάζεσθαι καὶ πεσὼν τὴν κεφαλὴν κατεαγέναι.“* Die Schilderung des alternden Mannes, der mit aller Gewalt jung sein will, erinnert tatsächlich an die tragikomischen Berichte Heines und Kühnes über den alten Schlegel.

20.

die ersten zehn Gesänge des Gita (S. 158)] Zu dem enthusiastischen Urteil über dieses Gedicht vgl. Gesammelte Schriften 5, 479.

Ew. Hochwohlgeboren Reise nach London (S. 160)] Vgl. dazu auch Humboldts Briefe an Welcker S. 107.

Casiris Beschreibung der arabischen des Escurials (S. 160)] „*Bibliotheca arabico-hispana escurialensis*", Madrid 1760—70.

den Amara-Kosha (S. 161)] „*Cosha or dictionary of the sanscrit language by Amara Sinha with an english interpretation and annotations*", Serampore 1808; Herausgeber war Colebrooke.

er fing es 1816 in Frankfurt zu schreiben an (S. 161)] Zur Entstehungsgeschichte von Ritters „Vorhalle europäischer Völkergeschichten" vgl. Kramer, Karl Ritter 1, 389. 401. 413.

aus Vallas lateinischer Übersetzung (S. 162)] Sie erschien Venedig 1474.

Riemer (S. 162)] „Griechisch-deutsches Handwörterbuch", zuerst Jena 1802—4.

21.

meiner Augen wegen (S. 164)] Vgl. darüber Gesammelte Schriften 5, 477.

Ihre Abhandlung in diesem Heft (S. 164)] „Allgemeine Übersicht" Indische Bibliothek 2, 1.

als man den Standhaften Prinzen nach Ihrer Übersetzung gab (S. 166)] Schlegels Übersetzung von Calderons „*El principe constante*" war 1809 im zweiten Bande seines Spanischen Theaters erschienen. Über die zweite Aufführung im Berliner Schauspielhaus vom 20. Oktober 1816 berichtet ausführlich Zelter in einem Briefe an Goethe (Briefwechsel 2, 322); auch dort tritt Pius Alexander Wolffs Leistung in der Titelrolle gebührend in den Vordergrund, die er schon in Weimar 1811 unter Goethes Augen gespielt hatte (vgl. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung S. 253).

das Unternehmen Ihres Ramayana (S. 166)] Einen lateinischen Prospekt der von ihm geplanten Ausgabe dieses Epos hatte Schlegel im November 1823 erscheinen lassen;

er ist von London datiert und in der Indischen Bibliothek 2, 135 abgedruckt.

eine schon längst in der Akademie gelesene, aber nun erst gedruckte Abhandlung (S. 166)] „Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung“ Gesammelte Schriften 4, 285; vgl. auch S. 439.

22.

von einer Abhandlung (S. 167)] Vgl. oben zu S. 166.

einige Winke im letzten Stück der Indischen Bibliothek (S. 167)] Vgl. besonders 2, 29.

von Ihrem Bruder (S. 167)] Vgl. oben zu S. 119.

endlich daß Sie usw. (S. 167)] An Welcker schreibt Humboldt zwei Tage vorher, am 22. Mai 1824 (Briefe S. 114): „Bei dieser Abhandlung darf ich mir aber auch von einer andern Klasse von Lesern nur wenig versprechen, nämlich von denen, welche das Altertum, das höchste nämlich, ganz anders als ich ansehen, einen Unterschied unter den Nationen annehmen, der sich kaum noch dem Grade nach messsen läßt, eine ursprüngliche Vollkommenheit auch in der Sprache, gewissermaßen eine Offenbarung annehmen, von der man nur nachher herabgesunken ist usf. Diese Ansicht hat Friedrich Schlegel fast zuerst auf die Sprachen angewendet. . . . Noch im letzten Stück der Indischen Bibliothek ist eine Stelle enthalten, aus der man sieht, daß auch sein Bruder diese Meinung noch teilt.“

die Inlage (S. 169)] Gemeint ist wohl der Brief an Welcker vom 22. Mai 1824 (Briefe S. 113).

23.

daß Ew. Exzellenz sich viel mit den neuerworbenen Papyrusrollen beschäftigen (S. 170)] Vgl. darüber Humboldts Briefe an Welcker S. 116.

mein vortrefflicher Freund von Walther (S. 170)] Es ist derselbe Ophthalmologe, der zwei Jahre später Schillers Witwe operierte (vgl. Charlotte von Schiller 3, XXI).

die Abhandlung (S. 172)] Vgl. oben zu S. 166.

in der Schrift über das Provenzalische (S. 173)] Vgl. oben zu S. 4 und 63.

in der Indischen Bibliothek (S. 173)] Vgl. oben zu S. 167.

Herrn Bopps Beurteilung in den Göttingischen Anzeigen (S. 174)] Sie findet sich dort 1824 S. 361. Diesen ganzen ihn betreffenden Absatz teilte Humboldt am 15. August 1824 Bopp brieflich mit; vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 40.

Herrn Bopps Episoden aus dem Mahabharata (S. 174)] „*Indralokagamana,* Ardschunas Reise zu Indras Himmel nebst andern Episoden des Mahabharata“, Berlin 1824. Schlegel beurteilt das Buch eingehend in einem Briefe an Bopp vom 7. August 1824 (Lefmann, Franz Bopp S. 95*).

der Baron Schilling von Canstadt (S. 174)] Vgl. über ihn Indische Bibliothek 2, 215.

vom Papagei (S. 174)] Der persische Tutinameh.

daß alle eigentlichen Feenmärchen aus Indien herkommen (S. 175)] Der Aufsatz „*Les mille et une nuits, recueil de contes originairement indiens*“ findet sich in den *Œuvres écrites en français* 3, 3.

die Übersetzungen meiner Nachfolger, der Herren Gries und von Malsburg (S. 175)] Die Übersetzung der Dramen Calderons von Gries erschien in acht Bänden Berlin 1815—29, die von von der Malsburg in sechs Bänden Leipzig 1819—25.

Ad v. cl. Philippum a Walther (S. 176)] Diese Verse finden sich mit einigen Abweichungen auch in den *Opuscula latina* S. 436.

24.

Ihre lateinische Rede (S. 176)] „*Oratio natalibus Friderici Guilelmi III. regis augustissimi celebrandis die III. augusti 1824 in academia borussica rhenana habita*“ *Opuscula latina* S. 360.

von der Rezension her (S. 176)] Vgl. oben zu S. 20.

der junge Bach (S. 176)] Vgl. Humboldts Briefe an Welcker S. 119. 127. 137. Ein freundlicher Brief Humboldts an ihn ist bei Holtei, Dreihundert Briefe 2, 60 gedruckt.

die Arbeit (S. 177)] Gemeint sind die „Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus" Gesammelte Schriften 5, 364; vgl. auch S. 481.

eine Abhandlung . . . über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache (S. 177)] Gesammelte Schriften 5, 31; vgl. auch S. 477. Der erwähnte Auszug daraus findet sich im *Journal asiatique* 5, 369.

Professor Schultz (S. 177)] Er war in erster Linie Sinologe; vgl. über ihn Humboldts Briefe an Welcker S. 125.

in einer Fortsetzung (S. 177)] „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau" Gesammelte Schriften 5, 107; vgl. auch S. 478. Zu diesen ganzen hieroglyphischen Studien und über Humboldts Stellung zu Champollion, Spohn und seinem Herausgeber Seyfferth vgl. auch seine Briefe an Welcker S. 116. 125.

eine jedoch noch nicht vollendete Abhandlung (S. 178)] „Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata" Gesammelte Schriften 5, 190. 325; vgl. auch S. 478.

Colebrookes Abhandlungen (S. 178)] *„On the philosophy of the Hindus" Miscellaneous essays* 1, 227.

Langlois' Rezension (S. 179)] Diese scharfe und vielfach ungerechte Rezension von Schlegels Ausgabe des Gedichts findet sich im *Journal asiatique* 4, 105. 236. 5, 240. Daß Langlois Schlegels meisterhafte Übersetzung ohne genügendes Verständnis der Ideenwelt des Dichters schulmeisterlich behandle, führt Humboldt ähnlich auch in einem Briefe an Welcker vom 16. Mai 1825 aus (Briefe S. 126).

die Bemerkungen über Langlois' Aufsätze (S. 180)] „Über die Bhagavad-Gita mit Bezug auf die Beurteilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal"

Indische Bibliothek 3, 218. 328 (Gesammelte Schriften 5, 158; vgl. auch S. 478).

in Nr. 34 (S. 182)] Vgl. Gesammelte Schriften 5, 188.

25.

außer dem Rektorat (S. 184)] Vom 18. Oktober 1824 bis 18. Oktober 1825 war Schlegel Rektor der Universität Bonn gewesen; vgl. *Opuscula latina* S. 380. 385.

die Auslassung eines einzigen Wortes (S. 185)] Vgl. Humboldt, Gesammelte Schriften 5, 162 Anm. 177 Anm.

mein Bruder hat schon früher die Lehre der Bhagavad-Gita für Pantheismus erklärt (S. 185)] Vgl. Friedrich Schlegel, Sämtliche Werke [2] 8, 344. Humboldts Befürchtung, bei Schlegel anzustoßen, wenn er am 26. Oktober 1825 an Welcker über Manus und Bhagavad-Gita schreibt (Briefe S. 129): „Friedrich Schlegel hat von beiden Gedichten (verraten Sie mich aber dem Bruder nicht) wirklich ziemlich wie der Blinde von der Farbe gesprochen und mit schneidender Systemssucht“, war also grundlos.

Julius Caesar sagte (S. 188)] *„Fere plerisque accidit, ut praesidio literarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant“ De bello gallico* 6, 14.

Sie bemerken *p.* 1 (S. 189)] Vgl. Humboldt, Gesammelte Schriften 5, 107.

in einem eigenen Aufsatze (S. 190)] *„Sur un vocabulaire philosophique en cinq langues, imprimé à Peking“ Mélanges asiatiques* 1, 153.

26.

das Gedicht in beiden Sprachen (S. 193)] Zur Feier der Dampferfahrt Friedrich Wilhelms III. auf dem Rhein bei Bonn am 14. September 1825 hatte Schlegel ein deutsches und ein lateinisches Gedicht in Distichen verfaßt und bald darauf drucken lassen: „Die Huldigung des Rheins“ (Sämtliche Werke 2, 41) und *„Fausta navigatio regis Friderici*

Guilelmi III., cum universo populo acclamante navi vaporibus acta Bonnam praeterveheretur“ (*Opuscula latina* S. 434).

in dem Briefe an Blumenbach (S. 193)] Im Namen der Universität Bonn hatte Schlegel zum silbernen Professorjubiläum des berühmten Naturforschers Blumenbach am 19. September 1825 eine *epistula gratulatoria* verfaßt (*Opuscula latina* S. 397). Ganz ähnlich urteilt Humboldt in einem Briefe an Welcker vom Anfang Februar 1826 (Briefe S. 135): „Sein Gedicht ist in jeder Art gelungen. Aber der Brief an Blumenbach hat das Schlimme, daß er sich durch die Sprache hat zu einer gewissen Ideenleere hinreißen lassen. Ist es denn nicht anziehender und war es hier nicht sehr möglich, die Sprache mit Ideen ringen zu lassen, die ihr nicht immer geboten werden?“

Ihre französische Schrift (S. 194)] „*Observations sur la critique du Bhagavad-Gita, insérée dans le Journal asiatique*“ *Journal asiatique* 9, 1 (*Œuvres écrites en français* 3, 288).

was ich in meinen Bemerkungen sage (S. 195)] Vgl. Gesammelte Schriften 5, 169.

habe diese Methode noch neulich am Chinesischen versucht (S. 197)] In der 1827 gedruckten „*Lettre à Monsieur Abel-Rémusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier*“ (Gesammelte Schriften 5, 254; vgl. auch S. 480).

Beckers Deutsche Wortbildung (S. 197)] „Die deutsche Wortbildung oder die organische Entwicklung der deutschen Sprache in der Ableitung“, Frankfurt 1824. Über seine Anschauungen vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 625.

S. 14 (S. 199)] Vgl. Gesammelte Schriften 5, 119.

Rémusats Aufsatz (S. 199)] Vgl. oben zu S. 190.

die ich gar nicht teilen kann (S. 200)] Vgl. oben zu S. 185.

in meiner Ihnen noch unbekannten Abhandlung (S. 201)] Vgl. oben zu S. 178.

27.

Guigniaut's *Religions* (S. 202)] Die Paris 1825 erschienenen *„Religions de l'antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques"* sind eine erweiterte Bearbeitung von Creuzers oben zu S. 99 zitiertem Werk.

Ihres Aufsatzes (S. 203)] Vgl. oben zu S. 194.

von dem Haughtonschen Manus (S. 203)] Obwohl schon für 1822 in Aussicht gestellt, erschien diese Ausgabe der indischen Gesetze erst London 1825; vgl. auch Indische Bibliothek 2, 32.

Jones (S. 203)] Vgl. über ihn Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 346.

Familienverluste (S. 203)] Schlegels Bruder Moritz und seine Schwester Charlotte Ernst waren im Sommer 1826 gestorben; vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 645. 646.

4. September 1826 (S. 204)] Vom gleichen Tage ist ein ungedruckter Brief an Kuithan.

28.

gleich die erste über den Vyasas (S. 205)] Vgl. Indische Bibliothek 2, 221.

über die Bedeutung der psychologischen Ausdrücke (S. 205)] Vgl. ebenda 2, 341.

meine hingewagte Meinung über *wijnâna* (S. 206)] Vgl. Gesammelte Schriften 5, 181 und Indische Bibliothek 2, 349.

die grammatischen und etymologischen Untersuchungen im dritten Heft (S. 209)] „Indische Sphinx, Fortsetzung" Indische Bibliothek 2, 284.

wie Ew. Hochwohlgeboren sagen (S. 209)] Vgl. ebenda 2, 313.

ich bin schon lange darüber mit Bopp in Streit (S. 209)] Vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 46. 48.

die Sprachen ohne Deklination (S. 210)] Vgl. Indische Bibliothek 2, 314.

den guten Mannert (S. 210)] Zur Sache vgl. Humboldt, Gesammelte Schriften 4, 119 und ein undatiertes Billet von ihm an Wolf (Gesammelte Werke 5, 316).

seine beiden lithographischen chinesischen Schriften (S. 210)] Vgl. darüber Indische Bibliothek 2, 215.

zu den Sloken (S. 210)] Schlegels indische Verse auf Schilling stehen in der Indischen Bibliothek 2, 215. „Indische Verse von einem europäischen Liebhaber können fast nur für einen scherzhaften Versuch gelten“ sagt der Verfasser (S. 217).

den anonymen französischen Brief *p.* 186 (S. 210)] „Anonymer Brief aus Paris“; er behandelt allgemeine sprachphilosophische Fragen. Schlegel nennt in seiner Antwort (S. 205) Humboldt neben Raynouard, Rask, Bopp und Grimm unter denen, die seit kurzem erst *„une méthode vraiment scientifique“* in die vergleichende Sprachkunde eingeführt hätten.

29.

10. Oktober 1826 (S. 212)] Vom gleichen Tage sind Briefe an Welcker (S. 136) und an Charlotte Diede (Briefe an eine Freundin 1, 251).

30.

durch einen späteren Brief an meinen Freund Welcker (S. 212)] Vgl. Humboldts Briefe an Welcker S. 136.

meinen Anti-Langlois (S. 213)] Vgl. oben zu S. 194.

den neuen Anti-Schlegel (S. 213)] *„Lettre adressée à monsieur le président du conseil de la société asiatique“ Journal asiatique* 9, 185.

lângulâkhyô usw. (S. 213)] „Langlois, der große Tor, der von den Gelehrten verlacht wird, speit erzürnt fürchterliches Gift aus gegen Schlegel.“

Ew. Exzellenz Abhandlung (S. 213)] Vgl. oben zu S. 178.

p. 48 ... *p.* 38 (S. 214)] Vgl. Humboldt, Gesammelte Schriften 5, 328. 226. Die folgenden kleinen Bemerkungen beziehen sich auf ebenda S. 193. 335. 228. 213.

seine erste Arbeit über das Pali (S. 216)] Burnouf und Lassen, *„Essai sur le pali“*, Paris 1826.

seine Abhandlung ist aber lange fertig (S. 216)] *„Commentatio geographica atque historica de pentapotamia indica“*, Bonn 1827.

des Ramayana (S. 216)] *„Ramayana, id est carmen epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi Valmicis opus; textum codicibus manuscriptis collatis recensuit, interpretationem latinam et adnotationes criticas adjecit Aug. Guil. a Schlegel“*, Bonn 1829—46.

eine artige Arbeit über Tausend und eine Nacht (S. 216)] Vgl. oben zu S. 175.

eine *epistola critica expostulatoria* an Herrn Heeren (S. 217)] „An Herrn Professor Heeren in Göttingen über die Abteilung von den Indern in dessen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“ Indische Bibliothek 2, 373.

eine freundschaftliche *epistola critica* an Herrn Bopp (S. 217)] Vgl. auch Schlegels Brief an Bopp vom 7. August 1824 (Lefmann, Franz Bopp S. 97*).

eine *epistola critica* an Jakob Grimm (S. 217)] Diese ist niemals geschrieben worden.

sein Wurzelwörterbuch (S. 217)] *„Radices sanscritae“*, Berlin 1827.

31.

Dieses und das folgende Billet fallen in die Zeit von Schlegels Aufenthalt in Berlin im Frühjahr 1827, während dessen er Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste dort hielt (vgl. Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38, 739). „Schlegel habe ich leider sehr wenig hier gesehen, da er selten die Stadt verläßt“ schreibt Humboldt von Tegel aus am 8. Juli 1827 an Welcker (Briefe S. 143; vgl. auch S. 141).

meinen Aufsatz über den Dualis (S. 218)] Gesammelte Schriften 6, 4; vgl. auch S. 331.

32.

die Bemerkungen über den Nalus (S. 218)] Vgl. auch Lefmann, Franz Bopp S. 104*. Es handelt sich um die Materialien zu der oben zu S. 217 genannten, nicht zur Ausführung gekommenen Schrift.

33.

in der wir ja den Vorzug haben, Ew. Hochwohlgeboren auch zu besitzen (S. 219)] Schlegel war seit 1821 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie.

uns mit einer Inschrift zu erfreuen (S. 219)] Ich habe nicht feststellen können, ob die jetzt am alten Museum in Berlin befindliche lateinische Inschrift „*Fridericus Guilelmus III. studio antiquitatis omnigenae et artium liberalium museum constituit*" von Schlegel stammt.

für Ihren Ramayana (S. 220)] Vgl. oben zu S. 216.

Herrn Lassens *Pentapotamia* (S. 220)] Vgl. oben zu S. 216.

34.

Ihren Hitopadesa (S. 221)] „*Hitopadesas, id est institutio salutaris; textum codicibus manuscriptis collatis recensuerunt, interpretationem latinam et adnotationes criticas adjecerunt Aug. Guil. a Schlegel et Christ. Lassen*", Bonn 1829—31.

in den Prolegomenen (S. 221)] „Was haben Sie denn aber zur Vorrede des Ramayana gesagt? Schlegelischer gibt es nichts auf Erden" schreibt Humboldt am 29. Mai 1829 an Bopp (vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 64).

mit meinem englischen Aufsatz (S. 222)] „*An essay on the best means of ascertaining the affinities of oriental languages*" Gesammelte Schriften 6, 76; vgl. auch S. 332.

in meinem Aufsatz im *Journal asiatique* (S. 224)] *„Mémoire sur la séparation des mots dans les textes sanscrits“* Gesammelte Schriften 6, 31; vgl. auch S. 331.

Volneys Methode (S. 224)] Gemeint ist seine Paris 1819 erschienene Schrift *„L'alphabet européen appliqué aux langues asiatiques“*; vgl. auch Indische Bibliothek 2, 21.

meines Aufsatzes (S. 225)] Gemeint ist der Anhang zu Rückerts Rezension von Durschs Ghatakarparam (Gesammelte Schriften 6, 94; vgl. auch S. 333). Die hier zitierte Stelle steht S. 97.

S. 586—589 (S. 227)] Vgl. Gesammelte Schriften 6, 102.

im *Journal asiatique* (S. 227)] Vgl. ebenda 6, 34.

S. 583 (S. 227)] Vgl. ebenda 6, 99.

als Sie in Berlin waren (S. 229)] Vgl. auch Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 64.

meine Überzeugung befestigt (S. 231)] „Schlegel hat mir geschrieben. Er will nichts von unsrer Worttrennung hören und verteidigt sein System. Er führt aber gar keine neuen Gründe an und meine Überzeugung befestigt sich dadurch nur noch mehr“ schreibt Humboldt am 8. Juni 1829 an Bopp (vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 65).

Bopp und seine Arbeiten (S. 231)] Vgl. zum Antagonismus zwischen Schlegel und Bopp auch die Darstellung bei Lefmann, Franz Bopp S. 144.

Bopps Grammatik (S. 231)] „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache“, Berlin 1828. Das Buch ist Humboldt zugeeignet.

das . . . (S. 231)] Das hier stehende Sanskritwort ist so undeutlich geschrieben, daß es völlig unlesbar ist. Da die hier gemeinten indischen Spottverse Schlegels nicht bekannt sind, so ist keine Möglichkeit der Aufklärung vorhanden.

an den Episoden (S. 231)] Vgl. oben zu S. 174.

da ich versuchte usw. (S. 234)] Für seinen Aufsatz „Über die Verwandtschaft des griechischen Plusquamper-

fektum, der reduplizierenden Aoriste und der attischen Perfekta mit einer sanskritischen Tempusbildung" (Gesammelte Schriften 6, 58; vgl. auch S. 332).

dessen öffentliche Äußerungen über ihn (S. 235)] Vgl. Grimm, Deutsche Grammatik 1[1], 19 (Kleinere Schriften 8, 40).

was er mir noch im vorigen Jahre mündlich sagte (S. 235)] Humboldt hatte Grimm im Frühjahr 1828 auf der Durchreise nach Paris in Kassel aufgesucht.

aus meinem Briefe an Herrn Lassen (S. 236)] Dieser Brief vom Mai 1829 ist erhalten, aber ungedruckt.

hatte eben, ehe ich Ihren Brief erhielt, Bopp darüber . . . geschrieben (S. 237)] Am 8. und 13. Juni 1829; vgl. Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 65. 66.

bei Gelegenheit seiner lateinischen Grammatik (S. 237)] *„Grammatica critica linguae sanscritae"*, Berlin 1829—32.

Teilnahme an dem unglücklichen Ereignis (S. 241)] Am 26. März 1829 war Karoline von Humboldt dem Gatten entrissen worden.

35.

folgendes sind die Tatsachen (S. 243)] Vgl. auch Indische Bibliothek 2, 385. Schlegel betont hier, daß er mit Bopp „immer in freundschaftlichem Wetteifer und Einverständnis für denselben Zweck gewirkt" habe. Das Einzelne findet man in Lefmanns Biographie Bopps und den dort abgedruckten Briefen.

in den Heidelberger Jahrbüchern (S. 243)] Vgl. Sämtliche Werke 12, 437.

einen so ungehörigen Brief (S. 244)] Es ist Bopps Brief vom 26. Mai 1829 gemeint (Lefmann, Franz Bopp S. 108*); Schlegels kurze Ablehnung ist vom 14. Juni datiert (ebenda S. 113*).

dies war mein Fall mit meinem Bruder Friedrich (S. 246)] Friedrich Schlegel war am 12. Januar 1829 gestorben. Die tiefe Differenz zwischen den Brüdern kommt

erst in den vom Dezember 1827 bis zum März 1828 zwischen ihnen gewechselten Briefen (Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 652. 654. 656) zu höchst unerquicklichem Ausdruck. Trotzdem kann ich des überlebenden Bruders Handlungsweise durchaus nicht so hart beurteilen wie Minor (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38, 745), dem Walzel folgt (Friedrich Schlegels Briefe S. XX): es handelte sich hier doch wahrlich um die tiefsten Überzeugungen des Menschen, die der abtrünnige Bruder verleugnete, und eine bei aller geistigen Dankbarkeit für ewig unüberbrückbare Kluft, die sich aufgetan hatte; hier konnte der „Brudermord" Gewissenspflicht werden.

36.

meinen Aufsatz im *Journal asiatique* (S. 247)] Vgl. oben zu S. 224.

wenn nicht der gute Rosen in der Vorrede zu seinen Wurzeln mir darüber Dinge in den Mund gelegt hätte, die nie meine Meinung waren (S. 247)] Rosen beruft sich auf Humboldt mit folgenden Worten (*Radices sanscritae* S. XII): „*Unum scio illustrem autorem, qui ex hac parte patrocinium meum suscepturus sit .... Illius enim sententia, quam ab ipso mox latius expositum iri sperandum est, coram mecum communicata insigni fuit incitamento mihi, ut a recepta hactenus scribendi methodo discederem.*"

den deutschen neusten Aufsatz (S. 247)] Vgl. oben zu S. 225.

in Ihrem Schreiben (S. 248)] „Daß Schlegel Ihnen in anmaßendem Tone schreibt, ist höchst tadelnswürdig. Er ist aber hierin nicht zu bessern" schreibt Humboldt am 13. Juni 1829 an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 66).

Herr Lassen hat mir einen sehr interessanten Brief geschrieben (S. 248)] Vgl. auch Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 67.

von meinem Bruder (S. 249)] Alexander war seit dem Frühjahr 1829 auf seiner großen Reise nach dem Ural und Altai. Zu den hier angegebenen Einzelheiten vgl. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin S. 67. 69. 153.

37.

zum Gegenstande einer eigenen Schrift (S. 249)] „*Réflexions sur l'étude des langues asiatiques, adressées à Sir James Mackintosh, suivies d'une lettre à monsieur Horace Hayman Wilson*“, Bonn 1832 (*Œuvres écrites en français* 3, 95).

eine Abhandlung (S. 251)] „Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen“ Gesammelte Schriften 6, 304; vgl. auch S. 334.

meinen Briefwechsel mit Schiller (S. 251)] „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt“, Stuttgart und Tübingen 1830.

was Schiller, wie ich glaube, nur zu sehr mit Recht über meine Schriftstellerei prophezeit (S. 251)] „Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andre Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein ander Wort) in Schranken halten und auf der andern Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen“ schreibt ihm Schiller am 7. Dezember 1795 (Briefwechsel [3] S. 234). Vgl. auch die feinen Bemerkungen über Humboldts Stil in Schillers Briefe vom 27. Juni 1798 (ebenda S. 293).

eine Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung (S. 252)] Gesammelte Schriften 6, 492; vgl. auch S. 609.

das Wörterbuch (S. 252)] „*Glossarium sanscritum*", Berlin 1830.

38.

der so gehaltvollen Abhandlung (S. 253)] „Über Herrn Professor Bopps grammatisches System der Sanskritsprache" Indische Bibliothek 3, 1.

eine ausführliche Abhandlung über den sanskritischen Formenbau (S. 253)] Sie wurde in die Abhandlung „Von dem grammatischen Baue der Sprachen" eingefügt (Gesammelte Schriften 6, 398).

Ew. Hochwohlgeboren jetzt in England herauszugebende Schrift (S. 253)] Vgl. oben zu S. 249.

Ihre Aufsätze aus dem Berliner Kalender (S. 253)] „Indien in seinen Hauptbeziehungen, 1. bis auf Vasco de Gama, 2. bis auf die neuste Zeit" Berliner Kalender Jahrgang 1829 und 1831. Eine französische Bearbeitung dieser Aufsätze ist nicht zustande gekommen.

eine Rezension von Goethes zweitem römischem Aufenthalte (S. 254)] Gesammelte Schriften 6, 528; vgl. auch S. 611.

39.

der indische Spruch (S. 254)] „Umgang mit Guten, Liebe zu Wischnu und das Baden im Wasser der Ganga, diese drei erkenne man in dem fürwahr nichtigen Leben für das Mark" Hitopadesa 1, 145.

eine Übersetzung (S. 256)] Ein Fragment einer deutschen Übertragung des Hitopadesa findet sich in Schlegels Sämtlichen Werken 3, 61.

Ihre Schrift, welche in London gedruckt werden sollte (S. 257)] Vgl. oben zu S. 249.

40.

die Buddhabilder usw. (S. 258)] Vgl. Über die Kawisprache auf der Insel Java 1, 114. 120. 144.

Ihrer neuen französischen Schrift (S. 258)] Vgl. oben zu S. 249. „Haben Sie wohl schon Schlegels neue französische Schrift gelesen? Ich bin bis Seite 100 gekommen und habe, ob er gleich alles tadelt, doch eine ungewöhnliche Milde im Tone gefunden. Er scheint in dieser Schrift den Lesern alle große Anstrengungen des Geistes und des Gemüts ersparen zu wollen“ schreibt Humboldt am gleichen Tage an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 85).

INDEX.

Druckfehler.

Lies Seite 37, 1 v. u. wird.
„ „ 44, 8 und 12 v. u. Sanskrit.
„ „ 51, 14 v. u. welchen.
„ „ 57, 11 v. u. *bharatasyantikam.*
„ „ 76, 10 Substantiv.
„ „ 77, 16 v. u. Grammatik.
„ „ 109, 13 v. u. vernehmen.
„ „ 137, 8 v. u. Er.
„ „ 213, 14 das letzte Wort ohne *sh.*

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.